Schubert

Parabeln.

Schubert

Parabeln

aus dem

Buche der sichtbaren Werke

von

Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert,
Geheimerath und Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften zu München.

München.
Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Seinen theuren Freunden

den Friedensboten an fernstehende Völker

Christian Barth,
Dr. der Theologie zu Calw,

Samuel Gobat,
Bischof zu Jerusalem,

Dr. Carl Sandreczki
in Jerusalem,

widmet diese kleine Schrift in dankbarer Erinnerung an ihre treue, dem frühe vollendeten Dr. **Johannes Roth** erwiesene Liebe

der um diesen Todten tief trauernde

Verfasser.

Vorrede.

Der alte Verfasser dieser Schrift fühlt sich gedrungen, eben so wie in der nebenstehenden Dedikation, auch hier, im Vorwort seinen Blick auf ein unerwartet frühes Grab zu wenden. Es ist die irdische Ruhestätte einer Fürstin, deren geistige Nähe mich bei dem Niederschreiben dieser Parabeln ohne Aufhören umschwebte. Wären diese Blätter, so wie ich es hoffte, im Druck vollendet, in die Hände der seitdem zu ihrer Ruhe eingegangenen Frau Herzogin Helene von Orleans gekommen: sie würden in ihrem hohen Geiste Nachklänge aus einer Vergangenheit geweckt haben, dahin ich mich bei dem Ausarbeiten dieses Buches öfters versetzt fühlte. Denn lange tönt noch die Melodie eines Liedes, das wir in unsrer Kindheit vernahmen, in unsrer Erinnrung fort, wenn uns auch der wörtliche Inhalt desselben aus unsrem Gedächtniß entschwand.

Vierzig Jahre sind seit jener Zeit vergangen, darin ich mit den beiden jüngsten Kindern des Groß-

herzoglich-Mecklenburgischen Fürstenhauses: dem frühe verstorbenen geistreichen Prinzen Albrecht und seiner Schwester Helene im Garten zu Ludwigslust, unter den Blumen spielte. Die Kinder hörten es gern, wenn ich die schöne sichtbare Welt in der Sprache der Gleichnisse zu ihnen reden ließ; sie erfreuten sich an den Lebensbildern aus der Menschenwelt, namentlich an jenen von guten, frommen Kindern. Die Tonweise meiner Gleichnisse und Erzählungen mag gleichlautend gewesen seyn mit den vier ersten, sowie mit der neunten der nachstehenden Parabeln u. a. m., wenn auch die wörtliche Form der Mittheilungen eine andre geworden ist, als sie im Garten zu Ludwigslust war.

So darf ich wohl sagen, daß die Keime der hier in weiterer Ausdehnung niedergeschriebenen Gedanken schon vor vierzig Jahren durch den Verkehr mit zwei seelenvollen Kindern in meine Seele gelegt wurden.

Nur über den Titel meiner kleinen Schrift habe ich noch Einiges zu sagen. Das Wort „Parabeln" (Gleichnisse) mag mir wohl durch das gleichnamige liebliche Buch des theuren Friedr. Adolf Krummacher ein befreundeter Name für den Inhalt meines Werkchens geworden seyn. Doch bin ich weit entfernt, diese meine Schrift in andrer Weise der meines seligen Freundes an die Seite zu stellen, als etwa ein amerikanisches Dorf, dessen Hütten hinein verstreut sind in die wilde Natur, wegen der

Gleichheit des Namens, den ihm seine Erbauer gaben, neben eine schöngebaute Stadt in der europäischen Heimath.

Wenn man, wie dieß öfter, namentlich auch auf dem Titel meiner Schrift geschehen, die sichtbare Schöpfung als ein Buch der Werke mit dem des geoffenbarten Wortes an den Menschen in Beziehung setzt, dann hat man allerdings in gewissem Sinn und Maße ein Recht dazu. Denn beide: das Buch der Werke und das der Offenbarung sind aus der Macht eines und desselben schaffenden, alldurchwirkenden und bedenkenden Geistes hervorgegangen; der Inhalt beider ist ein Zeugniß von den Thaten des Herrn unsres Gottes. Dennoch kann ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander auf's Höchste nur mit jenem verglichen werden, das zwischen einem bloßen Bilderbuche der heiligen Geschichte und dem beschreibenden Text dieser Geschichte statt findet. Legte man das Bilderbuch für sich allein einem sonst geistig empfänglichen Heiden vor Augen, er würde dasselbe vielleicht mit Wohlgefallen betrachten, die eigentliche Bedeutung aber der Bilder, ohne den Text, kaum errathen. Die sichtbaren Werke, um in der Weise des seligen Matth. Claudius zu reden,[1] sollen unsre Kräfte in Bewegung setzen, sie können uns durch

[1] M. v. Matthias Claudius „der Wandsbecker Bote. Ein Lebensbild von Wilhelm Herbst." (2. Aufl. 1857.) Das Musterbild einer klar aufgefaßten, treuen Biographie.

ihre Schöne an Einen, der noch schöner ist, als sie, erinnern und das Herz nach Ihm entzünden. Aber wenn sie dieses gethan haben, dann haben Sie das Ihrige gethan und weiter können sie uns nicht helfen."

Nur ein solcher, der mit dem Inhalt des andern Buches, in welchem der Text zu den Bildern steht, genau bekannt und vertraut ist, weiß diese zu deuten und betrachtet sie nicht nur, wie der Andre, der den Text nicht kennt, mit Sinnenlust und Wohlgefallen, sondern mit Erhebung des Geistes zur Andacht. „Jener weiß auch, wenn er die Leiter anlegt, schon im Voraus, wohin er steigen will."

Allein in diesem Sinne möchte denn auch der Verfasser dieser kleinen Schrift das Buch der sichtbaren Werke neben und unter das der Offenbarung hingestellt wissen.

Schließlich empfehle ich noch solchen Lesern meiner Parabeln, welche über den Inhalt mancher derselben noch weitere Belehrung wünschen, mein volksthümlich geschriebenes Buch: Spiegel der Natur.

Pähl in Oberbayern, 31. Juli 1858.

G. H. v. Schubert.

Inhalt.

1. Der königliche Geist.

Die Regenwolken waren vergangen, der Winter vorüber; die Blumen waren hervorgekommen; die Turteltaube ließ sich hören im Lande. Auch auf den Mauern von Jerusalem und ihren Zinnen sang der einsame Vogel sein Lied. Die Tochter Zion aber vernahm den lauten Gesang des frühen Vogels nicht, ihre Augen wurden vom Schlaf gehalten; sie wiegte sich in den Träumen eines Friedens, der kein Friede war. Denn mehr noch als Pharao Necho, dessen Macht Nebucadnezar gebrochen, war dieser, der König von Babel, selber zu fürchten, seitdem Jojakim, Judäa's König, der Vasallenpflicht gegen ihn sich entzogen hatte.[1] Jojakim gedachte freilich, er werde in Jerusalems Mauern vor Babylons Kriegsmacht so sicher seyn, wie einst Hiskia vor Sanheribs Heer. Aber nicht die Stärke der Mauern, sondern Hiskia's starker Glaube hatte die Stadt von dem Schwert der Assyrer gerettet, Jojakim und sein Volk hingegen hatten sich gewandt von der Furcht ihres Gottes Jehovah zu dem eitlen Dienst der Götzen und zu Werken der Bosheit; ihren Fels, der sie getragen, hatten sie verlassen; ihres Hortes, der sie gestützt und für sie gestritten, hatten sie vergessen.

[1] 2 Kön. 24, 1. u. folg.

Er aber, der Treue und Wahrhaftige, hatte seines Bundes mit ihren Vätern nicht vergessen, denn Israel sollte Ihm vor allen Völkern der Erde ein Zeuge der Wahrheit seiner Worte und ein Volk der Verheißungen seyn. Zwar die Aussaat der Giftgewächse aus Manasse's Zeit bedeckte den Boden des Weinberges, den Er sich gepflanzt hatte, während aber diese zum Gericht des Feuerofens schon dürr und reif war, keimte im verborgenen Grunde der bessere Same eines neuen künftigen Geschlechtes.

Von der Art eines solchen besseren Samens waren einige jener Knaben, die zur Feier des Frühlinges in einem der Gärten vor den Mauern von Jerusalem sich versammelt hatten, um sich dort im Schatten der Oelbäume an Spielen der Kindheit zu vergnügen.

Wäre ein tieferer Forscher der Züge des Angesichtes an ihnen vorübergegangen, er würde sich mit theilnehmender Aufmerksamkeit vor allem bei der Betrachtung des einen der Knaben verweilt haben. Zwar fast alle konnte man wie einst Gideons Brüder schön nennen, gleich der Könige Kindern, an jenem einen aber — sein Name war Daniel — fand sich in den Zügen der äußeren Wohlgestalt noch ein anderer, höherer Reiz, den die blühende Kraft des Fleisches nicht erzeugen kann. Aus seinen klaren Augen unter der hohen Stirn, aus den friedlich stillen Mienen seines edel geformten Angesichtes blickte ein sinnender Geist hervor, der bei diesem Alter nur selten wohnt. Die Demuth eines liebenden Kindes war in dem Wesen des seltenen Knaben mit einer Hoheit und Würde bekleidet, welche nicht der angeborne hohe Stand, noch die anerzogene äußere Bildung, sondern die Zucht des inwohnenden Geistes der Natur des Menschen giebt.

Die Vergnügungen des schönen Nachmittags sollten nach

dem Wunsche einer Mehrzahl der Knaben durch ein Spiel beschlossen werden, welches bei ihnen unter dem Namen des Königsspieles beliebt war. Man pflegte durch Loose es zu bestimmen, wer unter der Gesellschaft der König, welche andere seine Fürsten, seine Beamten und Hauptleute über das Heer vorstellen sollten. Aber in einem Reiche, das solche Gebieter hat, muß es auch Knechte geben, und dem Loose der Knechtschaft wollten die kleinen Spieler um den Schatten des Königthums, das sprachen viele von ihnen mit lauter Stimme aus, sich nicht unterwerfen. Denn sie alle waren Kinder aus dem Geschlecht der Fürsten und Großen des Landes, denen das Dienen und Gehorchen als ein ungebührliches Ding erschien. Denn schwer verträgt sich der Gedanke der Knechtschaft mit dem Selbstgefühl einer hohen Geburt. Man stritt sich deßhalb darüber, ob man nicht die Rolle der Knechte aus dem Spiele ganz hinweglassen, oder einige Kinder der Sklaven, die in einem Winkel des Gartens saßen, herbeirufen solle, damit sie die Knechte vorstellen möchten.

Daniel hatte schweigend dem Streite seiner Gespielen zugehört, welche zuletzt in ein beleidigendes Gezänk der Einzelnen über den höhern oder niederern Rang ihrer Geburt überging. Er trat jetzt lächelnd unter sie und rief ihnen zu: erbittert euch nicht; ich selber, ohne vorher darum zu loosen, will euer dienender Knecht seyn.

Wie? So sprach der Knabe Asarja, Daniels vertrautester Gespiele. Du willst Knecht seyn? Bist du nicht höherer Geburt, denn wir alle? Ein Sprößling königlichen Geschlechtes aus Davids Stamme? Und wenn das Loos zum Königsstuhle bei unserm Spiel dich träfe, würden wohl wir alle dir williger dienen, als jedem andern unter uns. Denn

du würdest uns nicht, wie neulich Pashur that, als er durch das Loos unser König ward, beleidigen und plagen, denn du bist gütig und verständig.

„Laß mich so wählen wie ich that,“ sprach der Knabe Daniel, denn ich weiß wohl, welcher Segen des Herrn auf der Knechtschaft ruhet. Den Fürsten und Gewaltigen kommt das Herrschen und Befehlen zu, und den Knechten der Gehorsam. Salomo aber, der weiseste unter den Königen, als Gott die Erfüllung der Bitte ihm zusagte, die er an ihn thun werde, erbat sich von dem Herrn ein gehorsames Herz. Was ist aber ein gehorsames Herz anders, als ein solches, das aufgethan ist zum Vernehmen der Stimme und der Gebote des Herrn, wie es Samuel, dem Knaben im Tempel zu Silo, gegeben ward. Wer aber in demüthigem Gehorsam die Stimme des Herrn vernimmt, der wird von Ihm gelehrt und erfüllt mit dem Geist der Weisheit, des Rathes und der Erkenntniß der Thaten und Werke Gottes; mit dem Geiste, der wie ein König das ganze Reich jenes Wissens, das aus Gott kommt, überblickt und in Gottes Kraft dasselbe beherrschen kann. Und wie ein König nicht Theil nimmt an den Werken der Knechte, nicht mit ihnen isset aus gleicher Schüssel, nicht mit ihnen ruhet auf gleichem Lager, so will der königliche Geist, der aus Gott kommt, nicht Gemeinschaft haben mit dem, was nach den Geboten Gottes unrein und gräuelhaft ist. Ein solcher bezeugte sich in Joseph, dem Sohne Jakobs, obgleich er nur ein Knecht in Potiphars Hause war, als er mit Abscheu die Lockungen zur Sinnenlust durch ein unzüchtiges Weib von sich wies, welche vor dem Gesetz Gottes ein Gräuel sind. Und als ihn diese That seines königlichen Geistes in eine noch tiefere Stufe der Knechtschaft hinabstürzte; als er im Gefängniß ein

Diener des Kerkermeisters ward, dessen Befehle er an den andern Gefangenen ausrichtete, da zeigte es sich, daß im Gehorsam der Knechtschaft noch königliche Kraft und Würde sey. Denn der Herr that dem Joseph im Dunkel des Kerkers das innere Gesicht auf für den Rathschluß der verborgenen Zukunft. Und als Pharao den gefangenen Knecht aus dem Gefängniß an seinen Thron rief und ihn zu einem Vater des Volkes und zum Versorger desselben setzte, da war zwar er selber, der Herrscher, höher als Joseph durch den königlichen Stuhl, Joseph aber höher denn Pharao durch den königlichen Geist. Dieser königliche Geist war es, der den Vater des Ephraim und Manasse, den Nasir unter seinen Brüdern, mitten im fürstlichen Glanze seiner ägyptischen Herrlichkeit bei jenem Sinn erhielt, welcher sich lieber zu dem verachteten Hirtenstand seiner Brüder und zu ihren Hütten gesellte, als zu den Bewohnern der Paläste von Memphis. Und noch im Sterben bezeugte sich an ihm der königliche Geist, dem die Ohren geöffnet sind für die Stimme der Gebote und Verheißungen des Herrn. Denn er befahl es dem überlebenden Geschlecht, daß man seinen Gebeinen nicht in den Prachtgewölben der Todten bei den ägyptischen Pyramiden, sondern ein Grab geben möge in dem noch armen Lande der Verheißung.

So ist auch Moses der Knecht Gottes, getrieben durch den königlichen Geist aus Gott, dem Glanz, den die Welt dem Hofe der Pharaonen gab, entflohen. Und als er im Dienst eines Hirten der Schafe Gehorsam gelernt und geübt, da ist ihm, dem Hirten der Schafe, Gott der Herr erschienen und hat mit ihm, auf dem heiligen Berge wie auf dem Zuge durch die Wüste, wie ein Mann mit seinem Freunde geredet. Und der Herr mit seiner Kraft setzte den gewesenen

Schafhirten in Midian zu einem Gott über Pharao, den Herrscher der Völker.

In Thaten des Gehorsams gegen Gottes Gebote sind auch die Propheten so geübt worden, daß sie der Spott und der verfolgende Haß der Menge traf. Und in ihr gehorsames Herz ward ihnen der königliche Geist der Weissagung gegeben.

Darum, wer möchte nicht, wenn die Bitte an den Herrn ihm frei stünde, viel sehnlicher als nach dem königlichen Stuhl nach jenem königlichen Geist verlangen, welcher den göttlichen Rath erkennt und seiner Führung gerne gehorcht. Wem sollte nicht Salomo's Weisheit, welche die Werke Gottes erkannte von der Ceder auf dem Libanon bis zum Ysop, der an der Mauer wächst, ein köstlicheres Gut dünken als alle Pracht des Cedernhauses, das der weise König sich erbaute. Und weil das Gefäß, welches Gott mit seinem königlichen Geist erfüllt, ein gehorsames Herz ist, das in der Schule des menschlichen Gehorsams für den göttlichen erzogen wird, so will ich mich lieber vor euch selbst in unserm Spiele zum Gehorsam eines treuen Knechts bekennen, als meine Augen nach dem Schattenbild einer königlichen oder fürstlichen Würde erheben.

So sprach Daniel der Knabe zu andern Knaben Jerusalems.

2. Die königliche Blume.

Was ist dir, so fragte der Vater seine kleine Tochter, daß du auf einmal hier in deinem geliebten Gärtchen mit so trauriger Miene dastehest, als wäre dir ein sonderliches Leid geschehen? Warest du doch noch so eben, als du nach Monate langer Abwesenheit an der Hand deiner Mutter, die bei der Heilquelle von St. Moritz ihre Genesung fand, herein in unser Haus tratest, so fröhlich, wie ich dich nur etwa am Weihnachtsabend gesehen, wenn bei den hellen Lichtern am Christbaum das Lied der Engel in Menschenweise ertönte? Und kaum hattest du mich und deine Schwestern in lauter Freude begrüßt, da hüpftest du wie ein muntrer Hirsch hinaus in den Garten, zu deinem Blumenbeet, bei dem ich dich sonst niemals anders als vergnügt gesehen, heute aber zum erstenmal so traurig finde.

Ach siehe doch, Vater, antwortete das Kind, was, während ich mit der Mutter in St. Moritz war, hier an meinem Blumenbeet geschehen ist. Die Blätter meiner Rosenstöcke sind von Raupen, die Rosen selber von Käfern gefressen; mein Oleanderstock ist von dem kleinen, ekelhaft weichem grünlich-grauen Geschmeiß der Blattläuse ganz überdeckt; meine prachtvollen Tulpen sind fast ganz verschwunden, weil

die Maulwurfsgryllen ihre Zwiebeln, oder die Schnecken ihre aufsprossenden Blätter verzehrt haben.

Leider ja, so sprach der Vater, nur selten weiß ich mich eines Frühlings zu erinnern, in welchem die Gartengewächse so viel vom Insektenfraß gelitten hätten, als in dem eben vergangenen. Und zwar solche, wie du eben nanntest, am meisten, weil sie für jene Fresser eine beliebte Lockspeise sind. Aber du bist ja auch nur bei den Kranken- und Sterbebetten deiner Blumen stehen geblieben, da haben sich dir deine Augen so getrübt, daß du etwas anderes, das dich leicht über deinen Verlust trösten kann, gar nicht bemerkt hast. Siehe dort, am andern Ende deines Blumenbeetes, hinter dem kleinen künstlichen Felsen, eine Königin der Blumen: die Lilie, mit ihrem in seinen Blättern kräftig grünenden hohen Schaft und ihren zahlreichen, schon geöffneten oder noch in Knospen verschlossenen Blüthen. Heißt es nicht mit Recht von dieser hochgepriesenen Blume, daß auch Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen sey als derselben eine? Komm und freue dich mit mir an diesem gedankenvollen Bilde aus dem Buche der Werke Gottes. Würde doch unser Geist in Wirklichkeit das, was diese Lilie in sinnreichem Schattenrisse ist. Gleicht nicht das sechstheilige Gewölbe ihrer Blüthenblätter einem Tempel von reinem weißem Marmor, aus welchem ohne Aufhören der Duft des Weihrauches aufsteigt und in dessen Innerm die Gesetztafeln vom Sinai — beschrieben von Gottes Hand — verwahrt sind? Die sechs Staubfäden, und in der Mitte ihres Kreises das kräftige, hochwüchsige Pistill mit seinem dreigestaltigen Ende, sollen sie uns nicht eine Mahnung seyn an das so oft wiederholte dritte Wort auf der Tafel der Gebote Gottes: „Gedenke des Sabbathstages, daß du ihn

heiligest?" Siehe, die Staubfäden, die Schattenbilder der sechs Wochentage und ihrer Werke, vergehen bald, das Pistill aber in ihrer Mitte bestehet in der Dauer des Sommers fest, denn es träget und heget in sich den Samen für ein neues Jahr der Zukunft, und wie ein Sonnenstrahl im Thautropfen, spiegelt sich in ihm das Wort vom Sabbath: „Denn der Herr segnete ihn und heiligte ihn."

Wie das Gleichniß eines Menschen, in dessen Haupte königliche Gedanken seines Ursprunges, in dessen ganzem Wesen Kräfte der Ewigkeit wohnen, steht uns nach ihrem vergänglichen Maße die Lilie da. Denn was hat sie, mitten in den Verheerungen deiner andern Blumen, so frisch und gesund erhalten? Muß nicht in ihr eine Kraft und ein Saft seyn, der weder in den Blättern und noch weniger in dem heilkräftigen Oel der Blume für das vernichtende Geschmeiß eine Lockspeise ist. Vor dem Zudrang solcher Gesellen hat sich die Lilie frei und unversehrt erhalten.

Auch dir, mein Kind! möge diese Königin der Blumen nicht nur durch ihre Schönheit und ihren Duft eine Lust der Sinne, sondern ein Wohlgefallen des bedenkenden Geistes seyn: ein Gebilde, das sein Schöpfer mitten vor den andern Kreaturen zu einer königlichen Würde erschaffen hat. Denn in ihm soll wohnen der königliche Gedanke an seines Gottes Gesetz und Erbarmung und die königliche Hoheit, welche als goldener Siegelring am Finger ihres Herrn vor der Befleckung des Rostes und Moders des Verderbens, das aus dem Boden kommt, auf dem die Schlange schleicht mit ihrem Geschmeiß, sich rein und abgeschieden erhält.

3. Der freudige Geist.

Mehr noch als ein anderer Wanderer bedarf der Reisende durch die Wüste eines freudigen Muthes, um nicht dem Trübsinn zu unterliegen. So weit das Auge siehet, dehnt sich wie ein Meer die schattenlose Fläche aus. Nicht aber wie das Gewässer des Meeres als ein klarer Spiegel, blau wie der Himmel, funkelnd von dem darüber hinstreifenden Strahl der Gestirne, sondern gleich dem gelblich fahlen Tuche, mit welchem die Klageweiber einiger Völker ihr Haupt verhüllen, wenn sie hinter der Bahre eines Todten hergehen: ohne Glanz und Schimmer. Der Wind, wenn er über das Meer herfährt, hauchet den Schiffer, selbst in den heißen Stunden des Mittags, mit einem kühlenden Thau an; der Wind aber, welcher über die Wüste herkommt, beengt den Athem wie der Staub einer Dreschertenne, den der glühende Dampf eines Ziegelofens vor sich hintreibt.

Durch eine solche gelbfahle, schattenlose Wüste, deren sandigen Staub seit gestern und heute der Südwind aufwirbelte, waren die Gefangenen aus Jerusalem, unter ihnen der Knabe Daniel, auf ihrem Wege von Damaskus her gekommen. Jene Schaar der Gefangenen, welche heute unter der Obhut bewaffneter Reiter aus dem Heere des

Nebucadnezar an dem Saum einer steinigen Anhöhe hinanzog, war die letzte Abtheilung der Volkshaufen, die der König von Babel mit sich in sein Land führte. In Damaskus hatte man die Tausende der gezwungenen Auswanderer aus Judäa in kleinere Heerhaufen getheilt, in deren erstem sich der noch jugendliche König Jojachin mit seinem fürstlichen Gefolge befand, während ein anderer aus jenen kräftigen Männern und Jünglingen bestand, welche dem mächtigen König zum Dienst in seinem Heer tauglich erschienen. Diese beiden Züge, vor allem der erste, auf Rossen und Kamelen, waren auf dem Weg nach der Königsstadt am Euphrat vorausgeeilt, während der letzte, welcher zum großen Theil aus dem geringeren Volk der Handwerker und Arbeiter bestand, zu Fuße gehend, langsam nachkam. Unter den rüstigen Männern dieses Zuges, die sich der König für den Ausbau seiner großen Babel und ihre Ausschmückung ersehen hatte, fanden sich auch kunstverständige Greise und Knaben, wie Saphatja, der Erzieher und Pfleger des Daniel, und dieser sein Pflegling.

Die Sonne neigte sich jetzt über dem röthlichen Dampf am Horizont zum Untergang; das müde Volk der Ziehenden blickte mit sehnendem Verlangen vor sich hin, ob nicht der Lagerplatz unter Palmen sich zeigen wolle, den man ihnen für heute verheißen hatte. — „Siehe, da ist Tadmor, das euer König Salomo erbaut hat," rief jetzt Harsa, der Hauptmann, welcher den Zug geleitete, den Ermüdeten zu. Und vor ihnen lag, als sie den letzten Hügel erstiegen hatten, das Thal der Palmen, dessen Wasser niemals versiegt: ein gesicherter Wohnsitz des Lebens mitten in der todtenstarren Wüste. Freudig schauten Alle auf die Königsstadt der Einöde welche, obgleich Nebucadnezar auf seinem Zuge nach Jeru-

salem ihre Mauern gebrochen hatte, noch immer herrlich war. Von Saphatja's und seines Pfleglings, des Knaben Daniel, lautem Gesang geweckt, tönte jetzt bald aus Hunderten der Stimmen einer der Lobgesänge, welche einst David der König zu seinem Saitenspiel gesungen.

„Bist du noch immer nicht müde, du muntrer Knabe?" so fragte Harsa der Hauptmann den Daniel, an welchem der Kriegsmann ein besonderes Wohlgefallen hatte. „Du hast auch heute, wie auf dem ganzen Wege von Damaskus her, den Sitz auf einem meiner Kamele, den ich dir anbot, nicht annehmen wollen, sondern bist neben den Kamelen her zu Fuße gegangen, obgleich der heutige Tagmarsch, dem Gluthwind aus der Wüste entgegen, der mühevollste von allen war."

Lächelnd antwortete der Knabe: wie sollte ich Müdigkeit fühlen, hier, wo mich eine heimathliche Luft anweht aus Davids und Salomo's Herrscherreich. Und ist nicht Der, welcher mit David und Salomo war, noch immer Israels Trost und große Kraft? Er, mein König und mein Gott, ist auch mit mir und ziehet mit mir aus der Wüste unter die Palmen von Tadmor ein.

Harsa, der Hauptmann, obgleich er die Antwort des Kindes nur wenig verstand, winkte ihm Beifall zu und kündigte dann mit lauter Stimme dem Zuge der Gefangenen an, daß nach den letzten Tagen der Mühen und des Mangels hier in Tadmor reichlicher für ihre Pflege gesorgt und ein Ausruhen von etlichen Tagen ihnen vergönnt sey.

Der Hauptmann ritt voran und ihm folgten die Gefangenen, deren ermüdete Füße in der Hoffnung, die man ihnen gab, neue Kraft empfingen. Aus dem Munde Vieler ertönte ein Lobgesang „von der Freundlichkeit des Herrn und von seiner Güte, welche ewiglich währet."

Unter dem Heerhaufen des Volkes, der heute als der letzte nach Tadmor kam, fand sich noch mehr als in den beiden ersten, die schon voraus nach Babel waren, ein Kern jenes gläubigen Israels, der mitten unter den Verführungen zur Abgötterei, welchen der größere Theil der vornehmen Juden erlegen war, treu an Israels Gott und seinen Verheißungen festhielt. Vor Allen aber leuchtete Saphatja der Greis in Kraft des Glaubens hervor. Dieser, ein vormaliger Diener des frommen Königs Josia, war auch ein Freund und Genosse im Hause von Daniels Vater, und nach dem Tode desselben ein Pfleger und Erzieher des verwaisten Knaben gewesen, der mit kindlicher Liebe an dem Greise hing. Als deßhalb in Damaskus der Haufe der Gefangenen in mehrere Züge gesondert wurde, hatte sich Daniel von der Schaar der Knaben aus den vornehmsten Geschlechtern gesondert und sich, mit Bewilligung Harsa's, des Führers des Nachzuges, als Kind zu seinem väterlichen Freunde Saphatja gesellt. Dieser stützte sich jetzt, als seine alten Kniee von Müdigkeit wankten, auf die Schultern des Knaben, den er schon früher mit der Kraft von Israels Gott erfüllt und gestärkt hatte. So kamen beide zum Lager der Ruhe, in Salomos des Friedenskönigs Stadt.

Hier fanden die Gefangenen seit den Tagen des Schmerzens, in denen man sie für immer von Jerusalem und seinem Tempel hinweggerissen hatte, wieder die ersten Stunden des Friedens und der Freude. Die vorangezogenen Heereshaufen hatten schon seit mehreren Tagen, bis auf wenige Kranke, die sie bei den Heilquellen des Thales zurückließen, die Stätte des Lagers geräumt, auch viele der Bewohner von Tadmor hatte Nebucadnezar als Gefangene nach Babel geführt; Salomo's Stadt war Juda's jetzt einziehendem armen Volk wie zu eigen dahin gegeben.

Daniel der Knabe, dem vielleicht vor Andern der Sinn für die Herrlichkeit der sichtbaren Welt aufgethan war, zog hier mit jedem Athemzuge ein Gefühl der Lust ein. Denn obgleich das Menschenauge des Sehens niemals satt wird, und mit dem neuen Schönen, welches es sieht, gern ein noch Schöneres vergleicht, das es sonst schon gesehen, wird dennoch der Wanderer, der in das Paradies der Wüste, in Tadmors Felsenbecken eintritt, eines Vergleiches mit anderen Gegenden nicht gedenken, sondern in Bewunderung schweigend das betrachten, was als ein ganz eigenthümlich Neues ihm hier vor Augen steht.

Nach seiner Gewohnheit war der Knabe leicht gesättigt vom Brod und den Datteln, die man den ankommenden Gästen gleich bei ihrem Eintritt ins Lager gab; von der reichlicheren Mahlzeit des Fleisches und des Weins begehrte er nichts. Schon beim Schein des Vollmondes am Abend erging er sich im Wald der Palmen und Granatäpfel und im Gebüsch der blühenden Myrten. Und als der einsame Vogel [1] am aufdämmernden Morgen dasselbe Lied sang, das er zu Jerusalem auf Davids Burg vernehmen lässet, da erhob sich Daniel freudig von seinem Lager. Einer von den Eingeborenen in Tadmor, ein Mann von israelitischem Geschlecht, den man mit Anderen hier zurückgelassen hatte, ward sein Führer, zuerst zu dem Gemäuer von Salomo's Königshaus und in seine Gärten, dann zu Salomo's Bad. Ein Rauch stieg dort in der Kühle des Morgens aus der Felsengrotte und aus dem Bache auf, welcher der Grotte entspringt.

Wird, so fragte der Knabe, dieses Bad geheizt?

[1] Nach Hasselquist die Blaudrossel (Turdus cyanus).

Nicht von Menschenhand, sagte der Führer. Du siehest hier einen von den drei wunderbaren Bächen von Tadmor, welche an Wassermenge immer gleich, in der Regenzeit der Nachtgleichen nicht anschwellen, in der heißen Zeit der Dürre nicht versiegen. Zu jeder Stunde des Jahres und des Tages behält das Wasser die gleiche Wärme, und wie die Gebüsche der Myrten und Granaten an seinem Ufer immer grünen und blühen, so gedeiht auch das Menschenleben durch seine Kraft. Denn die Kranken finden hier Genesung, die Gesunden Stärkung, so daß viele von diesen seinen Genuß dem der frischen Wasserquellen vorziehen, obgleich sein Geschmack ein leicht schweflicher ist. Da bei der Grotte, aus welcher der Bach in ein Marmorbecken fließt, war Salomo's, des Königes Bad.

Während Daniel hier in schweigender Betrachtung stand, vernahm er eine ihm wohlbekannte Stimme, die seinen Namen rief. Es war die Stimme Asarja's, seines Gespielen aus Jerusalem.

Finde ich hier dich wieder, Daniel, so rief der Knabe, den ich und meine Freunde als todt beklagten, als wir, seit unserem Auszug aus Damaskus, dich nicht mehr unter unseren Reihen fanden. Und du bist blühend und gesund, während wir andern im täglichen Leid dahinwelken. Zwei von unsern Gespielen, die dem Ungemach der Reise erlagen, hat man in den Sand der Wüste, einen dritten hier unter den Cypressen begraben, mich mit noch zwei andern ließ man krank hier in Tadmor zurück, um vielleicht im Gebrauch der Bäder zu genesen und dann mit eurem — dem letzten Zuge — weiter zu gehen. Aber dein Anblick hat mich fast noch mehr gestärkt als die Bäder. Finde ich doch in dir den einzigen unter allen andern Knaben aus den

fürstlichen Geschlechtern von Juda, der gesund geblieben ist und stark, denn auch Misaël und Hananja, die man mit mir hier bei den Heilbädern zurückließ, schleichen wie Schatten in Salomo's Gärten herum.

Welches Leid und Ungemach, so fragte Daniel, hat euch denn auf eurem Wege betroffen und wie du sagtest, euch so krank gemacht? War es vielleicht die Ermüdung vom Gehen langer Wege, an die ihr nicht so wie ich durch meinen Pfleger Saphatja gewohnt seyd, oder die Hitze der Tage und die Kühle der Nächte, denen ihr erlagt?

Dies beides, so antwortete Asarja, hat uns nie betroffen, denn wir hielten uns zu den königlichen Kindern und sind gleich ihnen von Damaskus bis hieher auf Läufern (Dromedaren), geschirmt gegen den Stich der Sonne, geritten; des Nachts schliefen wir im Obdach der Zelte.

Waret ihr aber auch, so fragte Daniel weiter, eben so vor dem Mangel als vor der Ermüdung geschützt, ließ man euch vielleicht unterwegs Noth leiden an Speise und Trank?

Wir genossen, so antwortete Asarja, täglich und im Ueberfluß die niedlichsten Speisen, mit denen man den königlichen Haushalt versorgte, auch an süßem Wein und Früchten fehlte es uns nicht.

Hat man euch vielleicht mit gewaltthätiger Härte behandelt und betrübt?

Wenn wir, so sprach Asarja, nicht im eigenen Herzen die Betrübniß gefühlt und genährt hätten, von außen blieben wir mit den Thaten einer bedrückenden Härte verschont.

Aber welche Betrübniß war denn das, welche euch so schwer auf dem Herzen lag?

Kannst du mich das fragen, Daniel, du Sohn der Stadt, welche der Gott Israels sich zum Wohnsitz erwählt

hat? Sollte uns der Schmerz der Scheidung von dem Haus unserer Väter, sollte uns, den Kindern aus fürstlichem Geschlecht, das armselige Loos der Beugung unter ein fremdes Sclavenjoch nicht wehe thun? Sollte nicht, wenn die Lanzenträger und selbst die Hauptleute des feindlichen Heeres dieser Unbeschnittenen, die von Gott nichts wissen, welche Nebucadnezar vielleicht aus dem niedrigsten Pöbelvolk hervorgezogen, uns jeden kleinen Dienst versagten, ja von uns Gehorsam verlangten, sollte uns da nicht ohne Aufhören ein bitterer Unmuth verzehren?

Unter den Heiden gleich wie ein verkaufter Sclave zu stehen, ist allerdings ein jammervolles Loos. Hattet ihr aber nicht in eurem Herzen Worte und Gesänge des Tempels mit euch genommen, die dem Jammer mit Trost begegnen und dem unruhigen Herzen Frieden bringen?

Wie sollte, antwortete Asarja, ein betrübtes Herz des Gesanges pflegen; wem können im lauten Getümmel des Krieges Gedanken des Friedens kommen?

Ihr habt, so sprach Daniel, die sicheren Heilmittel gegen euer Leid von euch gewiesen, obgleich sie in eurer Hand lagen; die Heilmittel, deren Kräfte von höherer Art sind, als die der Wasser des Amana und Pharphar bei Damascus und alle Arzneien der Apotheken.

Und welche Heilmittel sollten das seyn? fragte Asarja.

Ich will dir die Geschichte meiner Reise von Damascus bis hieher und meine Lebensweise beschreiben, in dieser Beschreibung wirst du wohl jene Heilmittel und ihren Gebrauch kennen lernen.

Von Jerusalem aus bis Damascus, als die Gefangenen Juda's noch mit Nebucadnezars Heer zogen, waren, wie du weißt, unsere Züge noch nicht geordnet, sondern wir waren

truppweise unter das Kriegsheer verstreut, doch stand nach Nebucadnezars Befehl das Haus des Königs Jojachim unter besonderer Obhut und Pflege, und wir Kinder aus den Häusern der Fürsten wurden, wenn wir dies suchten, zu Jojachims Haushalt gezählt. Ich aber suchte dies nicht, ich hielt mich zu Saphatja, dem Pfleger schon meiner frühesten Kindheit. Mit ihm, welcher treu an den Geboten unseres Gesetzes hielt, genoß ich in der Stille das Brod, das er mit eigener Hand bereitete. Denn Saphatja, der alte Meister in der Kunst des Erzgusses, stand bei Nebucadnezars Hofmeister in so besonderer Achtung, daß man ihn nach all seinem Begehren mit Mehl, mit Oel, mit Gemüse und Früchten versorgte. Aber des Fleisches und anderer schon bereiteten Gerichte begehrten wir nicht, damit wir in ihnen uns nicht versündigten am Gesetz; auch des Weines pflegte Saphatja sich zu enthalten. So habe ich denn auf der ganzen Reise bis hieher nur von Brod, von Früchten und Wasser und, wo uns dieses vergönnt war, von der Milch der Heerden gelebt und befand mich dabei wohl.

Aber das Gesundseyn oder Kranksein kommt nicht allein von Speisen und Getränken; ein krankes Herz schüttet gar oft sein Leid über alle Glieder des Leibes aus, und mein Herz war krank, als ich aus Jerusalem, der hochgebauten Stadt, als ich von dem Tempel, als ich von dem Hause meiner Väter hinweggerissen wurde. In den ersten Tagen, so möchte ich wohl sagen, waren Thränen meine Speise Tag und Nacht. Da sang eines Morgens Saphatja zu seinem Saitenspiel das Lied, welches sich in den Tagen des annahenden Unglückes über Jerusalem in dem Tempel zuerst hören ließ, und das so bald nachher ein Trostlied der

Gefangenen Juda's geworden ist.[1] Bei den Worten: „was betrübst du dich meine Seele und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist," sahe Saphatja mich mit liebevoll ernstem Blicke an, und meine Thränen flossen nicht mehr. Du mein Sohn, so sprach er, warum bist du so traurig, gleich Denen, die keine Hoffnung haben? Weißt du nicht, daß diese Einnahme von Jerusalem durch ein Heer der Feinde, daß unsere Hinwegführung nach Babel nach dem Wort der Propheten, nach dem Rathschluß und Willen Gottes über uns gekommen ist? Dieser Weg, auf den wir durch unsrer Väter und durch unsere Schuld verstoßen sind, ist dennoch ein Weg den Gott uns führt; wir wollen ihn deßhalb mit willigem Herzen und freudigem Geiste gehen. Dein Gott und dein Herr selber sagt zu dir: Ich bin es, der dich sendet, und ich werde mit dir seyn, wohin du auch gehest. Darum sey, was du jetzt nach Gottes Rathschluß seyn sollst. Nicht mehr ein Knabe im Hause der Fürsten zu Jerusalem, sondern ein Gefangener des mächtigen Königs zu Babel, der nun dein Herrscher ist und dem du in Allem, das nicht gegen Gottes Gebot ist, gehorchen sollst.

Ich habe seitdem oft das Trostlied der Korahiten gesungen und in ihm mein freudiges Herz wieder gefunden. Ich gedachte jetzt nicht mehr dessen, was ich in Jerusalem gewesen, wollte nicht mehr seyn, als die Kinder der Gefangenen meines Volkes, unter denen Saphatja sich fand. Gleich ihnen ging ich zu Fuß neben den Kamelen her; was die Hauptleute und ihre Diener uns geboten, das that

[1] Man vergl. den 42. Psalm.

ich mit willigem Herzen; ihre Erhebung und ihre Gewalt über uns betrübte mich nicht, denn sie war ihnen von Gott gegeben. Darum neigte mir Gott das Herz unserer Gewalthaber zu, daß ich von ihnen nicht wie ein Gefangener und Knecht, sondern wie ein Freier geachtet war.

So hatte mir Gott ein williges Herz geschenkt, zu gehen wohin Er mich führte. Aus dem willigen Herzen aber ist mir der freudige Geist gekommen. Denn wie Assaph es gesungen hat und mein Saphatja es ihm nachsang: „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn."

Ein Lichtstrahl des freudigen Geistes fällt ja selbst auf die Creaturen um uns her. Er ist es, welcher im Gesang der Lerche laut wird und sie emporhebt nach dem Himmel. Und wenn mein sterblicher Leib mich zur Erde zog, oder eine Wolke der Betrübniß mich beschatten wollte, da rief ich die Worte: „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich an deiner rechten Hand. Du leitest mich nach deinem Rath und nimmst mich endlich mit Ehren an."

Siehe mein Asarja, das war das Heilmittel, das mich auf unserer beschwerlichen Reise so gesund und wohlauf erhielt. Ein williges Herz, zu gehen und zu bleiben auf Gottes Wegen und ein freudiger Geist, der sich an den Herrn hält.

Asarja, und mit ihm auch die beiden andern Knaben aus Judäa's Fürstenhäusern, Misaël und Hananja, die Daniel hier in Tadmor fand, nahmen sich das zu Herzen, was dieser ihnen sagte. Ehe sie zu ihm kamen, war es ihnen Sorge gewesen, daß sie jetzt nicht mehr mit dem königlichen Gefolge ziehen und so der besseren Pflege entbehren sollten. Bald aber gefiel ihnen Saphatjas geistige Pflege

besser, als jene leibliche. Sie hatten bei Tadmors Bächen, die aus verborgenen Tiefen der Felsen kommen, einen Quell der Freude und der Ermuthigung gefunden, dessen Wasser nicht nach kurzem Lauf durch die Wüste im Sande versiegt und welches anderer besserer Heilkräfte voll ist, als Salomo's Bäder in der Palmenstadt.

4. Freudvoll und leidvoll.

Mohamed, der Prophet, so sagt die Dichtung, hatte eine Taube, die sich auf seine Schultern setzte und ihm Dinge in das Ohr sagte, welche für andere Menschen ein fest versiegeltes Geheimniß sind. Einst, als er über das Feld ging, vernahm er die Stimme einer Lerche, welche hoch und lange schwebend in der Luft, der abendlichen Sonne ihr Lied sang. Auch andere Lerchen sangen ihr Abendlied, keine aber von allen that dieses so wie jene eine. Angeregt vom Geist der Töne, der den Leib vom Zuge der Schwere nach dem Boden hinab entbindet und ihn nach oben hebt, waren die andern auch, aber ihr Flattern, ihr Schweben ging nicht so hoch, hielt nicht so lange an, die Laute des Liedes kamen nicht so schmelzend und rührend aus einer Tiefe des lebendigeren Gefühles, welches in der Seele des Hörers zur gleichen Tiefe dringt.

Mohamed, der entzückte Seher, war ein Vertrauter der Natur, welcher zwar nicht auf dem Wege des scharfsichtigen Forschens in das Gesetz der Gestaltungen sich hineingedacht, wohl aber durch ein inneres Vernehmen in das lebendige Regen und Bewegen derselben hineingefühlt hatte. Sein Ohr war ihm geweckt, sein mitfühlendes Herz war ihm

aufgethan für die lauten wie für die leisen Töne des Sehnens und der Trauer, des Hoffens und der Freude der auf ihre Erlösung harrenden Creaturen.

Was ist es, so fragte er seine Taube, was diese Lerche in ihren so tief angeschlagenen Tönen uns verkünden will? Ich fühle, daß dieser Gesang eine besonderer sey, wie keine andere Lerche mir ihn heute wie gestern sang. So lautet die Stimme eines schmerzvollen Sehnens, welchem seine Erfüllung; die Stimme eines tiefen innern Leides, welchem ein hohes äußeres Glück begegnet. Doch der Grundton des Gesanges ist, so gut die Creatur dieses vermag, ein jubelnder Wohllaut; ein Dank gegen Gott ihren Herrn. Ist dieser befiederte Sänger vielleicht ein unlängst vermählter Liebender, der sein Glück nach langen, schweren Kämpfen gefunden, oder ein neulich Wiedergekehrter aus den Gefahren der Fremde in die sichere Ruhe der Heimath?

Ganz nahe, o Herrscher, so sprach die Taube dem Mohamed in sein Ohr, hast du den Sinn des Vogelliedes errathen und in Menschenworten wiedergegeben. Die Lerche, welche da sang, hat erst in diesem Frühling die muntere Genossin ihrer Wanderungen über Land und Wasser und mit ihr dort, auf dem armen steinigten Feld, eine bleibende Heimath gefunden. Ihr Nest lag am Rande des Ackers dem Scharfblick des Raubvogels offen, welcher gestern zwei der Jungen daraus nahm und sie zerfleischte. Zwei andere aber von ihnen sind hüpfend ihm entronnen und haben im Gebüsch der Rosen sich gerettet. Dort fand das Elternpaar sie wieder. Das Leid that wehe und in rührender Weise singt die Lerche. Aber in noch höherem Schwung, als jemals sonst, erhob sich aus dem Schmerz über den Tod der geraubten Kinder die Lust und Freude über das Wiederfinden

der geretteten; und der Dank, hervorbrechend aus der Tiefe eines schwer betrübten Gemüthes, hebt und trägt dieses so leicht und hoch hinauf, als die Last des Schmerzes sie vorhin niederzog.

Wie eine Stimme der menschlichen Sänger als eine vollkommene gepriesen wird, welche die Töne der Höhe, wie die der Tiefe in gleicher Kraft und Reinheit singen gelernt hat, so ist die lebende Seele selbst im singenden Vogel schon dann des lieblich rührendsten Ausdruckes mächtig, wenn sie nach dem Dunkel der Nacht das Aufgehen des lichten Morgens, nach dem langen kalten Winter der wiederkehrende Frühling erfreut. Und in noch viel höherer Weise wird für den Menschen der freudige Geist aus dem Leid und dem Dunkel des schweren, stillen Duldens und Harrens geboren. Gott aber ist es, aus dessen Kraft beide: das stille Dulden wie der freudige Geist kommen.

5. Das freudige Wirken auf Hoffnung.

Im Schatten seines Palmbaumes saß Antonius der Einsame und schaute unverwandt zu der nahen Felswand hinauf. Ihm nahte sich Hilarion, der Jünger, welcher erst neulich zu den Vätern in der Thebais gekommen war. Er grüßte mit dem Gruße des Friedens; Antonius aber, in ernstes Sinnen vertieft, schien ihn nicht zu hören, noch zu bemerken. Schweigend blieb der Jüngling neben dem Altvater stehen, und betrachtete verwundert sein Thun, das ihm an solchem Manne als ein ungewöhnliches Ding erschien. Denn niemals sonst hatte er den Vater, den Einsamen, anders als im Gebet und Lesen der Schrift und in fleißigem Arbeiten der Hände gesehen, oder bei dem Wort der Belehrung, des Trostes und der geistigen wie leiblichen Pflege der Brüder ihn getroffen, wie ja vor allem bei ihm jeder Tag des Lebens in das Werk des Gebetes und der Arbeit, im Empfangen der Gaben von oben und in das Darbringen derselben an Andere getheilt war. Heute aber schwieg der Mund des Alten vom Gesang der Psalmen und vom Werk des Gebetes; die fleißigen Hände ruheten vom alltäglichen Flechtwerk der Palmenblätter und Fasern.

Endlich konnte Hilarion nicht mehr länger schweigen.

Was ist es doch, so fragte er näher tretend, was du, mein Vater! mit solch gespannter Aufmerksamkeit dort an der Felswand betrachtest? Ist an ihr doch nirgends eine Inschrift, noch ein grünes Kraut zu sehen, sondern nur der Staub der Wüste, der näher für unser Auge am Boden liegt. Und du sitzest in so tiefes Sinnen verloren vor dem bestäubten Gesteine da, wie etwa sonst, wenn du in deinem Pergament die Worte der Schrift liesest. Ja wenn du dieses thust, oder selbst wenn deine Hände in Arbeit sind, da bezeugen es Töne der Psalmen und einzelne Worte aus deinem Munde, daß dein Geist zu den Gedanken an Gott und göttliche Dinge sich erhob. Heute rührt kein solch äußeres Bewegen deinen Geist an. Und wie kann das anders seyn? Welche Töne eines Lobgesanges, welche Gedanken an Gott und Ewigkeit könnte die hinstarrende Betrachtung eines bestäubten Felsen in der Seele eines Antonius wecken? Du lässest, wie mir scheint, bei offnen Augen deinen innern Sinn ruhen und schlafen, denn auch im Schlafe, so lehrtest du uns, kann die Seele bei Gott und in Gott seyn.

Lächelnd deutete Antonius mit dem Finger an eine Stelle der Felswand hinan. Lerne deine Augen recht öffnen, mein Sohn, und siehe aufmerksam dorthin, wo mein Blick verweilte. Worte einer Inschrift von Menschenhänden siehst du dort nicht, wohl aber ein Wortzeichen aus Gottes Hand, welches nicht minder als ein Wort im Buche der Offenbarung, von Gott und Ewigkeit uns zeuget.

Bemerkst du nicht dort an jenem dunkleren Vorsprung des Felsengesteines das emsige Thun einer Schwester von uns Einsamen in der Thebais? Es ist ein kleines Geflügel, von der Gestalt einer Biene, welches da auf Hoffnung seinen Bau für einen zukünftigen Tag anlegt. Die Körnlein

des Staubes und Sandes, befeuchtet mit Wassertropfen aus dem nahen Quell, trägt die arme Kleine mit kräftiger Anstrengung hinauf zu ihrem Bau, fügt sie in einzelne Zellen zusammen, die zu einem gemeinsamen, rundlichen Obdach sich wölben. In jede der einzelnen Zellen legt sie ein Ei und trägt zu diesem das Futter hinein, von welchem das noch umgebene Gewürm des Jungen sich nähren, zur Puppe entschlafen und zur geflügelten Gestalt der Biene erwachen soll. Das ist ein Werk auf Hoffnung, deren Erfüllung das Auge der Mutter nicht sehen wird. Denn ehe das nicht erscheinende Leben in der Larve zu einem erscheinenden wird und in geflügelter Gestalt aus der Thüre seiner Zelle in die Welt hervorgeht, ist der Lebensfunke in der bauenden und vorsorgenden Mutter erloschen; der Windhauch der Wüste hat den Staub ihres zarten Leibes mit anderem Staube vermischt.

Nicht ein Erscheinendes selbst, sondern — ich brauche hierin vorbildlicher Weise das geistig bedeutende Wort von einem kleinen lebenden Thiere: — die Hoffnung auf dieses Erscheinende ist es, welche die arme Mutterbiene zu ihrem mühevollen, niemals ruhenden Tagewerk antreibt und ihr die Kraft gibt, in wahrhaft wunderbarer Weise dabei auszudauern. Ja die Hoffnung auf ein Künftiges ist es, welche auch hier an diesem belebten Stäublein so mächtige Dinge thut. Und warum sollte ich nicht das wiederholen, was ich euch, meine Söhne, öfters gesagt habe und wovon ich auch neulich mit dem Philosophen aus Alexandria sprach, der hier uns besuchte, als dieser sich darüber wunderte, daß ich gar keine Bücher zu meiner Belehrung und Unterhaltung habe, als das geschriebene Wort Gottes. Ihm sagte ich, daß ich außer diesem einen auch noch ein anderes, gar großes Buch bei

mir habe, in welchem ich beständig lese: das Buch der Werke Gottes, die sichtbare Natur, die mir gar oft zu einer erläuternden Gleichnißrede des Buches der Offenbarung dienet. Denn das Wort Gottes und die sichtbare Welt, welche durch dieses Wort gemacht ist, stehen zusammen wie Seele und Leib. In der Natur, als in seinem Leibe, spricht sich das geoffenbarte und schaffende Wort in sichtbarer That und Geberde aus. Und da ergeht es mir denn, bei der Betrachtung der Natur, wie einem lehrbegierigen liebenden Kinde, das seinem Vater gern auf jedem seiner Schritte und Tritte folgen möchte. Der Vater redet zu dem Kinde in unmittelbarer Nähe durch das Wort seines Mundes und durch die lebendigen Geberden, mit denen er dieselben begleitet. Das Kind lernt ihn verstehen. Der Vater tritt hinaus ins Freie zu anderm Volk und redet mit diesem. Das Kind vernimmt von der Rede nur einzelne Töne, sieht aber die Geberden des Vaters und die Wirkung seiner Rede auf die Hörer. Es möchte aber immer gern wissen und verstehen, was sein Vater will und thut. Darum schaut es aufmerksam hin, um aus den Geberden des Vaters zu vernehmen, was derselbe dem Volke lehrt.

Siehe, mein Sohn, das, was ich vorhin hier am Felsen so aufmerksam betrachtete, das war ein Wort der Rede Gottes zu seinen Menschen. Ich habe dasselbe oft aus seinem Munde vernommen, wenn Er mit mir sprach von einem Harren auf eine künftige Offenbarung der Kinder Gottes, welchem alle Creaturen auf Hoffnung unterworfen sind. Denn schaue nur weiter um dich her: die Mauerbiene in dem mühseligen Werk ihres Baues, das sie auf Hoffnung betreibt, ist es nicht allein, an welcher uns jenes Erwarten und Harren sichtbar wird. Auf tausend und aber

tausend Seiten des unermeßbar großen Buches der Natur tritt uns dasselbe Bild vor Augen von dem Abmühen des einen, durch die Sichtbarkeit hindurcheilenden Geschlechtes der Lebendigen für ein anderes künftiges, das noch nicht zur Sichtbarkeit gekommen ist; von der Sorge, womit etwa ein thierisches Elternpaar den noch ungeborenen Jungen ihre Wohnstätte erbaut; der Pflege derselben mit unablässigem Fleiße sich hingibt; mit Gefahr des eigenen Lebens das ihrige schützt.

Die einzelnen Creaturen neben uns vergehen zwar und sterben dahin, noch aber bestehet in unsern Tagen das Geschlecht der Raben und der Tauben, von denen Noah aus der Arche die Boten aussendete. Und wenn auch die Seele des Raben, welcher nicht wieder zur Arche kam, in Ewigkeit nie zur leiblichen Sichtbarkeit wiederkehrt, so geht doch das Urbild seiner Art in die Aeonen selbst einer neuen Schöpfung hinüber. Denn dieses Urbild ist ein Gedanke Gottes, des Schöpfers; es ist von der Natur der Engel, welche niemals sterben. Und wie die Seele der Mauerbiene, wenn sie die Zellen ihres Lehmhauses baut und mit dem Nöthigen ausstattet, das Bild des noch ungeborenen Geschlechtes ihrer Jungen gleich wie vor Augen hat, so stehet vor jeder sichtbaren Zeugung der Geschlechter der Lebendigen das Urbild: der schaffende Gedanke, welcher als bleibender erscheinen wird, wenn jene aus dem Dienste des vergänglichen Wesens entlassen sind.

Ein andres ist es mit dem Menschen. Ihm vorzugsweise ist die Verheißung von einer künftigen Offenbarung der Kinder Gottes und ihrer herrlichen Freiheit unmittelbar und persönlich gegeben. Gleich wie ein Licht, das bei Nacht entzündet wird, alle Dinge, die neben ihm in einer dunklen

Zelle sind, erleuchtet und hell macht, wird auch er die Creaturen zu Mitgenossen seiner zukünftigen Freiheit machen. Denn wie nur im Lichte selber, nicht in den Wänden und in den Geräthschaften der dunklen Zelle die leuchtende und erleuchtende Kraft liegt, so bezeuget sich nur an unsern Wesen der Geist, welcher zu Gott saget: Abba, lieber Vater; der Geist, durch welchen wir zur Kindschaft Gottes berufen und bereitet sind. Ja, wir haben schon jetzt die Erstlinge dieser Kindschaft empfangen. Das ist der freudige Geist, welcher ohne Unterlaß uns treibet, in Hoffnung auf das uns sicher verheißene Erbe, fleißig und treu zu seyn in dem Tagwerk und Beruf unseres Erdenlebens für die Ewigkeit. Zu solchem Fleiß ermahnt mich wie dich die kleine, für ein Künftiges sich abmühende Creatur an der Felswand, und wir wollen das Bild, das sie uns gibt, wohl beachten und zu Herzen nehmen.

6. Die Kämpfe und Siege des freudigen Geistes.

Alle Creaturen der Sichtbarkeit sind uns ein Gleichniß des Wortes, welches der Geist Gottes zu den Menschen geredet hat, der Mensch aber, wenn er durch Christum eine neue Creatur geworden, soll ein Gleichniß des göttlichen Geistes selber seyn. Der Geist in Gott und aus Gott war es, welche mit den Schwingen der Liebe über der neuen Schöpfung der Erde schwebte, als er in das grausenhafte Dunkel das Licht, in den Abgrund des Verderbens das Leben und den Frieden wiederbrachte. Wie der Geist ewig in Gott ist, so hält sich der aus dem Geist geborene Mensch treulich und fest an seinen Gott, in dessen Willen sein Wille ruhet. Und dieses Halten an Gott ist seine Freude; denn nur in dem Herrn ist, nur aus Ihm kommen Freude und friedliches Wesen, deren Sonne von keinem Leid der Erde, von keinem Schmerz, noch vom Tode ausgelöscht werden kann. Darum heißet auch der Geist, mit welchem Gott das Menschenherz erfüllt, ein freudiger Geist. Das Thun und Wesen dieses freudigen Geistes soll uns das Beispiel eines Treuen im Lande der Sterblichen bezeugen, der nun längst eingegangen ist in die ewigselige Ruhe seines Herrn, als ein Kämpfer, welcher recht gekämpft und

die Krone des Lebens erlangt hat aus Gnade und durch Gnade.

Der Name, den dieser Mann auf Erden geführt, hieß Ephraim How, sein Gewerbe war das eines Schiffers, der Ort seiner Geburt und seines Grabes war New-Haven in Neu-England. Der ehrwürdige Increase Matther,[1] welcher den How kannte und sein Leben zuerst beschrieben hat, nennt uns denselben einen gottseligen Mann, das heißt einen solchen, der schon auf Erden selig war in seinem Gott. Und daß er dieses gewesen, bezeugt uns sein Verhalten auf der Leidensfahrt nach Boston. Ich habe die Geschichte dieser Fahrt und ihres glücklichen Ausganges durch Glauben ausführlicher, nach J. Matther, beschrieben;[2] hier hebe ich nur jene Züge aus derselben hervor, daran man erkennen kann, was der freudige Geist aus Gott im Menschen schaffet und ist.

Die Seefahrt von New-Haven nach Boston am 25. August 1676 scheint glücklich und schnell vergangen zu seyn und ebenso das Geschäft, welches so bald beendigt war, daß How schon am 10. September die Heimfahrt beginnen konnte. Schien doch an dem frommen Manne der Spruch wahr zu werden: Was du wirst vornehmen, wird Er dir lassen gelingen; und das Licht wird auf deinen Weg scheinen (Hiob. 22 v. 28). Die Sonne der Gnade Gottes leuchtete hell in seinem Innern; von außen führte ihn sein Weg durch ein grünendes Gefilde des Segens.

Aber es sollte nicht immer so bleiben. Es sollte sich

[1] In seinen Remarkable Providences.

[2] In meiner kleinen Schrift: „Die Ruhestunden eines alten Auswanderers," welche, im Besitz der Diaconissen-Anstalt zu Kaiserswerth, vielleicht bald veröffentlicht werden wird.

zeigen, ob das Licht des freudigen Geistes in seinem Innern das Licht einer wirklichen Sonne, nicht das eines schnell vorbeischwindenden Meteors oder die Flamme eines brennenden Waldes sey. Wäre sie dieses gewesen, dann würde sie nicht, wie die Sonne, auch durch das fluthende Regengewölk den Tag hell gemacht haben, sondern bald verloschen seyn.

Das kleine Fahrzeug, in welchem der Schiffer How am 10. September unter Segel ging, konnte zwar nur eine Last von 17 Tonnen tragen und war wenig geeignet, einen starken Kampf mit den Elementen zu bestehen, aber es trug höhere Güter als jene sind, darein die Kaufleute den höchsten Werth setzen; es trug sechs Menschen, in deren Seelen die Furcht Gottes ihre Wurzeln geschlagen und bereits Früchte ihres Wachsthums angesetzt hatte, welche jetzt großentheils bald reifen und eingeerntet werden sollten. Der Vater Ephraim hatte zu der Reise nach Boston seine beiden ältesten Söhne mitgenommen; Jünglinge, die nach ihrem Maße, von gleicher Liebe zu Gott ihrem Herrn erfüllt waren als ihr Vater; zu ihnen hatte sich der Sohn eines edlen Freundes in New-Haven, des William Jones, eines Herrn im Magistrat, gesellt; ein älterer, in den Wegen Gottes wohl erfahrener Mann, Namens Agur, war der fünfte, der Schiffsjunge der sechste Gesellschafter bei der Fahrt.

Der Wind, anfangs günstig, setzte bald der Fahrt sich entgegen; er trieb das kleine Schiff zurück in den Hafen von Boston. Hier war damals aber eine schwere Seuche ausgebrochen, an welcher viele Menschen starben. Vater How wurde von derselben ergriffen, doch erlag er ihr nicht, sondern nach etlichen Wochen erhob er sich freudigen Geistes von seinem Siechbett, und, obwohl noch schwach an

Kräften und leidend, steuerte er am 10. October bei damals gutem Winde von neuem der Heimath zu. Hatte er doch mit dem eigenen Leben seine besten Schätze: das Leben seiner Söhne und der andern drei Gefährten gerettet; er war voll freudigen Vertrauens zu seinem Gott. Aber dieses Vertrauen mußte bald seine neuen immer schwereren Proben bestehen. Bei Cap Cod schleuderte der Sturmwind das Fahrzeug weit in das Meer hinaus; der älteste Sohn des Schiffers erkrankte und starb am eilften Tag nach der Ausfahrt aus Boston, ihm folgte nach wenig Tagen der zweite Sohn auf das Krankenlager und zur Bestattung seines Leichnams im Meer.

Hielt jetzt wohl auch der Vater Ephraim aus in seinem Gottvertrauen, blieb der freudige Geist in ihm bestehen? Ja er blieb es. Der Alte bezeugte es nochmals öfters, daß, als er seine beiden Söhne so im Frieden Gottes und dem Festhalten an seiner Gnade in Christo selig dahin scheiden sah, der Schmerz der Natur in ihm zu einer Freude des Geistes geworden sey; er konnte den Tod der Jünglinge nicht beklagen, sondern für ihre Erlösung aus der Noth und dem Jammer der Erde und ihren Heimgang zur ewigen Ruhe Gott nur lobpreisen und danken.

Und die innere Tageshelle des freudigen Geistes, wenn auch jetzt ihre Sonne getrübt war, gab selbst dem noch immer krankhaft schwachen Leibe des Mannes Kraft, denn er mußte jetzt, nach dem Tod seiner treuen Gehülfen, der Söhne, nicht nur der Arbeit des Steuermanns, sondern noch einmal dem Geschäft eines Krankenpflegers vorstehen. Auch der Sohn seines Freundes, der junge Jones, erlag der Seuche, starb in aufrichtiger Buße und in dem kindlich treuen Vertrauen auf Gottes Gnade in Christo.

Nur die drei: der Schiffsjunge, der alte Freund Agur und der vereinsamte Vater How, waren jetzt noch am Leben, das bei dem alten Schiffer nur durch die Kraft des freudigen Geistes gehalten wurde, wenn er, damit der Wind und die Wogen ihn nicht hinwegrissen, zuweilen 24, ja einstmals selbst 36 Stunden, in nassen Kleidern, ohne Erquickung durch eine warme Speise, am Steuerruder sitzen mußte. Und als nun auch dieses, das Steuerruder, brach, und das armselige Fahrzeug ohne menschliche Hilfe dem Treiben des Sturmes und der Wogen dahingegeben war; als dasselbe endlich in einer stürmischen kalten Decembernacht an einem Felsenriff, dem Cap Sable gegenüber, gescheitert war und die drei Schiffbrüchigen mit dem Leben sich gerettet hatten, da hatte der alte Ephraim noch das höchste Läuterungsfeuer seines freudigen Geistes zu bestehen. Ich habe die Geschichte dieser schweren Heimsuchung und das elende Loos der drei Geretteten auf ihrer wüsten Felseninsel ausführlicher beschrieben.[1] Hier will ich nur von einem endlichen Siege des Glaubens und seines freudigen Geistes reden.

Der Winter mit all seiner Noth ging zu Ende; die drei Vereinsamten auf ihrem wüsten Felsen lebten noch, obgleich nicht selten eine halbe Möve oder Krähe für den ganzen Tag ihre Nahrung gewesen war, ja einstmals in stürmischer Winterszeit fünf Tage lang ihnen jede Speise gemangelt hatte. Namentlich bei dieser letzten Gelegenheit war der Spruch ihnen eindrücklich geworden, daß der Mensch nicht vom Brode allein, sondern von jeglichem Worte lebe, das aus dem Munde Gottes gehet, denn sie hatten bei jenem fünftägigen Fasten keinen Hunger und keine Entkräftung

[1] In meiner oben erwähnten kleinen Schrift.

gefühlt; das Gebet war ihre Speise gewesen. Als nun aber jetzt im warmen Lebenshauch des Frühlings auch in den drei Vereinsamten die Hoffnung auflebte, da erkrankte und starb im März der alte Agur: der treue Mitgenoß der Leiden, der kräftige Theilnehmer an dem Segen und dem Trost des gemeinsamen Gebetes. Am 2. April starb auch der Schiffsjunge und How war jetzt mit sich und seinem Gott ganz allein gelassen. Zwar das Alleinseyn mit Gott hat seine Freuden, das Alleinseyn aber mit sich selber seine Schrecken der Ewigkeit. Der Mensch steht da vor dem Angesicht seines allwissenden Richters und siehe es ist kein Anderer mit ihm; da ist Nichts, daran er sich halten und stützen, Nichts damit er sich schützen und decken könnte. Der alte Glaubensheld How mußte durch die sengende Hitze dieser geistigen Wüste hindurch. Sein ganzes vergangenes Leben von Kindesbeinen an bis zur Grenze des Greisenalters liegt offen vor ihm da, wie ein Buch, erleuchtet wie von dem Licht eines göttlichen Urtheiles. Wie wird doch in diesem Licht so klar erkannt, was jeder tiefer im Herzen wurzelnde Gedanke, jede Neigung, jedes Wort, jede That, wenn sie aus einem des allgegenwärtigen Richters vergessenden Sinn hervorgehen, so gering sie in den Augen der Welt erscheinen mögen, in Gottes Augen eine schwere Schuld des Abfalles sind. Wenn aber auch mit dem Einsamen auf dem dürren Felsen an jedem Morgen das Leid und die Reue über diesen Abfall erwachte, wenn auch diese Schmerzen durch die sorgenvollen Stunden der einzelnen Tage ihn begleiteten, die jeden derselben zu einem Bußtag machten, so ließ sich doch jederzeit daneben eine Stimme des Propheten vernehmen, die den alten Ephraim How bei seinem Taufnamen rief. Die Stimme laut und kräftig sprach zu dem gebeugten Mann:

„Ist nicht Ephraim mein theurer Sohn und mein treues Kind? Denn ich gedenke noch wohl daran was ich ihm geredet habe: darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich seiner erbarmen muß, spricht der Herr" (Jerem. 31 v. 20). Da gesellte sich dann ohne Aufhören, wie die liebe Sonne, die an einem warmen Frühlingstage durch die Wolken bricht, welche das Land mit einem milden Regen befruchtet haben, zu dem Geist der Trauer und der Thränen, der freudige Geist, welcher weiß an Wen er glaubt und weiß, daß er an Gott einen durch Christum versöhnten lieben Vater hat.

Nun, wenn dieser freudige Geist über ihn kam, da betete er auch täglich, wer mag ihm das verargen, zu Gott seinem lieben Vater, daß er ihn doch aus dieser trostlosen Wüste der Felsen erlösen und wieder nach New-Haven zu den Seinigen und zu der Gemeinde der Christen führen möge. Er betete das in kindlicher Ergebung in Gottes Willen; doch mag es ihm jedesmal wehe gethan haben, wenn ein Fahrzeug der Fischer von dem benachbarten Cap Sable herüber mit aufgespannten Segeln ganz nahe an sein Felsennest kam, die Leute aber darinnen auf keines seiner Nothzeichen achteten, sondern ohne zu landen weiter fuhren. Es geschah dieses von den Fischern nicht aus Hartherzigkeit, sondern aus Furcht, denn die Europäer in Neu-England waren damals mit den Indianern in einem blutigen Kampfe, sie meinten der vor Frost und Hitze gebräunte Mann auf der Insel sey einer von den Feinden und andere Seinesgleichen lauerten versteckt.

Die Mitte des Sommers war jetzt vorbei. Da, eines Tages, im Juli, fühlt er sich im Geist und Gemüth ganz besonders getrost und stark. Der freudige Geist, mit seiner

Seele und Leib durchdringenden Kraft, hatte gesiegt. Viele Tage, so gedenkt er, sind jetzt für dich nur Buß- und Bettage gewesen. Wie? solltest du nicht auch einmal heute ein Lob- und Dankfest feiern, an welchem du nur der unzähligen Wohlthaten, wunderbaren Rettungen und aller Erweisungen der väterlichen Erbarmung und Güte deines Gottes gedächtest und statt vor Ihm nur zu trauern und Ihn um Rettung anzuflehen aus deiner leiblichen Noth, an Ihm und in Ihm dich freutest und ganz vergnügtest. Er folgt diesem mächtigen Triebe des freudigen Geistes und daknieend auf seinem Felsen wird ihm sein Gebet zu einer aufjauchzenden Lust und Wonne, in welcher er Alles um sich her und seiner selber vergißt. Er hat es nicht gesehen noch gehört, daß ein Schiff aus Salem in Neu-England seinem Felsen genaht war und ein Boot ausgesetzt hatte, das zu ihm kam. Die Leute hatten ihn beten sehen und dabei in ihm den nothleidenden Christen, an seinen armen Lumpen den Europäer erkannt. Sie brachten ihn am 18. Juli 1677 nach Salem und von dort kam er zu den Seinen.

Das war ein Sieg des freudigen Geistes.

7. Die stumme Gemeinde.

Die Sonne hatte sich schon hinter die westliche Gebirgswand gesenkt und noch sah Wilibald der einsame Wanderer kein Ziel nach Ende seiner heutigen Tagreise. Je weiter er in dem Engthal hinauf ging, durch welches noch ein Durchgang in die Wildniß der Hochgebirge möglich schien, desto näher war er einem Damm der gestürzten Felsenstücke gekommen, welcher jedes weitere Fortschreiten verwehren mußte. Denn welche andere Füße als die des Steinbockes oder der Gemsen konnten den nach oben fast senkrecht steilen Felsen hinanklimmen, der an seinem Fuße gleichwie mit dem Schutt eines zertrümmerten Weltbaues bedeckt war. Wurden doch hier fortwährend das Auge und das Ohr, zur Rechten wie zur Linken, durch die losbrechenden, herabrollenden Gesteine aus der Nähe, und durch den Donner der stürzenden Lawinen aus der Ferne erschreckt. Und der junge Wanderer war allein und ohne Leitung eines Führers hier in der nur selten von Menschen betretenen Einöde der Alpen.

Wie die hohen Thürme, die über die Häuser hervorragen, dem Fremdling in den Gassen einer großen Stadt, so hatten ihm noch die schneeweißen Gipfel der Alpen zu Merkzeichen und Wegweisern gedient auf der letzten Hälfte

seines heutigen Weges; wie Feuersäulen in der Nacht hatten sie den Schein der Abendsonne hereingestrahlt in das Dunkel der Bergkluft; bald aber sollte jetzt die Sonne zur Rüste gehen und die Feuersäulen mußten erlöschen. Was sollte der Wanderer thun? Zwar in seiner noch jugendlich blühenden Kraft war er schon durch manches sonnenheiße Thal und durch manche im Winterfroste erstarrte Gegend bei Tage wie bei Nacht gezogen, niemals aber war er noch von aller Menschenhilfe verlassen so in einen ihm unbekannten Winkel der Erde getreten, als dies heute ihm geschehen. Und die leibliche Kraft bedurfte zu ihrer Erhaltung der leiblichen Mittel. Diese aber, in einem genügenden Maße, waren ihm schon seit etlichen Tagen versagt gewesen. Denn seitdem er die lombardische Ebene am Ufer des Verbanersee's [1] verlassen hatte und mit einem Führer aus celtischem Stamme, dessen Sprache er nicht verstund, über das unwirthbare Gebirge gezogen war, hatte er mit diesem Führer nur die Mahlzeit der Wurzeln und Waldbeeren, oder des rohen Fleisches der Murmelthiere getheilt. Im Rhonethal trennte er sich von seinem Führer, denn hier fand Wilibald Hüttenbewohner, die seine deutsche Mundart verstanden. Seine erste Frage an diese war die nach dem Wohnort des frommen Einsiedlers Alban. Denn ihn, den hochgepriesenen Schüler Alberts des Großen, des Meisters in allerlei Kunst und Wissen, wollte Wilibald auf seiner Heimreise von Rom nach dem Lande der alten Sachsen besuchen. Alban war nach seines Meisters, des großen Albert Tode zuerst nach Lugdunum (Lyon) gezogen, dann am Rhodanusflusse hinanwärts, um nach seiner Weise dem Volke das Licht des

[1] Jetzt Lago maggiore.

Christenglaubens und den Kranken Heilung zu bringen. Denn in Alberts Schule zu Cöln war er in beiden Wegen des Wirkens wohl unterwiesen und geübt worden. Je höher er jedoch im Alter kam, desto höher führte ihn sein der Stille begehrender Geist in die einsamen, dem Geräusche der Städte entzogenen Gebirge hinauf und jetzt war sein gewöhnlicher Aufenthalt nahe bei den Quellen der Rhone.

Alban, der gottgeheiligte Mann, war weithin unter dem Volk bekannt und als Wohlthäter von ihm gepriesen. Denn die Seelen, in denen er das Licht des Glaubens erwecken und stärken wollte, suchte er selber, die aber, welche in Krankheit und anderer Noth seiner Hülfe und seines Rathes begehrten, suchten ihn auf, ohne hiebei die Weite des Weges zu beachten.

Das gastlich treumeinende Volk, in dessen armen Hütten Wilibald übernachtete, hatte ihm gesagt, er solle nur auf seinem Wege im Thale hinanwärts sich immer so nahe an den Strom halten, daß er diesen noch rauschen hörte, er würde dann in so viel Zeit, als die Sonne von ihrem Aufgehen bis zum Ansteigen nach ihrem Mittagsstande gebraucht, zu der kleinen Kapelle kommen, bei welcher die Hütte stehe, welche Alban während des Winters bewohnte. Dort werde er erfahren, wo der Einsiedler jetzt im Sommer zu finden sey. Denn in der warmen Zeit des Jahres suche der Alte die Kräuter, den Bezoar und die Steine, daraus er seine Heilmittel für Kranke bereite, und lasse nur selten sich im Thale sehen.

Damals, am Ende des 13. und im Beginn des 14. Jahrhunderts, war das mächtig schöne Walliserland, am oberen Laufe der Rhone noch zum großen Theil eine Wildniß der Felsen und Wälder. Da wo jetzt Kirchen und Dörfer, mit

Gärten und Feldern stehen, lag seit Jahrtausenden unaufgeräumt und von der Menschenhand unberührt, der Schutt und Graus der Gesteine, welche das Gewässer und die Lawinen von den Gebirgen herabgeführt hatten. Wo die Menschen im Thale hinauf ihren Weg nahmen, das deutete nur hin und wieder das tröstliche Zeichen eines Kreuzes an. Denn fast unmerklich waren die Spuren des Pfades, welchen etwa die Füße der wenigen Wanderer, die ihn gingen, betreten hatten. Und wenn sich vom Flusse hinweg ein scheinbar viel begangener Steig zeigte, der durch den Wald und das dornige Gebüsch führte, dann bemerkte der Wanderer, der ihm folgte, gar bald, daß dies nicht ein Weg von Menschen gebahnt, sondern ein Fußpfad der Bären sey, den sich diese auf ihrem täglichen Gang vom Gebirge zum Wasser herab gebildet hatten.

Endlich noch vor Mittag hatte Wilibald die Kapelle und bei ihr die Hütte des Einsiedlers erreicht, die ihm von den Hirten bezeichnet war. Er fand die Hütte offen, in ihr aber war nichts zu sehen, als das Lager von Moos und einige Geschirre zum Kochen der Arzneien. Wohl aber zeigte sich in der Nähe der kleinen Einsiedelei ein altes Mütterchen, welches wildwachsende Kirschen und Beeren sammelte. Diese beschrieb ihm den Weg am Rhonegletscher vorüber gegen den Grimselberg hin, auf dessen Alpenwiesen Alban jetzt verweile. Gerne hätte die Alte den Fremdling selber den Weg dahin geführt, aber sie war zu diesem Geschäft zu kraftlos und konnte ihren Urenkel, den kaum dreijährigen Knaben, der allein mit ihr war, nicht verlassen.

Wilibald war, so gut er es vermochte, der Weisung gefolgt und hiebei in das Engthal gekommen, bei dessen vom Absturz der Felsenstücke verschlossenem Ende wir vorhin

ihn verließen. Ermüdet setzte er sich auf einen bemoosten Stein nieder. Die Reise des heutigen Tages hatte seine Kräfte mehr denn jede andere erschöpft, welche er auf seinem Wege aus dem deutschen Vaterlande nach Rom und von dort bis an die Rhone gemacht hatte. Denn vorhin ging er, wenn auch auf mühsamen, doch auf menschlich gebahnten Straßen und Pfaden, und hatte bald einen Führer und Begleiter an der Seite, bald konnte er andere Menschen, die der Gegend kundig waren, in den Dörfern oder auf dem Felde um den Weg befragen. Heute aber war sein Ansteigen über die Felsen hinauf und hinab und durch das Gebüsch und den Wald hindurch öfters nur ein unsicheres Herumirren gewesen, das allein von der Stellung der Sonne eine zurechtweisende Kunde erhielt. Was aber bei solchen Anstrengungen die Kräfte der Glieder an Frische verloren, das hatte an dieser der Hunger gewonnen. Denn das sparsame Frühstück von etwas Milch und Käse, das er am frühen Morgen in der Hütte der armen Hirten genossen, hatte das Verlangen nach eigentlicher Sättigung nur geweckt, nicht befriedigt. Jetzt aber blieb dem müden und hungrigen Manne nur die Aussicht auf ein Lager am steinigen Boden, auf welchem er ohne Erquickung durch Speise und Trank, ohne ein Obdach oder eine schützende Decke in der durch die Nähe der Gletscher kalten Nacht das Licht des Morgens erwarten mußte. Doch er sammelte sich im Gebet und war getrost.

Nicht lange hatte er hier geruht, da vernahm er ein Geräusch, wie vom Fußtritt eines Kommenden über das rollige Gestein. War es vielleicht einer der Bären, von denen er mehrere auf seinem heutigen Wege gesehen? Es war schon so dunkel in der Bergschlucht, daß man, was

nur wenig Schritte entfernt war, nicht mehr unterscheiden konnte. Doch wachte in ihm eine Hoffnung auf: der Fußtritt, den er hörte, sey vielleicht der eines Menschen, den Gott in dieser Noth als hilfreichen Engel ihm gesendet. Er erhob sich von seinem Sitze und ging nach der Gegend hin, von welcher das Rauschen der rollenden Steine kam. Da stand vor ihm ein Mann, der durch das Begegnen eines Fremden hier an dieser Stelle eben so überrascht schien, als dieser von dem seinigen. Wilibald begrüßte ihn mit dem Gruße der Christen und der Andere erwiderte die Worte des göttlichen Lobes mit dem Gruß der Ewigkeit. Welche Freude war es für den rathlosen Wanderer, als er an diesem Gruß einen der deutschen Sprache kundigen Christen erkannte. Auch über den Stand des Mannes ließ ihn die nähere Betrachtung desselben nicht in Ungewißheit, denn sein Pelzrock von Bärenfell, der Bogen in seiner Hand, die erlegte Gemse auf seinen Schultern verriethen an ihm das Gewerbe des Jägers. Da gewann Wilibald ein Vertrauen zu dem Manne mit wildem Bart und zottigem Haar und fragte ihn, ob er nicht wisse, wo Albans des Einsiedlers Hütte sey?

Willst du zu Vater Alban? fragte der Jäger mit zutraulich freundlichem Ton der Stimme. Zu dem will ich dich gerne führen, doch für heute ist es zu spät dazu. Du sollst diese Nacht an meinem Feuer dich wärmen und mit mir auf meinem Lager schlafen.

Wilibald folgte der Einladung gern und der Jäger ging ihm voran nach einer Felsenkluft hin, deren Eingang von dem Schatten des gegenüber liegenden Berges und durch den aufsteigenden Rand des Gesteintrümmerhaufens für den fremden Wanderer verdeckt gewesen war. Die Kluft führte

zu einem allmälig ansteigenden Gebirgspaß nach der Grimsel hin, und zu Albans, des Einsiedlers, Sommeraufenthalt.

Unter dem Dach einer vorspringenden Felsenklippe hatte sich der Mann seine kunstlose Hütte erbaut. Hier brannte schon das Feuer, das ein Sohn des Jägers angezündet hatte, welcher zum Hinabtragen der Jagdbeute in das Thal, zur Wohnung seiner Mutter und seiner Geschwister hieher bestellt war. Zu dem heutigen Abendessen für alle drei fand sich noch Fleisch von der Ausbeute der gestrigen Jagd und als Zukost zu diesem hatte der Knabe das Gerstenbrod mit sich gebracht. Der Hunger des Wanderers ward reichlich gestillt und auf dem Lager von Moos, in der Nähe des wärmenden Feuers, schlief er so sanft als sey er daheim.

Die Sonne beleuchtete schon die hohen Dachgipfel des Alpenschnees und im Thale dämmerte der Morgen hell, da weckte der Jäger seinen Gast und beide machten sich auf zum Besuch des Vater Alban.

Wir werden es heute, sagte der Jäger, obgleich wir schon etwas später kommen als sonst ich zu thun pflege, dennoch leichter haben als an andern Tagen, den Vater Alban aufzufinden. Es ist Sonntag, da geht der Vater nicht zum Einsammeln der Kräuter und Steine aus, sondern bleibt still in seiner Hütte, welche wir Jäger für ihn erbaut haben. Dort hält er einen Sonntagsgottesdienst für uns vereinzelte Hirten und Jäger der Alpen. Wenn das geschehen, dann geht er nicht weit von dort in einen Krystallkeller, den er seine Engelskapelle nennt. An einem andern Wochentage sollten wir wohl Mühe haben, um ihn, der in seinem hohen Alter noch immer die Felsensteige der Gemsen geht, etwa auf der einen oder der andern Alpenmatte aufzufinden. Auch sieht er es nicht gern, wenn wir Jäger

ihm auf seinen Wanderungen nachgehen. Denn vor uns fürchten sich die scheuen Thiere, welche dort auf der Weide sind. Er aber tritt unter die Heerden der Gemsen hinein und sie grasen ruhig fort; die scheue Gais des Steinbockes mit ihrem erst vor wenig Tagen gebornen Zicklein naht sich furchtlos seiner Hand, um aus dieser das Brod mit Salz bestreut zu nehmen, das er gewöhnlich für solche Freundinnen bei sich trägt. Weiß man es doch, daß er mit seinem drohend aufgehobenen Stabe den Bären hinweggescheucht hat, der eine junge Gemse ergreifen wollte, die den ganzen Sommer wie ein zahmer Hund ihm folgte. Ja man erzählt noch viel wunderbarere Sachen von dem Vater Alban, der, wie man zu sagen pflegt, alle Thiere und alle Menschen hier im Gebirge wie verzaubert hat, weil alle ihn fürchten und lieben und ihm zu Willen seyn müssen.

In solchen Gesprächen waren die beiden zur Hütte des Einsiedlers gekommen. Sie fanden ihn da nicht. Nun wohl denn, sagte der Jäger, wir sind heute zu spät zur Sonntagsfeier in die Hütte gekommen, ich weiß ihn aber schon zu finden. Die Hirten haben sich heute an dem schönen Morgen schon ungewöhnlich frühe in der Hütte eingefunden und er, nach beendigtem Gottesdienst, ist zu seiner Engelskapelle in den Krystallkeller gegangen. Ich habe auf unserm Wege gesehen, daß Ihr ein muthiger und geschickter Bergsteiger seyd. Für jeden Andern wäre der Weg, den ich Euch führen will, ein Weg der Schrecken und der Todesfurcht, wo nicht, wenn der Schwindel ihn packte, geradezu ein Weg des Todes selber. Deßhalb kann auch niemals dort ein Besuch der müßigen und neugierigen Wanderer den Vater in seiner sonntäglichen Stille stören. Ihr aber, ein Pilger aus Rom, der ihn so mit Mühe aufsuchte, werdet ihm nicht unwillkommen seyn.

Allerdings hätte wohl schwerlich ein anderer Wanderer, ohne die sichere Hand eines solchen Führers wie der Jäger war, es gewagt, über die zuweilen kaum handbreit hervorragenden Leisten des Felsengesteins hinüber zu klimmen, welche öfters wie die vereinzelt stehenden Reste einer zerstörten Treppe bald hinauf bald hinabwärts bestiegen werden mußten, und zu deren einer Seite der gähe Fels keinen Anhalt für die Hand, zur andern der Abgrund in die ferne Tiefe des Thales keinen Anhalt für das Auge darbot. Der Jäger zog und stützte, wo es nöthig war, seinen Begleiter, und dieser, ohne eine Anwandlung von Furcht oder Schwindel, folgte ihm, bis sie beide auf einer Terrasse ankamen, die von der Natur durch ein abgelöstes und an die Bergwand angelehntes Felsenstück gebildet war.

„Hier ruhet ein wenig aus," sagte der Jäger, „ich will Euern Besuch dem Vater Alban ankündigen. Was aber soll ich ihm von Euch sagen?"

Sage ihm nur, sprach Wilibald, ich sey ein Schüler seines Meisters und habe ihm Grüße aus Rom zu bringen.

Nach wenig Augenblicken war der Jäger wieder da. Ihr seyd dem Vater Alban, so rief er, ein willkommener Gast, und ich soll Euch zu ihm bringen.

Nur etliche Schritte weiter hinanwärts, da öffnete sich in einer Felsenspalte der Eingang zu dem Krystallkeller. Die Morgensonne in gerader Richtung strahlte in diesen hinein und Wilibalds Auge war von dem Glanz einer noch nie gesehenen Herrlichkeit geblendet. Was waren all die gepriesenen Werke der Menschenhand und die Schätze der fürstlichen Paläste, die er auf seinen Reisen bewundert hatte, gegen die Kleinode in der Schatzkammer der Natur, in welche er hier hineinblickte!

Es giebt eine Lust der Augen, welche nicht über den Kreis des sinnlichen Vergnügens hinausreicht und die, von der Natur des Fleisches, mit diesem dahinwelkt und stirbt. Eine andere Lust der Augen ist jene, an welcher nicht der äußere Sinn allein, sondern mehr noch als dieser der denkende Geist sich vergnügt, weil dieser in dem was seine Augen schauen, seine Ohren hören, die Gedanken seines Gottes, den Ton seiner Stimme vernimmt und erkennt. Solche Lust gewährt uns das Buch der großen Werke Gottes, wenn wir mit beachtendem Geist seine Worte lesen, den Wohllaut der Stimmen seiner Lebendigen hören. Eine solche gedankenvolle Lust der Augen wird in jenen Schatzhäusern der Tiefe gefunden, in deren eines Wilibald jetzt hineintrat. Schon die Völker des Alterthums hatten die Fundgruben der reinen, durchsichtig klaren Bergkrystalle gekannt und diese als prunkende Zierde in die Paläste und Tempel gebracht; noch in unsern Tagen öffnet zuweilen ein glücklicher und kühner Forscher der Hochgebirge die verschlossene Ader eines Ganges, der zu einem solchen Thronsaal des Erdinnern führt. Zu der „Engelkapelle" des Einsiedlers Alban hatten nicht menschliche Hände mit den Waffen ihrer Spitzhauen und Hämmer den Eingang gebahnt, sondern dieser war durch die Natur, durch den Absturz einer Gebirgswand weit aufgethan. Wilibald sah da staunend die Bergkrystalle, fast von der Höhe und von vielfachem Gewicht eines Mannes; neben ihnen die buntfarbigen mächtigen Würfel des Flußspathes und die im milden Glanze des Mondlichtes strahlenden Adulare, sowie andere von ihm noch nie gesehene Glanzgestalten des hochgebornen Steinreiches. Das Licht des Tages fiel hell genug in die Lusthalle des Gebirges herein, dennoch waren die Augen des Fremdlinges von dem, was

ihrem Blick hier zum erstenmal begegnete, so gehalten, daß sie die Ehrfurcht gebietende Gestalt des Greises, der im hinteren Grunde der Höhle saß, nicht bemerkten. Alban aber erhob sich und kam seinem Gast mit den Worten entgegen: Sey mir gesegnet, mein Sohn Wilibald der Sachse. Ich habe dich schon seit einiger Zeit erwartet, denn ein brüderlicher Mitschüler noch von mir und von Thomas von Aquin, der alte Petro von Siena, welcher in Rom lebt, hat mir durch einen seiner Schüler, der unten im Thal mich besuchte, deine Ankunft gemeldet.

Die beiden, der Greis Alban und der noch im frischen Mannesalter blühende Wilibald, waren bald miteinander bekannt und so vertraut wie Vater und Sohn.

Ihr Gespräch hob von den Erinnerungen an, die sie beide noch an den geliebten Lehrer Albert im Herzen bewahrten. Alban hatte diesen zu gleicher Zeit mit Thomas von Aquin in Köln aufgesucht und seinen Unterricht als treufleißiger Schüler genossen. Damals war Albert noch frisch und kräftig; ein Reicher an Geist, wie wenig andre Menschen, durch den mächtigen Umfang seines Wissens, mit welchem er wie ein unbeschränkter Herrscher waltete. Wilibald war erst in späterer Zeit, einige Jahre nach dem (gewaltsamen) Tode des Thomas von Aquino nach Köln gekommen und hatte da in vertrauterem Umgange mit dem „Meister derer, welche wissen" (so könnte man für seine Zeit den Albert, wie Dante den Aristoteles, benennen), mit ihm in dem gleichen Kloster gelebt.[1]

„Ich habe," so erzählte er, „als ich zu ihm kam, den

[1] Ein treues Lebensbild des Albertus Magnus gibt uns neuerdings Dr. Joachim Sighart in seinem lesenswerthen Werk von gleichem Titel. Regensburg, 1857.

großen Lehrer nur noch im milden Glanz einer untergehenden Sonne gefunden, in welche man ungeblendet und gern hineinschauen mag, ja ich bin zuletzt noch ein Zeuge jener wunderbaren Veränderung gewesen, die an dem Geiste des seltenen Mannes vorging, als dieser, noch ehe er die sterbliche Hülle des Leibes ablegte und das neue Gewand der Ewigkeit empfing, zuerst noch von den glänzenden Gaben seines Wissens und hohen Verständnisses entkleidet wurde. Er, zu dessen Füßen vorher die einsichtsvollsten Männer als ehrerbietig hingebende Schüler saßen, ruhete jetzt selber als ein demüthiges, still hörendes Kind zu den Füßen seines Gottes, der solche von der Welt bewunderte Gaben wie ein hochzeitliches Kleid seinen Menschen leihet und von ihnen wieder zurücknimmt, damit es offenbar werde, daß alle gute Gaben nur von Ihm kommen. Aber ich kann wohl sagen, daß ich bei ihm, dem demüthig stillen, kindlichen Greise eben so viel empfangen und gelernt habe, als die glücklichsten Schüler aus seiner geistig kräftigen Zeit. Wenn ich bei Albert saß und ihn zuweilen, fast wie einen unmündigen in der Wiege, mit den Blumen aus seinem Klostergarten so lieblich zart und vergnüglich spielen sah, da war mir es, als fühlte ich um ihn das Naheseyn seines Gottes und als sey ich wie er in der Gesellschaft jener Engel im Himmel, von denen Christus der Herr sagt, daß sie allezeit sehen das Angesicht seines Vaters im Himmel. Denn diese, zum schützenden Aufsehen auf die Kleinen bestellten, seligen Geister spielten mit dem alten Kinde und bei ihrem Wiegenlied ist er auf Erden entschlafen für das Erwachen der Ewigkeit, bei welchem sein Geist selber schauen, wissen und erfahren wird, mehr denn alle Menschenweisheit es lehren kann, wer Gott sey und zu welchem unvergänglichen Erbe Er seine Menschen erschaffen und bereitet habe."

Du hast mir, sagte Alban, aus der Seele gesprochen. Das, was dir in der Nähe des kindisch gewordenen Greises widerfuhr, würde auch mir widerfahren seyn.

Aber nicht nur in seinen letzten Lebensjahren, sondern schon in der Zeit seiner frischen Kraft war in Albert — zugleich mit dem beredten Geist des menschlichen Wissens, von dessen Worten sein Mund überfloß — ein schweigender stiller Geist, unter dessen Walten er zuweilen mitten in dem unermüdlichen Fleiße seines Tagwerkes wie ein Träumender da saß und feierte. Er verstand es nicht nur an sich selber, sondern auch an Andern, was dieser stille schweigende Geist bei uns wolle, wenn er der sichtbaren Sinnenwelt gegenüber als ein Träumender, in der unsichtbaren geistigen Welt der Gedanken aber als ein Wachender sich nahet. Als deßhalb der größeste und geistvollste seiner Schüler, Thomas von Aquino, wegen seines stillverschlossenen, schweigsamen Wesens von seinen Mitschülern der stumme Stier genannt wurde, pflegte er von ihm zu sagen: von dem Gebrüll dieses stummen Stieres wird einst noch die Welt wiederhallen.

An Albert konnte man es wahrnehmen, daß nicht nur in Stunden der Einsamkeit, sondern auch dann, wenn er als Lehrer unter uns stand und mit beredtem Munde auf alle Höhen und in alle Tiefen seines großen Wissens uns hinführte, ein schweigender, züchtigender Geist über ihm schwebte und ihm zur Seite sich gesellte. Dieser war es, der je zuweilen dem Fluß der Rede des Lehrers einen Stillstand gebot, als ob er neben den anscheinend unfehlbaren Orakelsprüchen des menschlichen Wissens, wie ein Wachender in einem Schlafsaal der Träumenden schweigend dahin gehend, im Stillen ein anderes gedächte als das war, was diese mit lauter Stimme schwatzten. Dieser schweigende Geist, der ein anderes sinnet

als die Menschenrede ausspricht, ist — deß bin ich versichert — bei ihm geblieben, als die Weisheit der Welt auf seinen Lippen verstummt war; es ist der Geist, welcher uns, wie die Schrift sagt, mit unaussprechlichem Seufzen vertritt, auch wenn uns selber das Mitreden mit seiner Rede versagt ist. „Ein Anderer, den wir nicht hören," so pflegte Thomas von Aquino zu uns zu sagen, „spricht mit Albert, wenn er zuweilen mitten in seiner Rede innehält. Das ganze Thun und Wesen des Mannes erscheint mir immer wie ein Bürger und Genosse von zwei Reichen, und wenn er mit uns von den Herrlichkeiten und Wundern der sichtbaren Welt spricht und eine ihrer Erscheinungen und Gestaltungen uns zeigt, da ist es mir, als schauete er neben den sichtbaren Dingen noch andere, unsern Augen verborgene an, und sey im Verkehr mit unsichtbaren Kräften, deren Naheseyn und Einwirkung er uns ahnen ließe, was uns mit Gefühlen und Gedanken der Anbetung, zuweilen auch wohl mit Gefühlen eines fast unheimlichen Staunens erfüllt."

Albert, als ein Kenner und beherrschender Meister der Naturkräfte, ist deßhalb von der unverständigen Menge, so wie Virgil in der späteren Volkssage der Italiener als ein Zauberer betrachtet und verschrien worden, und vielleicht ist es dir, mein Sohn Wilibald, nicht unbekannt, wie — so erzählt man sich — einstmals auch sein vertrautester Schüler, mein Freund Thomas von Aquin, in der Anwandlung eines solchen grauenhaften Gefühles den von seinem Meister mühsam und kunstreich gefertigten redenden Negerkopf als ein Werk der Dämonen in seinem Feuereifer zerschlug. Wurde doch selbst der mitten im Winter blühende Garten, durch dessen Anblick Albert den Kaiser überraschte, von Vielen für ein Werk der Zauberei gehalten. —

Du sprachst so eben, mein Vater, sagte jetzt Wilibald, von dem geistigen Verkehr, in welchem unser alter Meister Albert durch sein mühsames Forschen und seine vielseitigen Kenntnisse mit der äußeren sichtbaren Natur stand. Mir ist diese Richtung seiner geistigen Thätigkeit immer ein Räthsel gewesen. Freilich habe ich den großen Lehrer weniger als du und deine nächsten Mitschüler durch das lebendige Wort seines Mundes, sondern mehr nur aus seinen Schriften kennen gelernt, auch habe ich keines jener wie man sagt magischen Kunststücke von seiner Hand selber gesehen, von dem Andere mir berichteten. Denn als ich zu ihm kam, da schien er alle andern Künste verlernt und vergessen zu haben, außer der Kunst, als ein frommes, einfältiges Kind zu sterben. Aber eben deßhalb bin ich zu dir gekommen, daß du mir manche Bedenklichkeiten heben, manche Räthsel lösen mögest, die mich bei dem Lesen von Alberts Schriften wie ein Stachel im Herzen beunruhigt haben.

Albert war als tiefforschender, kindlich frommer, würdiger Theologe so anerkannt, daß selbst der väterliche Hüter der Kirche in Rom ihn zum Bisthum in Regensburg bestellte. Und welch anderer Bischof hat jemals ein solches ihm anvertrautes Amt mit vollkommenerer, demüthigerer Hingebung, mit größerer Treue und gesegneterem Erfolg geführt als er. Aber mitten in so hohem Amt und Würden sehnte sich der Mann in seine klösterliche Dürftigkeit und Stille zurück. Sein Wunsch und seine Bitte wurde ihm von dem römischen Stuhle gewährt; er kam wieder nach Cöln in seine Klosterzelle zurück, wo er mit einem für Andere unbegreiflichen Fleiße seine Schriften schrieb, unter welche man freilich schon jetzt anfängt, manche Werke von fremder Hand aufzunehmen. Doch was ich hier sage, das

gilt nicht von dem, was ihm fremd, sondern was ihm eigen war. Und so frage ich, wie konnte sich doch Albert in seiner stillen, von der sichtbaren Welt abgeschiedenen Zelle mit so hingebender Liebe und mit solch mühsamem Fleiße zu der Betrachtung und Beschreibung der vergänglichen Dinge der sichtbaren Natur hinwenden? Wie will sich das für einen so großen Theologen, als er war, schicken, daß er gleich einem Forstmann oder Fischer von der Naturgeschichte und Jagd der Vögel, von dem Fang der Fische und wie ein Kräuterhändler von den Gewächsen redet, oder daß er die Steinarten so ausführlich bald wie ein Juwelier, bald wie ein Bergmann oder ein Maurermeister beschreibt? Und führt er uns nicht durch seinen kindlich leichtgläubigen Hang zum Wunderbaren in eine unsichtbare Welt ein, welche uns Andern mehr als eine mährchenhafte, denn als eine wirklich vorhandene erscheint?

Ehe ich, so sprach Alban, auf deine mir wohl begreiflichen Bedenklichkeiten eingehe, und dir deine Fragen beantworte, laß mich dir vorerst etwas erzählen von einem jener vermeintlich magischen Kunststücke, durch welche der Meister uns, seine Schüler, sowie Andere nicht selten zu unterhalten und zu überraschen pflegte. Es war an einem Weihnachtsabend, vor dem Beginn der kirchlichen Feier und Anbetung in der heiligen Nacht, da rief Albert mich und einige meiner Mitschüler, die wir seine vertrauteren Nachbarn im Kloster waren, zu sich in seine Zelle. Diese war heute nicht, wie gewöhnlich, durch den Schein einer Lampe, sondern durch eine Flamme beleuchtet, welche auf einer Art von kleinem Altar brannte, der vor einer himmelblauen, anscheinend steinernen Tafel stand. Wir hatten jedoch weder Zeit noch Neigung, um uns weiter in der Zelle umzusehen,

wir sahen nur den Lehrer mit seinem Friede und Freude strahlenden Angesicht und hörten nur ihn, der heute wie mit feuriger Zunge zu unserem Geiste, in kindlicher Einfalt und Liebe zu unserem Herzen sprach. Er redete nur von der Geschichte der heiligen Nacht, da Gott selbst als Mensch im Fleische und mit ihm die ganze Welt der Himmlischen sichtbar vor Menschenaugen erschienen sey.

Indem er so von dieser Einsenkung der Gottheit und des unsichtbar Himmlischen in das sichtbar irdische Wesen sprach, wurde unser Blick unwillkürlich zu der Betrachtung der blauen Tafel über dem kleinen flammenden Altar angezogen. Denn während von dieser ein Rauchdampf immer dichter und dichter aufstieg, erschienen auf der Tafel goldfarbig leuchtende Punkte, gleich aufgehenden Morgensternen. Von oben herunter ergoß es sich gleich einer feinen, niederthauenden Fluth und augenblicklich ward eine helle leuchtende Schrift sichtbar mit den Worten des Lobgesanges des himmlischen Heeres: „Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen.“ [1]

Laß mich jetzt, so wie unser alter Lehrer dieses selber bei vielen andern Gelegenheiten that, die Bedeutung aussprechen, welche er in jenes sinnvolle Werk seiner Kunst legen wollte.

Eine Welt des Unsichtbaren und Göttlichen, so wie neben ihr des Dämonischen, schwebt ohne Aufhören über uns, ist mit und bei uns, geht in unserem Innern aus und ein. Ein besonderes Gnadengeschenk war es, das die heilige Nacht gibt und welches nur von solchen Seelen

[1] Die Kunst, welcher sich hier Albertus bediente, erinnert sehr an die wohlbekannte künstliche Fertigung und Anwendung unserer sogenannten sympathetischen Tinten.

empfangen wird, dergleichen die einfältig frommen Hirten auf dem Felde waren, daß die Engelheere dem sterblichen Auge sichtbar, ihr Lobgesang dem Ohre hörbar wurde. Möge auch unser Lebensende der ewigen Feier einer solchen heiligen Nacht entgegengehen, und wir selber mit einem Gemüth der Hirten in diese Nacht eintreten, dann wird für uns des seligen Hörens und Sehens kein Ende seyn. Aber zur Vorfeier einer solchen heiligen Nacht, zum Vorgenuß ihrer ewigen Freuden können wir in Gottes Kraft schon im Erdenleben gelangen.

Tritt auf deine Füße und gehe. Was ist dein Gang? Er ist ein beständiges Sinken und Wiedererheben deiner Füße. Der Zug, welcher deine leibliche Natur zur Erde zieht, würde zu einem Fallen und Liegenbleiben am Boden werden, käme ihm nicht ein Aufschwung entgegen, der nach oben, zum Himmel erhebt. Der Rauchdampf, welcher von dem kleinen Altar, den du gesehen, an der blauen Tafel hinaufstieg, wollte diesen Zug nach oben andeuten. Die hellen Punkte, die wie kleine Morgensterne dir aufgingen, waren, wie die Schrift des Lobgesanges, immer auf der Tafel da, nur sah sie dein Auge nicht. Wenn aber aus deinem Geiste die Gedanken an das Göttliche und Ewige, wie dort der Dampf des Rauchwerkes vom Altar aufwallen, dann nimmt dein Geist das Naheseyn einer vorhin unsichtbaren Welt des Geistigen und Göttlichen wahr, so wie dein Auge die vorhin unbemerkbaren Sterne und Schriftzüge der Tafel leuchten sahe. Die ganze Welt der lebenden Creaturen ruft deinem Geiste ihr Ehre sey Gott in der Höhe zu und wenn du den Ruf ihr nachsprichst, dann hauchen dir die Steine, die du hier in meiner Engelskapelle siehest, ein feierliches Amen zu. — Amen, Ja und Hallelujah! —

Unser Meister Albert, mit seinem kindlichen Gemüth, war sehr einer Lehre von den Engeln zugethan, auf welche selbst die Schrift und die Väter der Kirche uns hinweisen. Die Vorzeit der Heiden, in dem Dämmerlicht welches ihr verliehen war, erkannte nicht und betete nicht an die Eine göttliche Hand des allmächtigen Schöpfers und Erhalters aller Dinge, aus welcher alle Gaben des Lebens und Seyns zur Erde kommen. Ihr Auge, dem der Tag noch nicht aufgegangen war, konnte noch nicht da hinauf schauen, wo die Eine Hand war, sie sahen nur das, was aus ihr nach unten kam: die Gaben, und beteten diese als Götter an. Dieses waren die Najaden, Oreaden, Hamadryaden, welche sie als Schutzgötter jeder Quelle, jeder Felsenhöhle, jedem Baume zugesellten. Das sind Schutzengel, die mit und aus dem Baume wachsen und mit ihm sterben und vergehen. Eines ganz anderen Geschlechtes aber sind die, von deren Daseyn und Wesen die Schrift uns zeugt. Sie sind geschaffen um nie wieder zu sterben und zu vergehen, denn der unvergängliche ewige Name Gottes ist auf ihrer Stirne, das Lob und der Preis dieses Namens ist in ihnen, in ihrem Munde; der Dienst an Seinen Werken in ihren Händen; ihre Füße sind eilend wie der Blitz, daß sie seine Befehle ausrichten. So sind die Engel, welche treu an ihres Gottes Thron geblieben; doch nicht alle blieben dies. Jene aber, die treuen, sind wie ältere Brüder den jünger geborenen Menschen als Hüter, als Begleiter und Erwecker beigegeben. Jenem Knaben des Propheten wurden die Augen geöffnet und er sah, was dem sterblichen Auge vorhin verborgen war: die feurigen Heerschaaren der Engel, welche der Macht der sichtbaren Feinde siegreich entgegenstehen. So tritt im Kampfe für oder wider ein Volk der sterblichen Menschen

und seinen Fürsten ein Volk der unsichtbaren Mächte auf, geführt von einem Fürsten über das Heer des Herrn, oder ein Genosse dieses Heeres naht sich wie ein einzelner Mann dem Manne Gottes, der unter dem Wachholderstrauche schläft, und weckt ihn zum Genuß der Speise, welche den Wanderer zu seinem weiten Laufe bekräftigt. Und wie hier der Einzelne, so wird ein ganzes Volk auf seinem langen Zuge durch die Wüste gespeist und erhalten.

Als der Engel des Herrn den Mann Gottes anrührte, der sich matt vom Hunger, müde von der eiligen Flucht zum Schlaf unter die Wachholder gelegt hatte, da fand der Erwachende das geröstete Brod und das Gefäß voll Wasser zu seiner Speisung und Tränkung schon bereit stehen. Der Erweckende war zugleich der Hüter und Versorger des Schlafenden wie des Erwachten. Gleicht es nicht dem Geschäft eines solchen Engels und Hüters, wenn die Geschlechter der lebenden Creaturen im Frühling oder zu einer andern für sie bestimmten Zeit und Stunde des Jahres aus ihrem Schlaf erweckt werden, und wenn dann Er, der Herr, der seine Hand aufthut und Alles was da lebet mit Wohlgefallen erfüllt, jetzt dem einen, dann einem andern Geschlecht in Fülle das bescheert, was ihnen zur Sättigung und Erhaltung dient? Und wie es ein Engel war, bei dessen Ruf der verirrten Magd die Augen aufgethan wurden, daß sie den Brunnen sah und fand, durch dessen Wasser der Sohn ihres Leibes, der Stammvater eines mächtigen Volkes, gelabt und vom Tod des Verschmachtens gerettet wurde, so gleicht die Anregung der lebenden Creaturen zur Vorsorge für die Erhaltung ihrer Jungen dem Geschäft eines solchen Engels. Sie ist es, welche die Mütter eines Geschlechtes der Insekten zu ihrem mühsamen Bau, zum Sammeln des Futters

für ihre noch ungeborene Brut antreibt oder sie zu der rechten Wahl des Elementes leitet, darin diese gedeihen kann. Denn jedes Geschlecht des sichtbar Geschaffenen ist ein Gedanke Gottes, welcher nicht wie der Leib von irdischem Element vergehen kann, sondern vom unvergänglichen Wesen des Geistes ist. Dieser Gedanke, als Schutzengel und Hüter, wacht über die Erhaltung der Geschlechter der Lebenden von einer Zeugung zur andern und Gottes Odem belebt sie Alle.

Blicke hier auch die Herrlichkeiten meiner kleinen Kapelle an. Die Säulen der Bergkrystalle sind von derselben Form und Gestalt wie die, welche man zu uns aus der heißen lybischen Wüste oder aus dem kalten Norden bringt; alle Flußspathe der Erde sind über den gleichen Grundriß gebaut wie diese hier. Diese mathematisch feststehenden Formen sind Gedanken, welche der Geist eines Euclides, der Geist eines Menschen gleich Worten seiner Muttersprache versteht, es sind aber die Worte des Lobgesanges der Engel in der heiligen Nacht.

Und wenn auch mein Ohr die Laute dieses Lobgesanges hier nicht vernimmt, so weile ich doch gern in der stummen Gemeinde, die in der Sprache der Werke und Gestalten meinem Geist das Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden zuruft. Mir ist es, als verweilte ich da in einer Gesellschaft der Engel, und als hauchte mich hier der Lebensodem an, der die Morgensterne bewegte, als sie Ihn, den Schöpfer mit einander lobten und ihm zujauchzten alle Kinder Gottes (Hiob 38, 7).

So ungefähr sprach damals der Meister Albert zu uns, seinen Jüngern. —

Und nun noch ein Wort über deine vorhin geäußerten Bedenken. Wenn unser Meister Albert so eifrig in der Natur

forschte, blieb er dabei immer Theolog. Denn ein schriftgelehrter Geist liest im Buch der Werke den Inhalt des Wortes der Offenbarung. Und wenn man ihm seinen großen Hang zum Nachgehen und Aufsuchen des Wunderbaren zum Vorwurf macht, dann kann man darauf sagen, daß wenn er so gern nach einer Welt des Unsichtbaren und Geistigen über und in der Welt des Sichtbaren und Vergänglichen forschte, so kindlich einfältig sich hing an den Glauben an eine solche unsichtbare Welt, wie an ihre Einwirkung in die sichtbare, es ihm ergehen konnte wie einem Kinde, das die Stimme des Vaters hört. Es läuft eilig dahin, findet aber den rechten Ort nicht, woher die Stimme kommt, sondern verirrt sich hinter einem andern Busche. Aber es hat die Worte der Stimme dennoch gehört und verstanden, die Worte: „Groß und wundersam sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott.“

8. Unsichtbar und doch nicht übersinnlich.[1]

Die Zuhörer hatten sich im Vorsaal der Sternwarte versammelt; der Lehrer verzog länger als gewöhnlich zu kommen. „Wir erwarten, sprach einer der Jünglinge, den lieben, kränklichen Mann gewiß vergebens und man hat nur vergessen, uns die Lehrstunde abzusagen. Er wollte, so versprach er neulich, am heutigen Abend uns die im jetzigen Monat sichtbaren Sterne zeigen und benennen, dann uns noch einige besonders merkwürdige Gegenstände des Sternenhimmels durch das Fernrohr sehen lassen. Vor wenig Stunden erschien der heitere Himmel dem Vorhaben günstig, jetzt aber ist er so getrübt durch die aufsteigenden Gewitterwolken, daß von einem Sehen der Sterne durch das unbewaffnete Auge oder durch das Fernrohr keine Rede mehr seyn kann." —

„Davon wollte ich heute auch nicht reden," sprach der freundliche, durch die halbgeöffnete Thür eines Nebenzimmers eintretende Lehrer. „Ich will Ihnen an diesem Abend Sterne

[1] Der Verfasser dachte bei der Erzählung der nachstehenden Parabel an Bessel, den edlen, deutschen Astronomen, welcher noch in seinen letzten Lebenstagen den Fleiß und die ganze Theilnahme seines forschenden Geistes den nachstehend beschriebenen zuwendete.

kennen lehren, von denen das Auge, selbst durch das stärkste Fernrohr, keine Spur sieht, die jedoch der nachsinnende und berechnende Geist des Menschen mit derselben Sicherheit kennt, als die hellglänzendsten Sterne des Himmels. Man könnte deßhalb von ihnen sagen, sie sind für uns halb geistige, halb körperliche Wesen."

„Die Gebirgskette, die sich, von unserem Orte aus gesehen, im Süden erhebt, wird von uns bei hellem Wetter in großer Deutlichkeit erkannt. Wenn sie aber auch bei trübem Himmel und Nebel ganz verdeckt und verhüllt ist, könnte ein fremder Reisender ihr Vorhandenseyn aus dem Lauf der Flüsse unseres Landes errathen. Denn diese ziehen sich im Allgemeinen von Süden her nach Norden, und lassen hiedurch auf den Ursprung der Quellen in einem südlich gelegenen Hochlande schließen. Der berechnende Geist eines Sternkundigen weiß in noch viel deutlicherer, überzeugenderer Weise das Daseyn, die Stellung und selbst die körperlichen Massen von Sternen anzugeben, welche nicht bloß wie unsere Gebirge zuweilen für unsere Augen verhüllt, sondern, so weit wir urtheilen können, auf immer uns unsichtbar bleiben müssen. Worauf diese Erkenntniß einer nicht gesehenen Sternenwelt sich gründe, das habe ich Ihnen schon früher an einem Beispiel gezeigt, in welchem die Berechnung zugleich die Probe ihrer Richtigkeit vor den Augen aller Freunde der Sternkunde glänzend bestanden hat. Der scharfsinnige Astronom Leverrier hatte nämlich schon längst aus seinen Beobachtungen des Uranus das Daseyn und die Einwirkung eines Planeten errathen, welcher noch jenseits dem Uranus seine Bahn um die Sonne beschreibt. Denn ein solcher mußte es seyn, dessen Masse diesen vermeintlich äußersten Weltkörper unseres Sonnensystems, von dem Geleise seiner

Bahn hinauswärts zog, sobald derselbe in die Nähe jenes noch unbekannten, jenseitigen Nachbars kam, wie die diesseitigen, näher an der Sonne stehenden Nachbarn: Saturn und Jupiter ihn in umgekehrter Richtung einwärts ablenkten, wenn er mit ihnen in der gleichen Richtung nach der Sonne hin zusammen kam. Der scharfsinnige Rechner blieb aber nicht nur bei der allgemeinen Behauptung stehen, daß jenseits des Uranus noch ein anderer Planet da seyn müsse, dessen massenhafter Zuspruch jenen Nachbar so aus der alltäglichen Ordnung seiner Bahn heraus bringe und störe, sondern er gab sogar mit großer Genauigkeit den Ort an, wo der Unbekannte unter den Sternen sich finden müsse. Und der glückliche Astronom Gall in Berlin fand ihn an dem bezeichneten Orte auf; der neuentdeckte Planet hat seitdem unter dem Namen Neptun seine wissenschaftliche Stellung bei den übrigen Hauptkörpern unseres Sonnensystems eingenommen.

Diese Probe, durch unmittelbaren Nachweis für das Auge, kann zwar in solcher Weise die Entdeckung der unsichtbaren Sterne nicht bestehen, von welcher ich hier reden will, aber sie ruhet auf einer eben so festen, geistigen Grundlage als die Kenntniß des Neptun, schon bevor man ihn gesehen hatte.

Sirius ist für unser Augenmaaß der größte, hellste Fixstern der nördlichen Himmelskugel. Wer hätte, ohne hierzu nothgedrungen zu seyn, von der frühern Vorstellung abgehen mögen, nach welcher dieser sonnenartig leuchtende Stern eine Sonne: gleich der unsrigen seyn sollte, um welche sich ein großes Gefolge der Planeten sammt ihren Monden und Schaaren der Kometen bewegten? Und dennoch sah man sich durch sorgfältige, fortgesetzte Beobachtung und

Berechnung zu einem ganz entschiedenen Widerspruch gegen die frühere Ansicht gedrungen. Man bemerkte nämlich an Sirius, wie an vielen andern Fixsternen des Himmels, daß er nicht unmittelbar fest in seiner Stellung zu den andern Sternen bleibe, sondern von seinem Ort sich bewege. Diese Bewegung war aber ganz augenfällig von solcher Art, daß sie sich zum großen Theil nur als eine Bahnbewegung um einen andern, sehr nahen Stern erklären ließ. Was war aber der Mittelpunkt dieser Bahn, wo war der Stern, um den sich der mächtige Sirius, wie der Mond um unsere Erde, oder wie ein Planet um die Sonne bewegte? Wo der Mittelpunkt sey, um den die Bahn läuft, das konnten die Beobachtungen und die Berechnungen mit Sicherheit nachweisen, aber in dieser Mitte war nirgends ein Stern, auch nicht der kleinste, zu erkennen. Ein solcher war nicht für das sehende Auge, sondern nur für den denkenden Geist vorhanden; es muß ein (planetarisch) dunkler Weltkörper seyn. Sirius, die leuchtende Sonne, bewegt sich demnach ganz im Widerspiel mit unserer Sonne um einen planetarischen Gesellen in einer Entfernung von $2\frac{1}{2}$ Sekunden des Raummaaßes und dieser Geselle muß eine Masse haben, welche gegen 500 Mal größer ist, als die Gesammtmasse aller bekannten Planeten unsers Sonnensystems seyn mag. Darum treibt derselbe seine Sonne auch zu so einem eilenden Gange an, daß sie schon in 50 Jahren und etwa 35 Tagen ihren Bahnlauf um ihn zurücklegt.

Und Sirius nicht allein ist unter den genau beobachteten Fixsternen in solcher Weise wie Pegasus mit dem Stier mit einem dunklen Weltkörper zusammengestellt. Dasselbe Loos eines ungleichen und dennoch innig friedlichen Ehebundes theilen mit ihm unter andern sein nicht weit von

ihm abgelegener Nachbar Procyon im kleinen Hund, der sich in Zeit von etwa 55 Jahren, und der Stern Spica, im Bild der Jungfrau, der sich in etwa 44 Jahren in seiner Bahn um einen uns unsichtbaren Mittelkörper bewegt.

Ein noch seltsameres Beispiel solcher Zusammenpaarung zeigt sich uns an dem großen Doppelstern α im Sternbild des Centauren. Ein kleinerer, leuchtender Stern läuft hier in etwa 79 oder 80 Jahren um den größern. Aber dieser kleine Stern von sonnenartigem Licht ist selber nur ein Mond, der in einer Zeit von etwa 10 Jahren (denn sein Weg ist ein ungleich größerer, als der unseres Mondes um die Erde) einen Umlauf um einen Weltkörper macht, der unserm Auge nicht sichtbar, mithin von planetarisch dunkler Art ist. Dieser Weltkörper ist mithin von zwei Sonnen beleuchtet; einer größeren, die ihm die Zeiten seiner Jahre und einer kleineren, die ihm die Tage seiner Monate erleuchtet — Tage mit deren Helle niemals ein Dunkel der Nacht wechselt.

Der Lehrer sprach noch von mehreren ähnlichen Gegenständen einer solchen Sternkunde des Unsichtbaren und schloß dann seinen heutigen Vortrag mit den Worten:

Ich bin seit längerer Zeit den Entdeckungen und Forschungen im Gebiete der Astronomie des Unsichtbaren mit besonderer Theilnahme und Liebe nachgegangen. Das Urtheil meiner Aerzte und anderer einsichtsvollen Freunde, so wie mein eigenes Gefühl sagen mir, daß ich selber dem Eintritt in eine unsichtbare, geistige Welt nahe stehe. Ich fürchte diesen Eintritt nicht. Wenn das, was mein Geist mit seinem Nachsinnen, Forschen und Berechnen von einer unsichtbaren, obwohl dennoch ihrer Natur nach sinnlichen Welt erkannt hat, als eine Wahrheit erscheint, auf deren Sicherheit er sich verlassen kann, wie sollte er nicht in noch

festerem Vertrauen auf Dem beruhen, was er aus allen Kräften seines Wesens, aus seinem Sehnen und Hoffen, aus seinem Glauben, dem eine göttliche Verheißung ihr Siegel aufgedrückt hat, als ewige Wahrheit erkannt und erfaßt hat. Denn das sind doch noch viel mächtigere anziehendere Kräfte und sie stehen noch unter einem höheren Gesetz als die Kräfte der Massenanziehung der Gestirne und das Gesetz der Schwere sind. Ja, bald werden meine Augen das schauen, meine Seele dessen sich freuen, was der Geist von einer übersinnlichen, göttlich seligen Welt und von dem Leben in ihm als Vorschmack erkannt und genossen hat.

9. Das Erdenlicht und das Sonnenlicht.

Die beiden Engel, der, welcher die Sichel hat zu ernten die vollwichtigen Aehren und jener, der die scharfe Hippe trägt, um abzuschneiden die reifen Trauben, waren durch das Land gegangen; ein Krieg der Völker, mit ihm Hungersnoth, in ihrem Gefolge eine verheerende Seuche hatten Tausende der Bewohner dahin gerafft. Der Sterbenden und Gestorbenen waren so viele, daß wenn die Sterbeglocke den einen Todten zu Grabe läutete, eine Schaar der Ueberlebenden aus den Gassen und Häusern der Stadt ihre Todten brachte, um für sie zugleich mit dem Leichnam, den die Glocke zu seiner Ruhestätte rief, den letzten Segen des Priesters und ein eilig bereitetes Grab zu suchen. Aber in den einsamen Hütten der Armen lag mancher Todte, dem kein Freund oder Verwandter den letzten Labetrunk des Wassers gereicht hatte, für welchen Keiner ein Grab bestellte, unbeerdigt, bis ein menschliches Auge ihn in seiner Kammer fand.

Eine solche verlassene Hütte war die der armen Wittwe Martha, bei welcher in der Noth ihrer letzten Stunden kein hülfreicher Freund, sondern nur ihr selber hülfloser, noch nicht vierjähriger Sohn gewesen war. Die Nachbarn konnten es nicht sagen, seit wie lange die Todte schon verschieden

war, als sie das Gebet des kleinen Nathanael vernahmen, das dieser mit so lauter, kläglicher Stimme sprach, als wollte er die Mutter aus ihrem langen festen Schlafe erwecken.

Der Knabe hatte, wie er dieses einer ihn ausfragenden Nachbarin in seiner kindlichen Weise erzählte, schon gestern alle die Gebete vor der schlafenden Mutter gesprochen, die er aus ihrem Munde gelernt hatte. Wenn er sonst beim Aufstehen in der Frühe sein Morgengebet gesagt hatte, gab ihm die Mutter sein Brod, oder so lange sie krank lag, sagte sie ihm, dort im Schranke liegt für dich ein Stücklein Brod; wenn er beim Mittagsläuten oder bei der Abendglocke gebetet habe, sey es ihm wieder eben so gegangen und wenn er sich nach dem Nachtgebet in sein Bettlein legte, da habe die Mutter gesagt: Nun behüte und gesegne dich Gott und sein heiliger Engel bewahre dich und stehe gesund wieder auf. Gestern habe er das Alles so wie sonst gebetet, aber die Mutter sey nicht aufgestanden, um ihm Brod zu geben, habe auch nicht gesagt, im Schranke liegt etwas für dich und als er den Abendsegen gesprochen, habe sie ihn nicht gesegnet. Er habe dann alle seine Gebete der Reihe nach noch einmal und noch einmal hergesagt und auch sein Weihnachtslied dazu, sie aber habe gar nicht darauf gehört und immer fortgeschlafen. Er aber habe viel geweint und sey zuletzt da an den Füßen ihres Bettes auch eingeschlafen. Nun aber sey er recht hungrig und die Mutter schliefe noch immer fort und höre nicht auf sein Beten und Weinen.

Die Nachbarin nahm das Kind mit sich in ihr Haus, wo man ihm seinen Hunger stillte; die Mutter begrub man. Als aber nach dem Begräbniß der Pfarrer des Ortes, welcher die Wittwe Martha wohl kannte und nur, weil er

selber krank war, in der letzten Zeit sie nicht hatte besuchen können, die Geschichte hörte, da ließ er die gutherzige Nachbarin zu sich kommen und hieß sie das Kind mit sich bringen. „Ihr habt," so sprach er zu der Frau, „selber der Kinder viele, ich aber nur etliche wenige, die mir Gott der Herr, wie verirrte junge Vögel, die nach Futter schreien, unter mein Dach gesendet hat."

Der Pfarrer aber war, wie der fromme Michael, der älteste in seiner Gemeinde, von ihm sagte, ein gottseliger, das heißt ein in seinem Gott schon hier auf Erden seliger Mann. Er erzog, wie er das schon an manchem armen und verlassenen Kinde gethan, den kleinen Nathanael zur Ehre des Herrn und in seiner Furcht. Und der Nathanael wuchs in so gesegneter Weise heran, daß alle Menschen, die ihn sahen und kannten, von ihm sagten, der ist das frömmste, beste und verständigste Kind in unserem Dorfe. Den muß Jedermann so lieb haben wie man unsern Herrn Pfarrer liebt. Man hört sein Geschrei niemals auf den Gassen, er erweist allen Menschen, wo er das kann, nur Gutes und beleidigt kein Kind, sondern ist gegen alle so gut und freundlich wie ein Engel. Auch, so sagten die Mütter, hat er wirklich in seinem Angesicht die Miene eines Engels und wenn wir ihn zu unsern Kindern rufen, und sein Herr Pfarrer erlaubt es ihm zu kommen, da müssen wir dann nur auf den Nathanael schauen und ihm zuhören, wie er unsern Kindern so gar schön von dem Herrn Christus und von seiner Liebe zu den Kindern erzählt.

Nathanael war jetzt, nachdem er zehn Jahre lang im Hause seines Pflegvaters gelebt hatte, confirmirt und durch das heilige Abendmahl ein Glied der Gemeinde geworden, da verfiel sein Wohlthäter, der Pfarrer, in eine schwere

Krankheit, an welcher er starb. Nathanael hatte den lieben Vater bei Tag und bei Nacht nicht verlassen, hatte ihn gepflegt, gehoben und getragen, denn der alte Pfarrer wollte von Niemand so gern versorgt werden als von seinem Nathanael. Diesen segnete er auch vor seinem Ende mit gar herzlichen, kräftigen Worten und sagte zu ihm, ich weiß, mein Sohn, wir werden uns recht bald vor dem Angesicht des Herrn in ewiger Seligkeit wiederfinden. Denn du wirst mich gar nicht lang überleben, sondern der Herr wird dich früher von der Erde hinwegnehmen, weil deine Seele Ihm wohl gefällt.

Die Leute schrieben es nur seinem vielen Wachen und seiner Anstrengung am Sterbebette des alten Pfarrers zu, als der Nathanael so bleich und krank aussah und seine Augen so erloschen waren. Er aber fühlte wohl, daß sein sterbender Pflegvater ihm ein wahres Wort gesagt habe; er war noch viel liebevoller, demüthiger und freundlicher gegen alle Menschen als sonst, dabei aber auch noch viel ernster und immer so still und nachsinnend als ob sein Herz beständig im Gebet zu Gott sey. Der Pfarrer war gegen Ende des Aprils gestorben und als im Mai der Nathanael noch einige Lilien auf das frische Grab pflanzte, da wurde er wie ohnmächtig. Man trug ihn in sein Bett; er kam wieder zu sich und betete bald im Stillen, bald auch laut, und als er gegen Morgen die Worte gesagt hatte: „so komme nun und nimm meine Seele, du treuer Herr, denn du hast sie erlöst und sie ist Dein," da entschlief er sanft in seine ewige Ruhe hinüber.

Nathanaels Ende war plötzlich aber nicht unerwartet gekommen. Seit dem Tode seines Pflegvaters, war er so zusehends hingewelkt, daß man wohl bemerken konnte, daß zwischen ihm und dem Grabe nur noch ein Schritt sey.

In seinem schnellen Dahinscheiden lag deßhalb nichts sehr Besonderes; man würde davon in der ganzen Gemeinde und ihrer Nachbarschaft kein Aufhebens gemacht haben. Hatte doch auch der arme Knabe im ganzen Dorfe keinen Befreundeten, weder Eltern noch Geschwister, weder Vettern noch Basen. Seine Eltern waren vor mehreren Jahren hiehergezogen, hatten sich durch Taglöhnersdienste ernährt. ihre kleine Hütte sich erbaut und waren in der Zurückgezogenheit ihres dürftigen Lebens von andern Leuten nur wenig beachtet worden. Doch rühmte man sie als ehrbar und redlich. Der Vater war fast um ein Jahr früher gestorben als seine Martha und der alte Pfarrer hatte ihm eine schöne Leichenrede gehalten, darin er sagte, daß er diesen Mann erst auf dem Kranken= und Sterbebette ganz kennen gelernt und in ihm eine Freudigkeit des Christenglaubens, eine so kindliche Ergebung in Gottes Willen gefunden habe, wie sie ihm nur selten an Sterbenden vorgekommen sey. Das Werk der Heiligung des Geistes und Herzens sey an dieser Menschenseele im Stillen und Verborgenen so gewachsen und gereift, daß er wohl sagen könne, er, der Pfarrer, habe von diesem armen kranken Taglöhner mehr gelernt, mehr Trost und Bekräftigung im Glauben von ihm empfangen, als er ihm habe bringen können, auch habe er noch bei keiner Krankencommunion so lebendig, so durch und durch die Wahrheit der Worte: „Gott ist gegenwärtig" empfunden.

Nun das Andenken an diese Leichenrede in der Gemeinde, dann das Beispiel, welches die Wittwe Martha durch ihren stillen, frommen Wandel gab, wären wohl ein gutes Erbtheil gewesen, welches die biedern Eltern ihrem Nathanael hinterließen. Aber es würde dem armen Knaben nur kurze Zeit zu gute

gekommen seyn, wenn er so gewesen wäre, wie leider die meisten Kinder seines Alters sind. So jedoch war er nicht, sondern, wie wir dieß vorhin beschrieben, er war ein Kind, das in der Zucht und Furcht seines Gottes erwuchs, ja das nur in der Liebe und aus der Liebe seines Gottes lebte, die sich kräftig auch an andern Menschen erwies und darum bei Jung und Alt Gegenliebe erweckte und fand.

Daraus läßt sich denn auch die Theilnahme, ja die fast allgemeine Trauer wohl begreifen, mit welcher die Nachricht von des Knaben Nathanaels Tod im ganzen Dorfe vernommen wurde. Der Lehrer in der Schule erzählte am andern Morgen den Kindern, daß Nathanael gestorben sey und als er sie daran erinnerte, wie gut und lieb und fromm der Nathanael gewesen sey, da konnte sich der gute Mann, den die Kinder noch niemals hatten weinen sehen, der Thränen nicht enthalten, ja er schluchzte laut, als wenn ihm sein eigenes, einziges Kind gestorben sey. Da brachen alle Kinder in ein lautes Weinen aus, vor welchem man die Ermahnung des Lehrers kaum noch hören konnte: „Daß doch die Kinder sich alle im herzlichen Gebet zu Gott halten möchten, der die Kinder fromm und gut mache, wie dieß der Nathanael gethan habe, an dessen Demuth, Gehorsam und Liebe man wohl habe merken können, daß Gott immer mit ihm sey.“

Als die Kinder beim Nachhausekommen aus der Schule das erzählten, was der Schullehrer gethan und gesagt hatte, da gab es nur wenig Mütter, die nicht mit ihnen um den Nathanael weinten und mancher Vater wischte sich auch im Stillen eine Thräne ab. —

An dem Tage, an welchem Nathanael begraben wurde, fuhr eine Edeldame mit ihren beiden Kindern: der zwölf-

jährigen Johanna und dem fast eilfjährigen Otto durch das Dorf. Sie hielt, während die Pferde gefüttert wurden, in dem Gasthaus, welches der Kirche und dem Kirchhofe des Ortes gegenüber lag. Der lange, feierliche Leichenzug, der hinter dem bekränzten Sarge ging, der Haufe der Menschen aus den nachbarlichen Kirchspielen, der schon auf dem Gottesacker versammelt war, fielen ihr auf und sie fragte die Wirthin, welches angesehene Mitglied der Gemeinde man da begrabe. „Sie habe," sagte sie, „nur selten auf dem Lande eine solche große Theilnahme bei einem Leichenbegängniß gesehen, außer bei der Bestattung ihres seligen Mannes, der ein gar lieber, frommer Herr gewesen sey."

„Es ist wahr, sagte die Wirthin, ich habe auch hier im Dorfe noch keine solche Versammlung zu einem Leichenbegängniß gesehen, außer bei dem unsres seligen alten Pfarrers, der in unserm Dorfe, so wie in der ganzen Gegend, weit und breit umher, gar sehr geliebt und geehrt war. Der aber, den man so eben begräbt, war kein angesehener Mensch im Dorfe, sondern ein armer Knabe, ein Waisenkind, das der alte Pfarrer aus Erbarmen zu sich ins Haus genommen hatte. „Aber freilich ein Kind, wie ich in meinem ganzen Leben noch keines dergleichen gesehen und gekannt habe."

Die gute Frau erzählte darauf Einiges von Nathanael und beschrieb es, welch ein Kind er gewesen sey. Dabei kamen ihr mehrmals die Thränen. Ich wollte nur, so fügte sie hinzu, ich könnte die Leichenrede hören, die unser neuer Pfarrer, der, wie man sagt, ein eben so herzlich frommer Mann ist als unser voriger war, dem Nathanael hält. Er hat diesen, weil er selber einige Zeit hier den Dienst des alten, kranken Pfarrers versehen mußte, gar gut gekannt und ihn sehr lieb gehabt.

Die beiden Kinder der Edelfrau, welche mit großer Theilnahme das angehört hatten, was die Wirthin über Nathanael sagte, äußerten denselben Wunsch mit ihr, baten ihre Mutter um Erlaubniß, hinüber auf den Kirchhof zu gehen und bei dem Begräbniß des frommen Nathanael zu seyn. Ihre Mutter aber ist keine Dame nur von edler Geburt und hohem Stand, sondern eine Frau von edlem Herzen und hohem Geiste. Denn sie liebt den Herrn von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth und kennt Ihn aus Seinem Wort und aus dem, was Er an ihrer Seele gethan und ihr erwiesen hat. Sie gewährte den Kindern ihre Bitte gern, wollte selbst mit ihnen auf den Kirchhof gehen und lud auch die in ihrem Diensteifer unermüdliche Wirthin ein, sie zu begleiten.

Man hatte die fremden Gäste ganz in die Nähe des Sarges geführt. Noch einmal wurde dieser geöffnet, noch einmal sahe man das Angesicht des Knaben, welches vom Tode nicht entstellt sondern durch ihn wie von dem Ausdruck eines Himmelsfriedens verklärt worden war. Von den Worten, welche gesprochen, von dem Liede, das bei der Einsenkung des Sarges gesungen wurde, hörte man vor dem lauten Schluchzen und Weinen der versammelten Kinder und der meisten Frauen nur wenig Töne. Wäre in diesem Augenblick ein fremder Wandersmann vorbeigegangen, er würde gesagt haben: Hier weinen so viele Mütter, wie um ein eigenes Kind, welche aber von allen ist die eigentliche Mutter, die diesen Knaben gebar, und hier wo alle Kinder wie um einen einigen Bruder weinen, welches sind die eigentlichen Geschwister dessen, den man ins Grab senkt?

Auch dem alten weichherzigen Schullehrer versagte beim Gesang die Stimme, der Pfarrer aber, der inneren Be-

wegung mächtig, bezeugte laut, an dem Beispiel des in seine Ruhekammer versenkten Knaben die Wirkung der Gnade Gottes, deren Kraft auch an den Schwachen mächtig, an den Kleinen groß ist und daß wir nur durch diese Gnade in Christo als einfältig liebende Kinder eingehen können in das Reich Gottes.

Zwei Bauern aus dem Dorfe sah man nach der Beerdigung des Nathanael zur Verwunderung aller Anwesenden, wie es schien in zutraulich freundlichem Gespräch neben einander gehen und bei dem Abschied vor dem Hause des einen sich die Hand schütteln. Die beiden Männer waren zwar verschwägert, aber sie lebten seit mehreren Jahren in solchem Haß und Hader gegeneinander, daß wo sie sich begegneten, keiner den andern ansahe und daß sie selbst bei dem Gang in die Kirche sich nicht grüßten, ja daß, wenn der eine den andern in der Kirche, wo ihre Stühle neben einander waren, schon sitzend fand, er bei der Thüre stehen blieb oder an einer Stelle, wo er den Feind nicht sehen konnte, seinen Sitz nahm. War es doch, als hätte das bleiche Angesicht des Knaben im Sarge zu den beiden erbitterten Männern die Worte eines göttlichen Mundes gesprochen: „meinen Frieden lasse ich euch.“ Denn, wie man bald nachher erfuhr, die beiden Schwäger hatten auf dem Heimweg vom Kirchhof sich ausgesöhnt und sind seitdem in Frieden und Freundschaft mit einander geblieben.

Die fremde Edeldame war bei der Feier dieses Begräbnisses eine theilnehmend tiefbewegte Zeugin gewesen. Sie hatte sich manche stille Thräne getrocknet. Unaufhaltsamer und minder verborgen floßen diese über die Wangen der gefühlvollen Tochter Johanna und der kleine Otto, hin-

gerissen von dem Schmerz der andern Kinder, hatte laut mit diesen geweint.

Die drei saßen jetzt wieder in ihrem an dem schönen Frühlingsabend ganz geöffneten Wagen und fuhren nach der Wohnung in der Stadt, dahin ein Geschäft die Mutter auf einige Tage vom Landsitz zurück rief. Johanna saß schweigend neben der Mutter und weinte im Stillen noch manche Thräne eines Gefühls von seligem Heimweh, das sie an Nathanaels Grabe ergriffen hatte. Otto hatte das gesehen und fragte theilnehmend die Schwester, was ihr fehle? Die Mutter blickte wie fragend Johanna an, diese aber mit einem leisen Händedruck lispelte der Mutter zu: ach wenn ich so fromm, so gut, so selig wäre wie der Knabe Nathanael. Bei diesen Worten seiner Schwester wurde auch der kleine, muntere Otto wieder ganz ernst. Es war ein Knabe von sehr aufrichtigem Gemüth, dabei aber von einem Naturell, das ihn öfters zu muthwilliger Lebhaftigkeit und zur Streitsucht hinriß.

Mir hat, so sprach er mit weinerlicher Stimme, der Tod des frommen Nathanael auch recht leid gethan und da ich alle Kinder und auch die großen Leute so um ihn weinen sah, habe ich auch weinen müssen. Auch dachte ich mir, wenn ich stürbe, da würde kein anderer Mensch um mich weinen, als etwa meine Mutter und meine Schwester, so wie unsere alte Babette. Denn ich bin gar nicht so lieb, so verträglich und freundlich gewesen, wie nach der Erzählung der Wirthin und nach der Grabrede des Herrn Pfarrers der Nathanael war. Ich habe erst gestern den kleinen Müller Franz so geschlagen, daß ihm die Nase blutete, weil er mir mein Farbkästchen umgeworfen und zerbrochen hat. O liebe Mama, wie soll ich es doch anfangen, daß mich

alle gute Menschen so gern sehen und so lieb haben wie der Nathanael?

Alle gute Menschen, so antwortete die Mutter, werden Wohlgefallen an dir haben und dir in Liebe zugethan seyn, wenn Gottes Wohlgefallen auf dir ruht. Siehe doch einmal dahin, nach dem Abendhimmel, was steht dort über den Bäumen am Himmelsblau?

Es ist der Mond, antwortete Otto, aber nur so schmal wie eine Sichel.

Siehst du aber nicht, fragte die Mutter, neben der Sichel noch etwas anderes?

Ja, antwortete Otto, ich sehe eine Scheibe, rund wie die Mondscheibe, aber gar nicht so schön leuchtend wie die helle Sichel, sondern so fahl wie dünner Lampenrus.

Siehe mein Kind, sagte die Mutter, die rußige Seite kommt vom Erdenlicht, der helle Glanz der Sichel vom Sonnenlicht, das die Mondfläche beleuchtet. Wenn es auf dieser noch Nacht ist, da scheint ihr die Erde, so wie uns, wenn der Mond fast voll ist, der Mond leuchtet. Aber das Erdenlicht ist für uns kein Licht, in welchem der Mond unser Auge so anzieht und diesem so wohlgefällt wie in den Strahlen des Sonnenlichtes. Und je mehr der Mond sich füllt, desto mehr verschwindet uns das bleiche Erdenlicht, desto schöner wird uns der Mond und am meisten gefällt er, am herrlichsten erscheint er uns, wenn er ganz voll ist. Dann hat er sich aber auch ganz zur Sonne hingewendet und genießt ganz ihre Strahlen. Und wenn dann das Sonnenlicht auf der uns zugewendeten Mondscheibe seinen vollen Sieg über das Erdenlicht gewonnen hat, da mag sich immerhin der uns sichtbare Mondlauf, als Bild des Erdenlebens, zum Abend neigen. Denn wir wissen,

daß jetzt auf der andern von uns abgekehrten Seite der Morgen anbricht, in dessen Sternen- und Sonnenlicht niemals ein Strahl des Erdenlichtes sich einmischt und dessen Tagesherrlichkeit kein auf Erden wohnendes Auge gesehen hat, noch sehen wird.

Was für den Mond der Sonnenschein, das ist für uns Gottes Wohlgefallen und Gnade. Ein Mensch, der so ganz in seinem Leichtsinn, ohne Gebet, ohne nach Gott zu fragen dahin lebt, der gleicht der Mondesscheibe zur Zeit des Neumondes, wo sie nur Erdenlicht hat. Kein Auge, wenn es sie auch sehen könnte, würde auf sie achten, noch weniger sie mit Wohlgefallen ansehen; nur denen, die selbst in der Mondnacht leben, mag das Erdenlicht wie ein Licht erscheinen. Wenn aber der Mensch anfängt, sich im Gebet und in der Gottesfurcht nach dem Licht der Gnade hinzuwenden, dann wird er, wenn auch erst nur wie eine Sichel, doch von Tag zu Tage immer lieblicher in den Augen guter Menschen und in Gottes Wohlgefallen dastehen. Und wenn er sich ganz und vollkommen zu Gott hingewendet hat, da ist er eine Lust im Auge der Engel wie der guten Menschen. Denn nur Gottes Liebe ist bei und in ihm und weckt alle gute Seelen zur Liebe gegen ihn auf.

Du mein lieber Otto magst wohl noch mit der Mondsichel, der verstorbene Nathanael aber mit dem vollen Mond verglichen werden. Wende du aber nur dein ganzes Herz immer treuer zu Gott hin, dann wird Sein Geist dich erleuchten und alle gute Menschen werden an dem Lichte, das Gott auf dich strahlt, sich erfreuen und dich lieb haben.

10. Der Magnet.

In dem Lande, wo der Pfeffer hergekommen ist und wo er noch jetzt wächst, bin ich zwar nicht gewesen, wohl aber in dem Lande, aus welchem nach dem Zeugniß des Alterthums der Magnet hergekommen ist und wo die Steine seiner Art noch jetzt gefunden werden können. Es gibt viele große Herrlichkeiten in dem Erdstrich, auf welchem der Pfeffer wächst und derselbe ist auch mir ein schätzbares Gewächs für unsern Haushalt, aber die alte Heimath des Magneten und er selber stehen mir doch noch höher als die indische Gewürzküste, denn zwischen beiden Ländern und jenen Gaben, die sie uns gebracht haben, ist ein Unterschied wie zwischen den Gegenden der Mondscheibe, die bloß von dem matten röthlich grauen Erdenlicht und den andern, die vom Sonnenlicht beleuchtet sind. Die Kraft, welche in dem Magnetstein waltet, ist selbst von den Heiden als eine wunderbare (göttliche) gepriesen worden, sie kömmt aus einer Welt der bewegenden, die irdischen Elemente durchdringenden Kräfte her, die eben so mächtig und hoch über diesen Elementen dasteht als das Licht der selber leuchtenden Sonne über der für sich selbst dunklen Mondscheibe. Und das Land, aus welchem vor Alters der Magnet gekommen, wird auch von einem Sonnenlicht beschienen, das auf keines

der Länder fällt, in denen der Pfeffer gedeiht. Es ist das Licht der heiligen Geschichte, dem ich auf meinen Reisen am liebsten nachgegangen bin, denn da, wo dieses mir schien, bin ich auch mit Freuden und mit jauchzender Lust des Herzens gegangen. Freilich konnte ich dieses im Vaterland des Magnetsteines nicht thun. Denn auf dieses fällt zwar auch ein Strahl der heiligen Geschichte, dessen Spur ich folgte, aber er bricht in schauerlicher Art, wie durch Gewitterwolken hervor, aus denen zerschmetternde Blitze drohen. Und dennoch werde ich des Eindruckes nie vergessen, den der Besuch der alten magnetischen Gefilde auf meine Seele machte.

Der Eindruck erhielt seine große, andauernde Kraft nicht am meisten von dem Anblick der Stadt Magnesia in Lydien, von welcher der Magnetstein seinen Namen empfing. Obgleich ich wenig Städte der Menschen gesehen habe, die sich so majestätisch schön mit ihren alten und neuen Prachtgebäuden und in der Herrlichkeit der umgebenden Natur dem Auge darstellen als diese, in welcher einst der große Themistokles die friedliche Ruhe seiner letzten Tage und einige der preiswürdigsten Herrscher des Osmanenreichs die höchste Lust ihrer Augen gefunden. Wenn man dort auf dem eisenhaltigen Hügel steht, wo aus den Mauern der alten, jetzt zur Moschee gewordenen Christenkirche noch jetzt der Ton der alten Glocke laut werden darf, und wenn man nun um sich schaut, da wird man von zwei entgegengesetzten, sich bekämpfenden Gefühlen ergriffen. Denn es sind nicht allein die Cypressenhaine und Orangengärten der Stadt oder ihre Paläste und Minarets, welche den Blick und den ihn begleitenden Gedanken auf sich hinziehen, sondern der Geist führt uns tiefer hinein in das Land zu einem großen Leichenfeld der Völker und ihrer Herrlichkeiten,

auf welche der gäh ansteigende Sipylosberg mit dem hochstehenden, noch in seinen Resten mächtigen Cybelebild seinen abendlichen Schatten wirft.

Magnesia war für uns kein Ort des längern Verweilens; der Weg zum Ziele der Wanderung führte uns weiter in das Land hinein. Wie treibt hier die grünende, die lebende Natur noch immer, wie ein nichts bedenkendes Kind ihr sorgloses Spiel auf der dünnen Decke eines allvernichtenden Feuers. Dort die Risse und Klüfte in den Felsenboden der Ebene, ausgefüllt mit den alten Laven, deren erstarrte Bäche von dem Bette der verschlackten Ströme späterer Laven durchbrochen und durchkreuzt werden, darneben die üppig grünenden Felder, welche nach dem Zeugniß des Alterthumes die Pflanzstätte der süßesten, köstlichsten Melonen der Erde sind. Leichensteine, mit griechischer Inschrift auf den verschont gebliebenen Hügeln nennen uns zuweilen die Namen der vom Erdbeben zerstörten Ortschaften, die einst am Fuße des Hügels standen; von andern Städten und Dörfern des vormals blühenden Landes ist uns kein klares Erinnerungszeichen geblieben, wir wissen weder die Stunde, da in ihnen die Gesänge der Lust und das Geschrei des Todesschreckens auf immer verstummten, noch die Stelle, an welcher ihre Grundsteine und Gemäuer begraben liegen im Schutt. Fortwährend erinnert jedoch im weiteren Verlauf des Weges der hohe Grabeshügel des Alyattes, des Vaters von Krösus, neben seinem vormals tiefen See an das Ende des Lebens und seiner Freuden, wie an die alten Geheimlehren vom Todtenreich.[1] Nur noch

[1] Der See am Grabmal des Alyattes und vielen andern Königsgräbern, erinnert an den See Meris und an das Labyrinth in Aegypten.

eine kurze Strecke des Weges von dem Ziel, das uns die Strahlen einer Geschichte beleuchten, welche eine höhere Weihe empfangen hat als die menschliche ist. Diese Gegend in den noch fortblühenden Reizen ihrer Gegenwart, neben den verblichenen Spuren ihrer mächtig hohen Vergangenheit giebt uns ein liebliches Abbild von dem innern Zustand eines Greises, in dessen Seele die Erinnerungen an die fröhlich durchlebte Kindheit und Jugend noch wie ein Gegenwärtiges in frischer Farbe dastehen, während das Andenken an die Thaten des späteren Alters, mit all seinen Mühen und Ehren ihm so entschwunden und verlöscht ist, daß er kaum heute noch weiß was gestern geschehen war.

Da steht noch immer, wie in den Jahrtausenden von denen unsre Geschichte nichts weiß, der hohe Tmolus in seiner Naturherrlichkeit vor unsern Augen. Der Tmolus, dessen Namen, alten phönizischen Ursprungs, einen Berg der Wunder, so wie noch jetzt der Name, mit welchem die Türken ihn benennen (Bozdag), einen Berg der Freuden bedeutet. Denn ein Freudengeber ist er für die Turkomanen noch immer, welche im Sommer in seinen Waldungen und auf seinen fetten Triften die Heerden ihres Viehes weiden, wenn auch nicht mehr, wie in den Zeiten, da Homer und Virgil die Segnungen seiner Fruchtbarkeit besangen, Weinpflanzungen und Obstgärten seine Abhänge bekleiden und obgleich aus seinem Paktolusfluß kein Crösus mehr die Schätze des Goldes sammelt.

Ja der hohe Tmolus ist noch derselbe geblieben, der er zu den Zeiten der frühesten lydischen Herrscher war. Was aber ist aus den Königssitzen dieser alten Fürsten, was ist aus der noch unter dem Reich der Perser so wie Roms mächtigen, reichen, herrlichen Stadt geworden, welche sich

auf ihren Münzen die Hauptstadt Asiens nannte? Wie ein im Gedächtniß schwach gewordener Greis einzelne Nachklänge der Namen noch behält oder auch diese vergißt, so nennt zwar der Grieche noch den Namen Sard, der Turkomane aber, wenn er hier unter den Trümmern eines Bauwerkes der Dschennin (Genien) seine Zelte aufschlägt, weiß kaum noch jenen Namen. Den besser unterrichteten Wanderer aus der Jetztzeit hat eine sichere Kunde, hat das Zeugniß des Alterthums hieher geleitet, er weiß es, auf welcher Stätte sein Fuß steht. Es ist die des vormals reichen, mächtigen Sardis: eine Stätte, auf welche die Geschichte der Natur wie jene der Völker Züge eingegraben hat, in denen der denkende Geist die Worte vernimmt: „gedenke des Endes". Die Worte, deren ernst mahnenden Zuruf Krösus, der glückselig gepriesene Herrscher, aus Solons des Weisen Munde vernahm, und welche sein Leben ihm retteten, als er schon auf dem Scheiterhaufen stehend ihrer eingedenk sie aussprach. Diese Worte hat der Engel des Todes und des Verderbens mehrere Male über die auf ihrem Felsen fest gebettete, in ihrem Reichthum und ihrer Macht sicher ruhende Stadt ausgerufen, wenn er nicht nur mit dem Feuer und Schwert der Feinde, sondern wie ein Dieb in der Nacht mit den Schrecknissen des Erdbebens über sie kam. Hier über den mächtig schönen, vereinzelt noch stehenden oder gestürzten Säulen der alten Tempel, auf dem Felsen, der wie eine Klippe des Meeres aus der Ebene heraufsteigt, zeigt sich noch das steinerne Gerippe einer Bergveste, deren Bau, so wie jener der fest gemauerten Gerusia von der späteren Zeit für ein Werk der alten Könige von Lydien gehalten und als Krösus Burg und als Krösus Schatzhaus benannt wird. Weiterhin auf der Ebene erscheinen, gleich

Schattenbildern des Traumes, die Reste der mächtigen Stadt, welche wie einzelne Gebeine eines plötzlich getödteten, nur eilig im Sande verscharrten Riesen, hie und da aus dem Schutte der Verwüstung hervorragen: die Gemäuer eines Theaters und anderer Prachtgebäude von römischer Abkunft, wie die der christlichen Kirchen. Dies sind die kaum noch erkennbaren Denkzeichen aus den Zeiten, die dem jetzigen Greisenalter der verödeten Landschaft vorangingen, über welche der noch immer jugendlich grünende Tmolus jetzt noch wie vor Tausenden von Jahren seine belebenden und nährenden Bäche ergießt. Denn er ist das Werk einer göttlichen Schöpfung, jene sind Thaten der Menschenhand.

Der dichtende Gedanke verweilt jedoch nicht bei den verdorrten Gebeinen eines hier begrabenen, vorübergegangenen Geschlechts und seiner zu Staub und Moder gewordenen Herrlichkeit, sondern er führt uns in die Zeiten zurück welche in der Geschichte dieses Landes den Jahren des kräftigen, blühenden Mannesalters gleichen.

Dort auf seiner Felsenburg, deren massenhafte Trümmer noch jetzt im Wasser des unten im Thale fließenden Paktolus sich spiegeln, saß Crösus, der mächtigste, reichste und in seinen eigenen Augen glücklichste Herrscher des Landes. Er schaute mit Lust herab auf den Tempel, den er zur Ehre seines eigenen Namens dem Dienst der mächtigen Göttin errichtet hatte. Ein Bauwerk, das an Herrlichkeit der Kunst mit dem ersten Tempel der Diana zu Ephesus von gleichem Adel war.

Was bedeutet, so fragte der König einen aus der Stadt zurückkehrenden Diener, dort unten am Tempel der Zusammenlauf des Volkes? Welcher im Bilde herannahenden Gottheit ziehen die Priester, bekränzt und im Festgewande,

singend ihren heiligen Gesang, entgegen? Und wer sind die Schaaren, die mit großem Gepränge von der Heerstraße aus Magnesia herab nach dem Tempel sich hinwenden?

Diese Schaaren sind Priester der Cybele, welche aus dem Tempel ihrer großen Göttin ein Weihgeschenk von wunderbarer Art, mit welchem, wie sie sagen, an Werth kein Kleinod deines Schatzhauses zu vergleichen sey, zum Heiligthum unseres Tempels bringen, um da für immer es zu lassen. Unsere Priester gehen jenen zum feierlichen Empfang der Gabe entgegen.

Wie redet doch, so sprach Crösus, das unwissende Volk so unbesonnene Worte. Der Tempel der Cybele und seine Priester sind arm, im Vergleich mit dem Tempel, den ich erbaute und begabte und mit den Priestern, welche ich zur Obhut darüber bestellte. Wo hätten diese ein Kleinod her, das dem Werthe eines der geringeren in meinem Schatze gleich stehen könnte? Warst du nicht neulich selbst ein Zeuge, als ich dem phönizischen Krämervolk für den mit Sonnenglanz leuchtenden Rubin, der in einer kunstreich gearbeiteten goldenen Krone gefaßt ist, eine Summe des Goldes bezahlte, welche mehr wog als die Last die ein Kamel trägt. Und habe ich nicht noch andere in meinem Schatze, von deren keinem mir die Güter des Cybele-Tempels den Werth bezahlen könnten?

Zürne mir nicht, o König, sprach der Diener, wenn ich die Sage von dem wunderbaren Steine wiederhole, die ich schon neulich auf einem Besuch bei dem Grabmahl des Alyattes aus sonst glaubwürdigem Munde vernahm. Der Stein im Tempel der Cybele, so berichten die, welche ihn gesehen, ist nicht todt wie andere Steine, selbst solche von der kostbarsten Art, es sind. Ein Geist, von Zeus,

dem Donnerer gesandt, beseelt ihn, denn wie ein Held zu seinem Schwert, greift er mit unsichtbarer Hand nach dem Eisen, das man in seine Nähe bringt und hält es fest. Ja was noch wunderbarer ist, dieser Stein hat einen andern, den man nachbarlich ihm zugesellte, mit dem gleichen Geist beseelt. Denn auch in diesem wohnt jetzt der Hauch des Zeus; auch er greift wie ein Kriegsmann nach dem Eisen und hält es an sich. Aber der alte Stein, den die Priester der Cybele nur bei der Feier ihrer Mysterien den Eingeweihten zeigten, stieß zur Verwunderung aller, die es sahen, neulich als man beide in bequemer scheinende Stellung zusammenlegte, den andern von sich. Und dieser ist es, den man dort im festlichen Zuge zu unserem Göttertempel bringt, dahin, wie Cybeles Priester meinen, sein Vater ihn senden wollte.

Sage mir doch, so fragte Crösus, wie nennt man den Stein?

Man nennt ihn nach dem Orte, da man den ersten fand, den Magnesischen, den Magnetes. Denn bei Magnesia hat eines Tages, als Zeus seine Donner und Blitze in unermeßlicher Weise ausgesendet, ein armer Hirte ihn gefunden und in Cybeles Tempel gebracht.

Ich werde denn selber das Wunder schauen, sprach Crösus und eilte hinab aus seiner Burg zum Tempel.

Die Opfer waren den Altären gebracht worden, der Klang der Hörner und die Chöre der Sänger waren verstummt, da befahl der König, daß man den wunderbaren Stein herbeibrächte, daß er ihn sähe. — „Wie? so rief er, ein gemeiner Eisenstein, schwarz wie die andämmernde Nacht und glanzlos wie der von Regenwolken getrübte Himmel ist es, den ihr so hoch, als einen göttlichen preist? Sind nicht

von seiner Art ganze Bergeslasten in unserem Lande zu finden, liegen dergleichen nicht in Haufen an unsern Heerstraßen herum?"

Die Felsen dort im Thale, so sprach ein Priester der Cybele, werden gebrannt zum Mörtel, mit welchem wir unsere Häuser bauen und die Knochen der todten Thiere, die am Wege liegen, werden im Feuer gebrannt zu demselben Mörtel. Könntest du aber, o König, mit all deiner Macht die Steine deiner Felsen, aus denen man den gleichen Mörtel bereitet wie aus den Knochen, mit Fleisch und Adern bekleiden, daß sie zum athmenden, lebenden Thiere würden, wie diese Knochen, als noch die lebende Seele sie bewegte? Siehe, was wir an dem Kleinod unseres Tempels und an dem aus ihm und durch ihn Geborenen anbetend bewundern, das ist nicht die sichtbare Natur des Eisengesteines, sondern eine Macht der Gottheit, die sich in dem unscheinbaren Gestein waltend, dem Menschen nahet. Du hast unserem Tempel, o preiswürdiger Herrscher, erst neulich Tausende deiner Goldmünzen geschenkt, sie tragen alle dein Bild und deines Namens Schrift. Auf diesem Stein aber hat Zeus selber das Bild seiner Gottheit und die Züge ihres Namens gepräget.

11. Was sagst du dazu?

Unter den Versammelten am Tempel hatte Krösus den Philander aus Teos bemerkt, einen Schüler des weißen Thales aus Milet. Philander war dem Könige wohl bekannt, denn er hatte einst in Gesellschaft Solons des Atheniensers in Sardis ihn besucht und die Schätze so wie alle Herrlichkeit seines Königshauses gesehen. Als die Feier der Priester im Tempel vollendet war, ließ der König den Mann rufen, um ein Wort des Vertrauens mit ihm zu reden.

Philander, du Freund der Weisen, so sprach er zu ihm, was sagest du zu dem Allem, was hier so eben vor unsern Augen und Ohren sich zugetragen; hältst du den magnetischen Eisenstein solcher hohen Ehren und einer solchen Schätzung über Alles Gold und edles Gesteine werth, als die Priester der Cybele ihm beilegten, und glaubst du ihren mährchenhaft lautenden Sagen von den Wundern die der Stein gethan haben soll? Denn daß er kleine Stücke des Eisens an sich zieht und fest hält, das habe ich zwar gesehen und glaube eben so daran als an die Kraft des Leimes, damit man den abgesprungenen Splitter ans Holz befestigt. Daß aber ein solcher Stein den andern von sich

stoßen sollte, das kann ich nimmermehr und eben so wenig es glauben, daß der eine der beiden den andern erzeugte.

Bei der Schätzung des hohen Werthes ihres Magnetes, o König, so antwortete Philander, haben die Priester allerdings einen andern Maaßstab vor Augen gehabt als der menschliche ist. Mit demselben Rechte hätten sie die goldgelbe Blüthe des Safrans höher stellen können als alles Gold, die blaue Blüthe der Hiazinthe an Schönheit höher stellen können als den Sapphyr. Denn in dem Golde wie im Sapphyr bewegt sich noch keine Seele, im magnetischen Steine aber gibt sie sich kund, gleich wie in den Zuckungen eines tief schlafenden Kindes; in der lebenden Pflanze nahet sie sich den Pforten der Träume; im Thier tritt sie aus diesen Pforten heraus in den dämmernden Vorhof der Gefühle und des sinnlichen Erkennens, erst im Menschen jedoch erwacht in ihr der aufschauende Geist, der sein Angesicht nach dem Licht erhebt, das über den Himmeln stehet.

Doch, ich soll dir noch andere Fragen über die Natur des Steines beantworten. Ich bin mit einem Priester der Cybele befreundet, denn er stammt aus Teos, ist ein leiblicher Bruder meines Vaters. Durch ihn bin ich mit den Kräften des wunderbaren Steines bekannt geworden und habe Vieles gesehen, was nicht jeder der Besuchenden in ihrem Tempel sehen kann. Daß der Magnet, nicht nur in einen andern Stein seiner Art, sondern in jedes Stück Eisen seine Kräfte ergießen kann, das habe ich an der länglichen Eisenplatte gesehen, auf welcher der Stein des Cybeletempels seit längerer Zeit gelegen war. Denn dieses Eisen zog eben so wie der Stein, anderes Eisen an sich. Ja noch mehr, ich sahe an ihm mit eigenen Augen, als ich dasselbe auf meinem Finger schwebend dem Steine nahete, wie

dieser das eine Ende des Eisens zu der einen seiner beiden Seiten anzog, von der andern aber abstieß. Ich erzählte, was ich gesehen, meinem Meister Thales. Nach der Lehre von diesem, welche ja auch dir, o König nicht unbekannt ist, ward alles Geschaffene aus einem uranfänglich Flüssigem gebildet, über welchem ein dem Geiste des Menschen erkennbarer belebender Geist schwebt. Jenes Flüssige ist aber nicht nur ein sichtbares sondern auch ein unsichtbares Wasser. Für beide ist ein Oberes (eine Höhe) da, davon sie aus, und eine Tiefe, dahin sie abfließen. Durch den Magneten ergießen sich zwei solche Ströme des unsichtbaren Wassers, davon der eine gleichsam wie von einem südlichen der andere wie von einem nördlichen Gebirge abfließt. Der eine hat da seine Tiefe, wo des andern Höhe ist und wie das sichtbare Wasser nur bergabwärts, nicht berganwärts fließen kann, wie der Bach einem Steine, der seiner Strömung hemmend im Wege liegt, zur Seite ausweicht, wenn er ihn nicht von sich fortreißen kann, so weicht das eine Ende des magnetischen Eisens jenem Ende des Steines aus, welches für sein eignes Strömen eine gleiche Höhe seyn würde, als die von der sein Wasser hinabrinnt. Dieser Strom stürzt sich dagegen desto kräftiger nach jenem Ende hin, das für ihn die aufnehmende empfängliche Tiefe ist. Ich spreche hier das, was die Priester ein Wunder nannten, nur mit andern Worten aus als sie es thaten. Wie in den Göttersprüchen der Orakel liegt in den Thaten der Natur ein für unsern Verstand leichter zu fassender und ein tieferer Sinn, den nur die Erfahrung der Zukunft, oder die Gottheit selber uns offenbaren kann.

12. Der Zug des Geistes nach dem Tempel.

Harsa, der Hauptmann über die Reiter, hatte bei seinem Geleite der Gefangenen Juda's nach Babel den Knaben Daniel und den alten Saphatja immer lieber gewonnen. Mit beiden, vornämlich mit dem Knaben unterhielt er sich gern und ließ öfters sein Roß in langsamem Schritt gehen, ja er stieg ab von demselben, ließ es durch einen der Knechte am Zaum führen, um mit Saphatja und seinem Pflegesohn Daniel sich zu befragen. Denn in Harsa, dem Babylonier, war seit seinem kurzen Verweilen in Jerusalem so wie unter dem Volke der Juden ein fragender Geist erwacht, welcher, ohne selbst zu wissen was er wollte, nach Licht suchte. Gegen Saphatja den Greis war ihm, wie von einer ehrfurchtsvollen Scheu, der Mund zugethan, seine Rede erschien ihm zu hoch und schwer erfaßbar, was aber der Knabe in kindlicher Unschuld ihm antwortete, das ging ihm, wenn er auch zuweilen an der seltsam klugen Rede des Kindes sich nur belustigte, andere Male dennoch tief und ernst zu Herzen.

Einst an einem Morgen (er hatte dem Heereszuge für heute an dem wasserreichen Brunnen zu rasten erlaubt), sah er, was er schon öfter gesehen, wie der Knabe, mit dem

Angesicht nach der Stätte des Tempels zu Jerusalem gerichtet, lange und inniglich betete. Der Hauptmann verweilte gern und still bei diesem Anblick, denn es gehet von der Andacht eines ernstlich Betenden, der im Geist und in der Wahrheit mit seinem Gott redet und sein Gott mit ihm, eine Kraft aus, die nicht nur jene Herzen der Menschen, welche die Sprache des wahrhaftigen Gebetes niemals verstanden oder geübt haben, erfaßt und bewegt, sondern selbst den Kreaturen gebietet. Als aber der Knabe von seinem Gebet aufstand, da nahete sich ihm der Hauptmann und fragte ihn freundlich: Sage mir, Daniel, zu welcher Gottheit richtet sich dein Gebet. Ich weiß, du kennst die Sterne des Himmels, denn ich habe öfters gesehen und gehört, wie du und dein Lehrer Saphatja bei Nacht die Gestirne des Himmels betrachtet und sie benennt, um, wie ihr sagt, den Richtpunkt (ich weiß nicht welchen) fest zu halten. Daß ihr aber jemals vor einem dieser hellen Gestirne euch beugtet, habe ich nicht gesehen. Wir andern beten die Sonne an, denn sie ist uns die mächtigste Gottheit des Himmels, du aber, wie du so eben thatest, wendest dein Angesicht abendwärts und kehrest der aufgehenden Sonne den Rücken zu, oder du lässest sie, wie ich dies bei deinen Gebeten immer gesehen, zu deiner Linken auf dich schauen, und auch dann, wenn sie am Abend fast dir vor Augen steht, achtest du ihrer nicht, sondern blickest das eine Mal zu ihrer Rechten, andere Male zu ihrer Linken, ich weiß nicht nach welchem andern Punkt hin. Ja du verbirgst dich vor ihr im Schatten, als wolltest du nichts von ihr wissen.

Wir Gläubigen aus Juda's Volk, o Hauptmann, so antwortete der Knabe, beten nicht die Gestirne noch sonst eine sichtbare Kreatur an, sondern den unsichtbaren Gott, der Himmel und Erde gemacht hat.

Wie aber und wo, so fragte der Hauptmann weiter, wollt ihr euren unsichtbaren Gott suchen und finden? Wenn du so in ein leeres Blau, da kein Gestirn, keine Sonne scheint, hinblickest, meinst du da wo Nichts ist, sey dein unsichtbarer Gott zu finden?

Gott zwar ist uns überall nahe, ist bei und mit uns wo wir ihn anrufen; wir aber bei unserm täglichen Gebet blicken nicht in ein leeres, nichtiges Blau des Himmels oder in ein Grau der Wolken, sondern wir richten unser Angesicht nach der Stätte des Tempels zu Jerusalem hin. Und wo diese Stätte sey, das lehren uns bei allen Krümmungen des Weges, den unser Heereszug durch die Wüste macht, die Stellungen der Sonne am Tage, die Sterne bei Nacht.

Ihr betet also den Tempel zu Jerusalem an, und ist dieser nicht eben so sichtbar für das Auge und greifbar durch die Hand als hier dieser Fels, eine Lust für euren Blick, wie für den unsern die schönen, hellstrahlenden Gestirne?

Wir beten, so antwortete der Knabe, nicht den Tempel an, sondern den Herrn unsern Gott, dessen Macht und Herrlichkeit zwar durch alle Himmel der Himmel gehet, der aber den Tempel zu Jerusalem zu einer Säule des Aufmerkens für alle Völker der Erde dahin gestellt hat. Denn von Sion, so sagt der größeste unserer Seher, wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem. Ja „zu Zion hat Er, der Gott über alle Götter, ein Feuer und zu Jerusalem einen Heerd," um welchen alle Völker sich einst versammeln werden. Darum richten auch wir bei dem Gebet unser Angesicht dahin, wohin der Geist uns deutet und das Sehnen unsers Herzens stehet.

13. Der Compaß.[1]

Die Weisen des Landes hatten sich um Ling-wang, den mächtigen Kaiser von China, versammelt, er selbst, der Herrscher, saß über ihnen auf seinem goldenen Throne. Nur einer der Räthe, fehlte noch, dessen Wort Ling-wang gern vernahm. Es war Parsi, der Götterfreund, der im fernen Westen geboren, schon in den Tagen als Ling-wangs Vater noch den Thron der Reiche mit dem Lichte seiner Augen bestrahlte, in das Mittelreich kam, und hier durch die Gunst der Fürsten festgehalten wurde. Endlich trat Parsi ein und als er vor dem Herrscher sein Angesicht zur Erde gebeugt, nahete er sich ohne Furcht vor den zürnenden Mienen des Kaisers dem Throne und rief diesem zu: „Eine Kunde aus dem Reiche der Himmlischen, o du mächtigster aller Herrscher der Erde, habe ich dir zu bringen; ein Bote

[1] Die nachstehende Erzählung hat jene wohlbegründete Sage vor Augen, nach welcher der Compaß eine alte Erfindung der Chinesen war. Der Verfasser nimmt sich dabei die Freiheit, die Zeit der ersten Benutzung der Magnetnadel zur Fertigung eines Compaß in die Regierungsjahre des Kaisers Ling-wang zu versetzen, in deren Verlauf der große Weise des Landes Kon-fu-tse (Kon-fucius) geboren ward (um 551 v. Chr.). Man könnte sich den aus Westen stammenden Parsi als einen der Lehrer jenes Weisen denken.

der Götter ist unter uns erschienen, welcher deinem siegreichen Heere die noch unbekannte Bahn durch die Wüsten und Wälder, über Gebirge und durch sumpfige Ebenen zeigen und führen wird, zu den versteckten Wohnsitzen der Barbaren. Ja selbst auf dem Meere, wenn an dem umwölkten Himmel weder Sonne noch Stern zu sehen ist, wird jener Bote der Götter deinen Schiffen den Weg zeigen zu den Inseln und Ländern, aus denen sie Gold und Perlen für deinen Schatz, Pelzwerk für die Leute deines Heeres bringen.

Wo ist dieser Bote, sprach der Herrscher, warum führtest du ihn nicht zu mir?

Er ist von so kleiner, armseliger Gestalt, daß Jeder, der seine Kräfte nicht erkennt, sich an ihm ärgern und verächtlich sich von ihm wenden möchte, und der Mann, welcher uns ihn bringt, geht in der armen Kleidung des Volkes einher, das auf den Schneebergen der Grenzen deines Reiches und in ihren Thälern wohnt, und nur von der Milch seiner Ziegenheerden sich nährt. Sein Aussehen ist so rauh, wie das der Bären seines Gebirges und er vermag unsre Sprache nur undeutlich wie ein stammelndes Kind zu reden. Doch, wenn du befiehlst, will ich ihn, sammt seinem Götterboten, vor dein Angesicht rufen.

Der Herrscher winkte bejahend und die Räthe saßen in Erwartung schweigend. Kam doch das Ereigniß, welches der Parsi (so nannte man ihn wegen seiner persischen Herkunft) verkündet hatte, als sey dasselbe ganz besonders zu der heutigen Berathung herbeigerufen gewesen, denn der Gegenstand dieser Berathung war die nahe bevorstehende Ausrüstung und Ausstattung einer Anzahl von Schiffen nach einer fern im Nordosten gelegenen Insel, deren kriegerisches Volk den Bewohnern der nördlichsten Küste des Mittelreichs einen

Einfall drohte und schon früher manchen Schrecken gebracht hatte. Der älteste der Räthe, der Fürst und Vorstand des Seewesens, hatte bereits es erklärt, daß ein kriegerisches Unternehmen zur See, an solche abgelegene Inseln, unmöglich sey. Laßt, so hatte er in der Berathung gesagt, den Himmel, wie es im Norden so oft geschieht, auf einige Tage getrübt werden, oder den dort einheimischen Nebel den Weg der Fahrt zudecken und bald wird das Volk des einen Schiffs nicht mehr wissen, wohin die andern steuern, oder wohin es selber steuern sollte. Das eine wird von den Ruderern nach Süden, das andere nach Norden geführt werden und wenn endlich ein oder etliche vereinzelte die feindselige Insel erreichen sollten, da würden sie dort, statt Rache zu üben, mit all ihren Kriegsleuten in die Hand der Barbaren gerathen, ihre Macht würde den Waffen und Feuerbränden von diesen erliegen, während die andern Schiffe, das eine an dieser felsigen Küste scheitern, das andere in unbekannte Gegenden sich verirrte, oder mit seiner halbverhungerten Kriegerschaar, ehrenlos zur heimathlichen Küste zurück käme. Die andern Räthe hatten den Bedenken, welche der Meister der Seefahrten äußerte, nicht zu widersprechen gewagt und so weit war die gemeinsame Verhandlung gekommen, als der Parsi mit seiner Verkündigung des Neuen, das er so eben gesehen, in den Thronsaal eintrat.

Er war jetzt gesendet, um jenes wunderbare Neue vor die Augen des Herrschers zu bringen. Seine Botschaft war schnell beendigt, er nahete dem Herrscher auf dem Thron mit tiefer Verbeugung und ihm folgte mit zögerndem Schritte ein Mann, welcher mit einem Rock aus Ziegenfellen bekleidet, das Angesicht von dem wildwüchsigen Barthaar meist verdeckt, mit Scheu herumblickte, als suchte sein Auge nur den

Ausgang aus dem Saal voll kaiserlicher Pracht. Der Mann trug mit sich ein Becken voll Wasser, das er, dem Winke des Parsi folgend, auf eine der niedersten Stufen des Thrones hinstellte. Er zog, vor Scheu fast zitternd, am Busen aus seinem Pelzrock ein Schnitzwerk aus leichtem Korkholz hervor, welches ziemlich geschickt, einen schwimmenden Frosch darstellte, setzte dieses auf das Wasser und wich dann, als ob er Strafe statt Lohn erwarte, eilig mehrere Schritte gegen die Thüre des Königssaales zurück.

Was willst du bei mir mit diesem Spielwerk? so fragte Ling-wang, der Herrscher, den Parsi, mit einem Tone der Stimme, in welchem sich nicht minder die Aufwallung des Zornes als des Erstaunens verrieth. Hat dein Geist dich verlassen, du Fremdling im Lande, daß du mich und meine Weisen mit einem kindischen Einfall deines Wahnsinns belustigen willst?

Zürne nicht, o du großer Herrscher der Reiche, höre zuerst mich an und betrachte mit eigenen Augen das, was hier vor deinem Angesicht stehet. Dieses leichte, auf dem Wasser schwimmende Holz, welchem die spielende Hand jenes Hirten vom Gebirge die Gestalt eines Frosches gab, ist nur der unscheinbare Träger des Schatzes, welcher Beachtung verdient. Dieser wunderbare Schatz ist eine starke Nadel von Stahl, welche, sobald sie freie Bewegung hat, unverrückt nach dem Stern des Nordens, dem Polarstern, hinweist. Wären wir auf einem Schiffe, mitten in der dunklen Nacht, und hätten das schwimmende Holz mit seinem beseelten Eisen vor Augen, wir würden den Frosch immer mit seinem Kopfe nach Norden gerichtet sehen und wenn ihn auch das durch die Schwankung des Meeres bewegte Wasser bald da bald dorthin verrückte, wenn er, wie ich jetzt mit meiner

Hand es thue, mehrmalen ganz umgekehrt würde, so daß sein Kopf statt nach dem Polarstern dahin gerichtet wäre, wo die Sonne am Mittage stehet, bald würde er rasch nach Norden sich wenden, und, im ruhenden Wasser, so stehen bleiben.

Dieser Mensch dort, in seinem schwarzhaarigen Ziegenpelz, kam von den äußersten Grenzen deines unermeßlich großen Reiches, o Herrscher, hieher in den Schatten deines goldnen Thrones. Achtundachtzigmal ist ihm auf seinem mühseligen Wege durch die Wüsten, der Gebirge, Wälder und Sümpfe die Sonne auf- und untergegangen, dreimal hat sich der Mond seitdem über ihm gefüllt. Ein weiser Seher der Zukunft, ein gottbegeisterter Mann, der seit länger als hundert Jahren als ein Vater und Fürst unter seinem Volke gewaltet hat, befahl dem Hirten, er solle mit seinem schwimmenden Eisen zu dir, dem Herrscher aller Reiche gehen und dir dasselbe als Gabe der Götter bringen. Manches Wort der Ueberredung, das der Fürst sprach, ließ den Hirten unbewegt, bis endlich der alte Seher mit dem Tone seiner Zauberformel den harten Sinn des Mannes zerschmolz und ihn dahinriß in das Feuer der Gefahren. Denn wahrlich solche waren es, denen der armselige Hirte entgegenging, und welche er, ohne seinen Führer, den schwimmenden hölzernen Frosch, nicht bestanden hätte. Der alte Fürst des Gebirges, der in den Zeiten seiner Jugend vor einem deiner Urgroßväter hier in der Stadt der Herrscher sein Angesicht gebeugt, hatte sich die Richtung des Weges, die ihn aus der Heimath von Norden und Westen nach Osten und Süden hieher führte, sehr wohl gemerkt. Denn dieses Volk ziehet wie die Wandervögel über Land und Wasser seinen sicheren Weg zum Ziele. Aber bei dem Fürsten war damals ein zahlreiches Gefolge von Menschen mit dem

Gespann der Ochsen und ihren Wägen gewesen. Der arme Hirte ging einsam und allein nach dem Ziele, das der Spruch der Götter ihm gewiesen. Oefters zog er durch die Engthäler der Alpen, aus denen kein Ausweg erschien, als der über die starren Gefilde des ewigen Schnees. Ein zugefrorner See bot ihm ein Nachtlager, geschützt vor den Bären. Tagelang hemmte zuweilen ein breiter, tiefer Strom sein Fortschreiten nach Osten oder Süden, bis er endlich einen Ort gefunden, an welchem die Felsen, über die das Wasser sich hinabstürzte, für ihn den kühnen Wanderer des Gebirges eine Brücke bildeten, von deren einem Pfeiler zum andern springend, er an das jenseitige Ufer kam. Die Tiger, welche selbst hoch im Norden in den Kastanienwäldern ihrer Jagd der Affen nachgehen, die im Sommer sich dort vorfinden, schreckten ihn nicht, und auch in den mächtigeren Waldungen des tieferen Landes, durch deren Dickicht nur selten ein Strahl der Sonne oder der Sterne auf ihn herunterfiel, wandelte ihn weder eine Furcht vor den wilden Thieren noch vor dem Verirren von seinem Wege an. Ihm grauete, wenn er auf seiner geraden Bahn durch die Wiesen der Schilfgewässer zog, nicht vor dem Bisse der giftigen Schlangen, denn er folgte und vertraute getrost seinem wunderbaren Führer, den ihm, wie er meinte, eine Vorsorge der Gottheit zugestellt hatte. Sein Hunger wurde nur selten durch eine Gabe der Hirten und Jäger, oder der Bewohner der Burgen und Dörfer gestillt, die er auf der geraden Richtung seines Weges fand; Kastanien, eßbare Eicheln und Nüsse oder Wurzeln waren seine Speise. Und gerne duldete er auch tagelang den Mangel von diesem, wenn er nur am Abend mit der Sicherheit, daß er auf dem rechten Wege hieher sey, sich zur Ruhe legen konnte. —

Du sprichst von dem rechten, geraden Wege, so sprach der Herrscher zu dem Parsi, und ich begreife wohl, daß der schwimmende Frosch diesen andeuten kann, wenn ein des Landes unkundiger Wanderer gerade nach Norden oder nach Süden ziehet. Wie aber, wenn er wie jener Mann zu uns keiner jener beiden Richtungen folgen darf, sondern einer andern, welche zwischen beiden dahin gehet? —

Wende dein Auge, o erhabenster Herrscher, so sprach der Parsi, hieher auf die hölzerne Schüssel, auf deren Wasser der Frosch schwimmt. Da wirst du eingeschnittene Zeichen finden, welche, während das wundervolle Eisen, das von dem Froschbild getragen wird, nach Norden und Süden stehet, hier die Himmelsgegenden des Sonnenaufganges, dort jene des Abends andeuten. An dem einen Rande des Gefäßes ist die Gegend bezeichnet, aus welcher der Hirte kam, an dem andern die, nach welcher er kommen sollte. Das Maaß für die Strecken des Weges, die er durchwandern mußte, gab ihm die Schnelligkeit seiner Schritte und die Zahl der Tage; ein bewundernswerthes Aufmerken und Bedenken, das diesem Volke, welches nie vergißt, was es hörte, sahe und that, gegeben ist, stand bei ihm immer auf der Hut und bewahrte ihn vor jedem größeren und längeren Abirren von seiner Bahn. Und siehe, das glückliche Gelingen seiner kühnen That stehet uns hier vor Augen; der einfältige Hirte ist gekommen dahin er wollte. —

Hast du, so fragte der Kaiser, von dem Manne vernommen, ob er selber der Entdecker des weissagenden Eisens war, welches sein geschnitzter Frosch trägt, oder ob ein Anderer dasselbe auffand? —

Er lehnte, so antwortete der Parsi, diese Ehre der Erfindung von sich ab, und erzählte mir, daß schon vor

längerer Zeit ein Bergmann, welcher Eisensteine grub und das Metall aus ihnen zu schmelzen verstand, einen Stein gefunden, der selber das Eisen an sich zog und auch diesem Eisen, wenn man mit dem Stein ihn bestrich, die Kraft gab, nahendes Eisen an sich zu ziehen. Der Bergmann hatte auch das Stäbchen von gehärtetem Eisen gemacht, das dem Hirten als Führer zu uns diente. Denn, nachdem er es lange genug mit seinem Steine gestrichen, zog es nicht nur die eisernen Nägel an sich, sondern, wenn man es auf einen kleinen Floß aus Strohhalmen ins Wasser setzte, drehte es sich, man mochte es wenden, wie man wollte, immer nach dem Polarstern hin, den das Volk in jenem Gebirge das Auge des himmlischen Nachtwächters nennt. „Ehe der Bergmann starb, schenkte er," so erzählte mir unser Hirt, „sein Eisenstäbchen meinem Großvater, in dessen Hütte er gewohnt hatte. Ich aber habe aus der Rinde einer Korkeiche den Frosch geschnitzt und auf seinem Rücken das Eisen fest gemacht. Denn, wenn man es nicht in der Schwebe an einem Faden gebunden hält, wo es freilich bei jedem kleinen Anstoß in gar großes, langes Schwanken geräth, oder es an ein Schilfrohr gebunden, frei auf dem Wasser fahren läßt, kann es das Auge des himmlischen Nachtwächters nicht aufsuchen, weil es, wenn man es auf den Boden hinlegt, sich gar nicht von der Stelle zu regen noch zu bewegen vermag. Und wenn man es außer seinem leichten Schifflein auf's Wasser setzt, da kann es nicht schwimmen, weil sein Leib zu schwer ist und wie ein Stein im Wasser zu Boden sinkt."

Der Kaiser Ling-wang hatte mit einem so sichtlichen Vergnügen dem Berichte des Parsi zugehört, als man sonst bei den Versammlungen seiner Räthe niemals oder nur selten

an ihm bemerkte. Seine Augen betrachteten mit Wohlgefallen den wunderbaren Frosch, ja seine Hände berührten denselben. Er winkte dem Hirten, daß er zu den Füßen seines Thrones sich nahen sollte, und als dieser scheu sich sträubte zu kommen, befahl er einem Diener, den wilden Gebirgsmann aus dem Königssaale hinaus zu geleiten, ihn zu einer wohlbereiteten Mahlzeit zu führen und anständig zu bekleiden. Er solle aus kaiserlicher Milde eine reiche Gabe des Goldes, und wenn es ihm gefiele, unter den Strahlen des Thrones, in der Stadt des Kaisers zu wohnen, ein Haus mit glänzendem Geräthe zu eigen haben. Der Hirte ließ sich zu der reichbesetzten Tafel führen, kostete jedoch von den Speisen und Getränken nur wenig. Doch nahm er einige der Früchte und etwas Brod mit sich hinaus in den äußersten Vorhof, wo er mit Vergnügen die Gabe genoß. Das Haus, welches der Kaiser ihm zugedacht, wurde ihm eingeräumt; die goldenen Gaben des Herrschers, sowie kostbare Kleider für ihn hatte man neben seinem Bette hingelegt. Als man aber am andern Morgen sich nach ihm umsah, da war der Mann, ohne die ihm fremde Tracht und ohne das Gold, in seinem Ziegenpelz entflohen.

Der Parsi, welchem Ling-wang der Kaiser am andern Tage dieses erzählte, sagte zum Herrscher: das wunderbare, auf dem Rücken des Frosches haftende Eisen, wenn es sich immer, sobald man ihm Freiheit seines Bewegens gewährt, nach Norden wendet, erinnert mich an die Lehre der Gymnosophisten, mit denen ich in meiner Jugend Jahre lang an ihrem heiligen Strome lebte. Nach dieser Lehre stehet hoch im äußersten Norden der Goldberg Meru, auf welchem die Götter in ewig seligem Frieden wohnen. Ist es doch, als wollte uns schon das wundervolle Eisen des Hirten nach

jener Wohnstätte einer göttlichen Stille, friedlichen Ruhe und seligen Vergnügung hinweisen. Für den Hirten mag sein Wohnort, hoch im Lande, abgeschieden von dem Toben und Unfrieden, der in der Tiefe herrscht, selig durch die Liebe der Seinigen zu ihm wie seiner eigenen zu ihnen, ein solcher Goldberg Meru seyn, der ihm als ein Sitz des seligen Friedens und der Liebe erscheint. Lassen wir ihn dahinziehen, o Herrscher der Lande! Dein Gold und dein Silber hätten ihm nur den Lauf erschwert; du hättest ihm kein Haus geben können, das für ihn seiner Hütte gleichkam. Laß dir nicht leid seyn in dem Gedanken, daß er auf dem Heimweg ohne seinen Führer, den Frosch, den er bei uns gelassen, sich verirren möge. Ich kenne die Schärfe der Sinne und die Sicherheit, mit welcher ein solcher Sohn der freien, sich selber treu gebliebenen Natur jedes Schrittes, den er gethan, sich erinnert. Er wird jetzt selber den Weg heim zu seiner Hütte, seinem Weibe und seinen Kindern wiederfinden, den er zu uns her mit seinem Führer, dem schwimmenden Frosch, gemacht hat. Denn dieses Volk zeigt dir noch nach Jahren den Baum, darunter es einst bei Nacht geschlafen, auch wenn es seitdem niemals wieder und jetzt zum erstenmal von neuem in seine Nähe gekommen. Und die Taube, welche der Jäger in ihrem Nest, in der Felsenkluft der Gebirge gefangen hat und zu uns in die Stadt bringt, wendet auch, wenn man ihr die Freiheit gibt, alsbald ihren Flug zu der fern abgelegenen Steinkluft hin, daraus sie von der Menschenhand geraubt war, und findet sie noch vor Abend wieder, wäre sie auch für den menschlichen Fuß viele Tagereisen weit entfernt.

* * *

Die vorstehende Parabel mag uns lehren, daß große Entdeckungen, sowie große folgenreiche Gedanken öfters in so unscheinbarer, ja verächtlicher Gestalt auftreten, daß sie wie Fremdlinge aus einer andern, höheren Welt von dem Geschlecht der Völker, an welches sie kommen, gar nicht verstanden werden. Mögen sie jedoch auch, wie der große schöne Diamant, welchen Kaiser Justinian bei einer Procession am St. Johannisfest aus seinem Diadem verlor, viele Jahrhunderte lang unter dem Staub und unscheinbaren Gestein verborgen liegen; zur rechten Zeit und Stunde hebt die Hand eines spielenden Kindes sie aus ihrem Dunkel wieder an das Licht, und ein Auge wird aufgethan, das den Juwel als das erkennt, was er ist.

14. Der Damascenerstahl.

Die beiden Brüder Martin und Wilhelm waren endlich nach Jahre langer Trennung in ihrer Vaterstadt wieder vereint. Martin, der ältere, der Theologe, lebte und wirkte da schon seit längerer Zeit als gelehrter und geehrter Schulmann. Wilhelm, der jüngere, der Mathematiker, war erst seit etlichen Wochen zurückgekehrt aus einem fernen Lande. In dieses war er bald nach Vollendung seiner Universitätsjahre von einer auswärtigen Regierung gesendet worden, um daselbst dem Geschäft der Landesvermessungen und Grenzbestimmungen vorzustehen. Sein mühevolles Geschäft war beendigt, die wohlgelungene Durchführung desselben anerkannt und reich belohnt worden; man sah ihn ungern aus dem fremden Dienste scheiden, doch zog ihn das Verlangen nach der Heimath wieder über das Meer herüber.

Die beiden Brüder hatten sich seit Wilhelms Rückkehr täglich gesehen; doch war dieser schon gestern nicht wie gewöhnlich in Martins Haus gekommen. Heute, am Sonntag Nachmittag, wo der sonst viel beschäftigte Schulmann zum Ausgehen Zeit fand, eilte er nach Wilhelms Wohnung, um zu forschen, was diesen von seinem gewöhnlichen Zuspruch bei dem Bruder abgehalten habe.

Er fand den eifrigen Physiker und Mathematiker bei einem Geschäft, das ihn so fest an seinen Tisch und Stuhl band, daß er dem eintretenden Bruder bei der herzlichen Begrüßung kaum die Hand reichen konnte. Verzeih mir, du lieber Bruder, so sprach er zu Martin, du bist ja ein zärtlicher Vater deiner Kinder, und wenn dir eines davon krank würde und deiner Hülfe bedürfte, würdest du nicht leicht die Hand von ihm abziehen, bis du ihm geholfen hättest. Siehe, hier liegt auch ein kleines hülfsbedürftiges Wesen vor mir, das mich so manches Jahr auf meinen Reisen begleitet und mir gedient hat: die Magnetnadel meines Compasses. Sie ist mir auf meiner gestrigen Wanderung durch die benachbarten Forste auf einmal, ich weiß nicht wie, schadhaft geworden an ihrem Fuße, dem goldenen Stifte, auf welchem sie in der Compaßuhr schwebt. Ich aber habe dieses beste Kleinod meiner physikalischen Geräthschaften fast so lieb, wie etwa ein Vater sein Kind haben kann, sitze deßhalb schon etliche Stunden an meinem chirurgischen Geschäft, um den Schaden so gut als nur möglich zu heilen. Und einer solchen zärtlichen Mühewaltung ist diese Nadel auch werth. Denn nicht nur sucht sie nach ihrer magnetischen Kraft und großen Erregbarkeit unter allen Nadeln ihrer Art nach einer ihres Gleichen, sondern sie hat für mich auch durch ihre Abstammung noch eine ganz besonders hohe Bedeutung. Sie ist nämlich aus einem Damascenerstahl gefertigt, welcher von der Klinge eines Schwertes genommen ist, das einst Richard Löwenherz in den Kämpfen mit den Sarazenen an seiner Seite und in seiner kräftigen Faust geführt hat. Und überdieß ist sie mir ein theures Andenken an einen seitdem verstorbenen Freund in England, der mir den Compaß schenkte, als ich vor acht-

zehn Jahren von England mich einschiffte nach dem Ort meiner damaligen Bestimmung. — Und nun, siehe, steht meine geliebte Nadel, die eben noch wie ein todter Leichnam auf dem Tische lag, wieder auf ihrem geheilten Fuße und kann dem Zuge ihrer Neigung wieder folgen und sich wenden nach Norden und Süden. Und ich kann auch aufstehen auf meine Füße und dem Zuge der Neigung folgen, dich, geliebter Bruder, zu umarmen.

Was hat dich aber, fragte Martin, fast zwei Tage lang, ohne uns ein Wort von deinem Vorhaben zu sagen, aus der Stadt hinweggetrieben?

Das herrliche Frühlingswetter am gestrigen Morgen, so antwortete Wilhelm, lud mich zu einem Spaziergang ins Freie ein. Aus der Einladung zu solchem Lustwandeln in der Nachbarschaft wurde aber eine Verlockung zu einer Wanderung in die weitere Ferne. Meine an viele Bewegung gewohnten Füße folgten der Lockung gern, ich übernachtete in einem Dorfe und bin erst heute nach Mittag hieher zurückgekehrt, um die Cur meines Patienten zu übernehmen.

Du scheinst mir, sagte Martin, überhaupt die Gewohnheit zu lieben, die Vormittage des Sonntags im freien Feld und dem Walde zuzubringen, wie die Indianer, unter denen du lebtest. Denn bis jetzt habe ich dich noch niemals in unserer Kirche gesehen. Heute namentlich hast du da viel versäumt. Der ehrwürdige 86jährige Senior Hammer, von welchem du noch deinen Confirmandenunterricht empfangen hast, ist nach seiner halbjährigen Krankheit wieder (vielleicht zum letztenmal) auf die Kanzel gekommen. Er hat da in dem Feuer einer milden, heiligen Liebe zu den Herzen gesprochen, die wohl Alle, welche solcher Bewegung fähig sind, tief bewegt hat. Der Hauptinhalt seiner Predigt erinnerte

an die Worte, welche der Sage nach Johannes der Evangelist noch zuletzt zu der Gemeinde seiner Jünger gesprochen.

Vergib mir, mein Bruder, sprach Wilhelm etwas beschämt, wenn ich an Sonntagen nach meiner, wie du sagst, „Indianer-Gewohnheit“ lieber in die Felder und Wälder, als unter das Dach und in das Gemäuer einer Kirche gehe. Mein Herz fühlt sich dort immer freudig gestimmt. Das Rauschen der Blätter und Zweige in den Wäldern das ist mir eine Predigt, die Gesänge der Vögel sind meine Choräle, die mich zu Gefühlen der Andacht erheben.

Vergib du auch mir, mein lieber Bruder, so antwortete Martin, wenn ich dir über diese deine Indianer-Gewohnheit offen und ernst meine Meinung sage. Warst du doch mein kleiner lieber Wilhelm, den ich, wenn ich als Jüngling während der Ferienzeit der Hochschule ins väterliche Haus kam, so oft in meine Arme nahm und auf meinen Schooß setzte, und dir dann die biblischen Geschichten erzählte, die du so gern von mir hörtest. Deine sonntäglichen Andachtsgefühle in Wald und Feld, so scheint mir, waren doch nur eine Melodie ohne Text. Sie blieben dieß auch, wenn dein Geist sie nicht mit den Werken begleitete, welche dir die Kirche und ihre geheiligte Lehre in der Kraft des Buches der Offenbarung schon frühe in den Mund legten. Wohl uns, daß dieser Text uns offenbart ist. Er allein eröffnet uns den tieferen Sinn der Gleichnisse, welche uns in der sichtbaren Natur und ihren Kräften vor Augen gelegt sind. Denn ohne die Eröffnung ihres geistigen Sinnes würden wir die Geheimnisse des Reiches Gottes und der unsichtbaren Welt, welche in jene Gleichnisse eingekleidet sind, nicht vernehmen, weil unser Fleisch nur eines Gefühles für die Einwirkung des Geistes, nicht eines Verstehens der-

selben fähig ist. So gehe ich etwa an einem schönen Frühlingstage hinaus in die blühenden Felder und grünenden Wälder. Ein frischer, belebender Lufthauch wehet mich an; meine Brust erweitert sich, mir ist es als hätte mein freudig bewegtes Gemüth Flügel bekommen und möchte damit wie die singende Lerche sich hoch in die Luft erheben. Aber wohin sind alle diese natürlichen Gefühle, wenn der Himmel plötzlich sich trübt, wenn ein rauher Wind aus Nordwest den Nebel oder den niederstürzenden Regen über mich hintreibt, der mir das Athmen schwer macht, das Hirn betäubt? So vergänglich ist jede sogenannte Andacht der Gefühle, so wechselnd ihre Stimmung. Anders aber ist jene Anbetung im Geist und in der Wahrheit, welche das Wort der Offenbarung uns lehrt. Diese bekräftigt nicht nur die athmende Brust und die Empfindung der Nerven, sondern sie belebt und bekräftigt den Geist zu den Thaten seines Willens; sie erfüllt ihn nicht mit den Bildern und Gedanken der vergänglichen Sinnenwelt, sondern der Ewigkeit. Und aus diesem Anbeten im Geist und in dem geoffenbarten Worte gehet ein Licht auf, das uns die Gleichnisse der sichtbaren Welt nicht allein verstehen lehrt, sondern sie zu einem lauten Zeugniß für die Wahrheiten des „Himmelreiches" aufruft und erweckt.

Als ich vorhin, in diesem Lichte, deine Compaßnadel betrachtete, die aus einer alterthümlich hochberühmten Damascenerklinge gefertigt ist, als ich sie so eben noch wie todt, von ihrer eignen Last gebunden, auf dem Tische liegen sah, dann aber, als du sie freischwebend auf ihren Stift setztest, in so kräftiger Bewegung nach ihrem Angelpunkte in Norden, kam es mir vor, als würde ich im Innern an etwas erinnert, das ich heute mit dem äußeren Ohre gehört

hatte. Mir war es, als vernähme ich eine wohllautende, wohlanpassende Melodie zu dem Inhalt des Textes, den mir die heutige Vormittagspredigt gab. Ja die ganze Erscheinung deines Compasses und seine Geschichte wurden mir selber zu einer Predigt, deren Verständniß Physik und Mathematik durch ihre Berechnungen nicht finden, sondern welches nur das geoffenbarte Wort der Kirche uns darreichen kann.

Wie verstehst du das, mein Bruder? fragte Wilhelm.

Dein Magnet, so fuhr Martin fort, als er noch in der Gestalt eines Schwertes von Richards Heldenarm geführt wurde, durchschnitt ohne Erbarmen Fleisch und Gebein der lebenden Menschen; sein harter Damascenerstahl könnte uns, so scheint mir, das Sinnbild eines Menschenherzens seyn, in welchem von Natur nur ein kräftiges, gewaltthätiges Selbstgefühl herrscht, das zunächst nur nach sich und nach dem fragt, was sein ist. Aber betrachte nun, was aus dem Stahle des scharfen Schwertes geworden ist? ein Magnet, welcher nicht nur zu anderm Eisen einen Zug der Zuneigung hat, das er an sich zieht, und ihm aus der Fülle seiner Kraft die gleiche Kraft mittheilt, sondern der, wie die Erfahrung vieler Aerzte bezeugt, selbst an der krankhaft aufgeregten Empfindlichkeit der menschlichen Nerven eine beruhigende Kraft erweist. Aus dem bloßen Sinnbild des Selbstgefühls ist jetzt ein Gleichniß des Mitgefühls geworden. Und durch welche Mittel ist dein Damascenerstahl so (sinnbildlich) mitfühlend, so magnetisch geworden?

Dieser, so antwortete Wilhelm, hat seine magnetische Kraft durch Mittheilung empfangen: durch das Bestreichen mit einem starken Magnet, in der oft wiederholten, gleichmäßigen Richtung von Nord nach Süd, oder von Süd nach

Nord. Wahrscheinlich wurde diese Kraft in ihm auch noch durch längeres Vereintbleiben mit dem starken, ihn an sich ziehenden Magnet vermehrt. Andere bekannte Mittel, das Eisen magnetisch zu machen, sind das länger fortgesetzte kräftige Schlagen eines Stabes zwischen Hammer und Ambos. Ja zuweilen entzündet das elektrische Feuer des Blitzes in dem Eisen und Stahl plötzlich die magnetische Kraft, wie ich selbst ein solches Beispiel in einem Schiffe gesehen habe, auf welchem ich fuhr. Nach dem Einschlagen des Blitzes in dasselbe zeigten unsere Messer und Gabeln, sowie andere stählerne Werkzeuge magnetische Kräfte, und an einem unserer Compasse war die Richtung der Nadel so verändert worden, daß jenes Ende, welches vorher nach Norden sich kehrte, von nun an nach Süden, das südliche aber nach Norden stund. Auch durch wagrechtes Aufstellen einer Eisenstange in der nord-südlichen Richtung, sowie durch das des senkrechten, mit dem einen Ende nach unten, im Boden, mit dem andern nach oben und durch andere Mittel mehr, wird der Magnetismus im Eisen geweckt.

Lehren uns aber nicht, so fragte Martin weiter, alle diese Mittel und Wege der Fertigung einer Compaßnadel, wie die deinige ist, daß die magnetische Kraft nicht in ihrem Damascenerstahl stecke, sowie überhaupt in keinem natürlichen Eisen oder Stahl liege, sondern daß sie von außen her geweckt werden mußte? Und wo ist der gemeinsame Quell aller dieser magnetischen Erweckungen?

Die Meinung hierüber, so antwortete Wilhelm, kann wohl kaum eine andere seyn, als jene, zu welcher alle bisherigen Forschungen der Physik uns hingeführt haben. Strömungen eines magnetischen Fluidums gehen ohne Aufhören von den beiden Polarregionen der Erde aus, über denen

sie zuweilen, mit dem elektrischen Licht bekleidet, im Südschein oder im Nordlicht dem Auge sichtbar werden. Wenn sich aber auch das Daseyn dieser Strömungen keinem unserer Sinne unmittelbar bezeugte, würden sie sich durch unsern wahrnehmenden Verstand, durch ihr alldurchdringendes Wirken kund geben. Die ganze Erde selber erscheint uns nach dieser Wahrnehmung als ein übermächtig großer Magnet, welcher in dem Wesen seiner Hauptmasse vielleicht selber dem Eisen verwandt, auf dieses, sobald es dafür empfänglich geworden ist, seine Polarisation überträgt. Bei dieser wird der einzelne Stein oder Stab von Eisen wie ein kleineres Gefäß aus dem Gehalt des größeren, mit dem magnetischen Fluidum erfüllt, welches die Erde selber, wir wissen nicht, aus welchem allgemeineren Quell der Bekräftigung im Weltgebäude empfängt. Aus dem, was ich so eben sagte, wirst du wohl erkennen, daß ich keineswegs geneigt bin, das Bild, das sich uns im Spiegel zeigt, in der Zinn- und Quecksilberbelegung seines Glases zu suchen und daß ich dir gerne zugebe, daß die magnetische Kraft des Eisens nicht selbstständig aus seinem eigenen Wesen hervorgehe, sondern daß sie ihm durch eine allgemeinere höhere Naturkraft verliehen werde.

Du hast, so sprach Martin, unser Gleichniß aus dem Buche der Werke in solcher vollständiger Weise aufgefaßt, daß man wohl bemerken kann, daß auch seine Bedeutung dir nicht ganz fremd sey. Doch erlaube mir, daß auch ich die Auslegung der Parabel in Worten geben dürfe, welche mir der Inhalt der heute angehörten Predigt nahe gelegt hat.

Das Menschenherz, wie ich schon vorhin sagte, gleicht in seinem natürlichen fleischlichen Zustand dem harten Damascenerstahl, so wie er war als sich der fleischliche Arm eines

Kriegers seiner als Waffe bediente. In ihm waltete nur die Haltkraft (Cohäsion) seiner eigenen Theile, durch welche der Stein zum Stein, das Eisen zum Eisen wird. Eine Haltkraft der Eigenheit (Egoismus), die sich von allem, was nicht das ihre ist, abschließt, für alles Andere wie todt ist. Das magnetisch-elektrische Feuer, das auf einmal das neue Leben in dem Eisen entzündet, ist ein Gleichniß des Geistes, der erbarmenden Vaterliebe Gottes. Der Mensch vor allen anderen Kreaturen unserer Sichtbarkeit ist für jenes geistige Feuer entzündbar, weil seine Seele vom Geschlecht und der Natur des Geistes ist, wie das Eisen von der Natur und dem Geschlecht des magnetischen Erdinnern. Das Eisen wird auch durch Hämmern und Schlagen magnetisch gemacht, ebenso kann das Menschenherz durch die Leiden und Mühen des Erdenlebens für das neue Leben aufgethan werden, das sich vor Allem in den Thaten der wahren, rechten Liebe kund gibt. Diese rechte Liebe aber ist eine doppelte. Sie nimmt ihren Ursprung von oben in einer Liebe zu Gott, von ganzem Herzen, von ganzem Gemüth, und wird nach unten in der sichtbaren Welt zu einer Liebe, die nicht nur das Ihrige, sondern das suchet, was des Andern ist; die den Nächsten liebet als sich selbst. Man erkennt die Höhe, aus welcher ein Bach oder Fluß hinab zur Tiefe kam, an der Kraft und Schnelligkeit seines Laufes durch das ebenere Land. So läßt sich aus der andauernden Kraft und schnellen Bereitwilligkeit der Liebe zu dem Nächsten die Höhe des Quelles erkennen, aus dem sie entspringt: das Maß der sich ganz hingebenden Liebe zu Gott.

Ein magnetisches Eisen theilet dem andern Eisen seine magnetische Kraft mit, eine Kerze zündet die andere an. Aber woher ward dem Menschen die Flamme, an welcher

er die erste Kerze anzündete. War es nicht, wie die alte sinnvolle Sage der Völker es ausspricht, ein Feuer, das aus den Wolken herabfiel? wie einst das lebendige Wort, das Gott zu seinem Volke sprach, aus dem Gewölk kam, das den Berg bedeckte, der mit Feuer und Flammen rauchte.

So kam das Wort, welches mit seinem Feuer das Leben unseres Geistes entzündet, aus dem göttlichen Geist, der alle Tiefen und Höhen der sichtbaren Welt mit diesem seinem allmächtigen Wort erfüllet, und so wie er selber aus der Ewigkeit ist, auch die Geister der Menschen, die ihn aufnehmen, mit sich hinüberführt in die Ewigkeit. O selige Ruhe der Ewigkeit! Ein armes kleines Abbild dieses Ausruhens in Gott und an Gott gibt uns schon die Magnetnadel, wenn sie frei schwebend auf ihrer tragenden Spitze ohne Aufhören und immer von Neuem, auch wenn sie von außen erschüttert und gestört wurde, nach ihren Angelpunkten in Norden und Süden sich hinwendet, und wie ein schwimmender Baumzweig nur jenen Bewegungen folgt, welche der Strom des magnetischen Fluidums in den periodischen Abänderungen seines Laufes macht.

Und nicht nur ein Gleichniß von dem Ruhen in der Liebe und dem Willen seines Gottes kann uns die Nadel des Compaß seyn, sondern noch von einer andern Gabe, darnach wir ringen sollen. So lange die Nadel auf dem Boden lag oder noch fest hing an einem andern stärkeren Magnet, aus dem sie ihre Bekräftigung nahm, war sie noch durch die Last ihrer eigenen Schwere oder durch die fremde Kraft so gebunden, daß sie nicht fest und unverrückt dem allgemeinen Strome des Erdmagnetismus sich hingeben konnte. Sie schwebt jetzt erhoben über das, was sie hemmte; sie wird uns ein Vorbild der Freiheit des Geistes.

Ja, es ist so, deine Kompaßnadel aus Damascenerstahl, als sie durch deine Hand vom Tische aufgehoben, frei schwebend auf ihre goldene Spitze gestellt war, und nun ungehemmt nach ihren Angelpunkten sich wendete, wies mich, wie ein aufgehobener Finger auf das Wort der Verheißung hin, welches von einer Freiheit der Kinder Gottes redet, zu welcher auch wir beide, du und ich, zu gelangen hoffen. Gott aber allein wirkt in uns das Hoffen und seine Erfüllung.

15. Empfindlichkeit des Selbstgefühls und Empfindlichkeit des Mitgefühls.

Unter den Feldzügen der Engländer in Indien während des Sommers von 1857 war zwar der von Dinapur nach Arrah keiner der bedeutendsten, auch war sein Erfolg für die britischen Waffen keineswegs ein glücklicher, dennoch ist seine Geschichte durch einige lehrreiche Züge ausgezeichnet, welche sie der Aufbewahrung werth machen. Das was wir hier davon mittheilen, ist aus den öffentlichen Blättern entnommen.[1]

Eine kleine Heeresabtheilung von 450 Mann unter dem Kommando des Kapitäns Dunbar war zu dem Feldzug bestimmt, dessen Aufgabe als keine sehr schwierige und gefahrdrohende erschien, da nach eingezogener Kunde die Macht der Feinde in Arrah nur gering war. Ein französischer Freiwilliger hatte sich der Expedition zum Führer erboten; ein Mann, zwar nicht durch die Uniform und den Rang eines Offiziers, wohl aber durch seine genaue Ortskenntniß, Einsicht und ruhige Besonnenheit für sein Geschäft ehrenwerth und achtungswürdig.

[1] Allgemeine Zeitung, 1857, Nr. 342, Beilage.

Nach einem schweren Tagemarsch, in großer Hitze, während dessen nirgends für eine Erquickung und Stärkung der Soldaten durch Speise und Trank gesorgt war, hatte das kleine Heer auf Booten den Bararafluß passirt. Hier gab der verständige französische Wegweiser dem Kapitän den wohlmeinenden Rath, daß er des Passes über den Fluß sich versichern, und für den Nothfall einige Boote in Bereitschaft halten solle. Bei dem Kapitän ward die Empfindlichkeit des Selbstgefühles durch den unaufgeforderten Rath des Fremden gereizt, und ohne das zu beachten, was dieser gesagt, ohne seinen ermüdeten Leuten eine ausreichende Zeit zum Rasten zu lassen, gab er plötzlich (es war Abends um sechs) den Befehl zum unverweilten Aufbruch. Bis elf Uhr in der Nacht zog das ermüdete Volk vorwärts, bis dahin wo sich in einem Abstand von kaum anderthalb Stunden Weges von Arrah ein Bach voll erfrischenden Wassers fand. Von neuem nahte sich der wackere Franzos dem englischen Kapitän und ersuchte diesen, hier mit seinem kleinen Heere zu halten, bis zum Anbruch des Tages. Denn die Leute würden so mit leerem Magen und ermatteten Gliedern nur wenig zu Waffenthaten geeignet seyn. Ueberdieß müsse er nach seiner Kenntniß der Gegend es sagen, daß ein weiteres Vorrücken bei Nacht für fremde Truppen in keiner Weise rathsam sey.

Das von neuem gereizte Selbstgefühl des Kapitäns erlaubte diesem keine Berücksichtigung und kaum eine Beantwortung des wohlmeinenden Rathes. Er befahl den Soldaten marschfertig zu bleiben, und nach kurzem Verweilen, um zwölf Uhr des Nachts, hieß er seine Leute aufbrechen zum Weitermarsch. Der Mond war untergegangen, man sah weder Weg noch Steg, doch hatte man sich der

Stadt bis zu einem Abstand von etwa einer Viertelstunde Weges genaht. Jetzt war es, nach der wohlbegründeten Ansicht des französischen Führers, höchste Zeit, die Truppen bis zum Anbruch des Tages halten zu lassen, um dann mit wohlgeordnetem Zug in Arrah einzurücken. Das immer empfindlicher aufgeregte Selbstgefühl des Kapitäns machte diesen abermals für den guten Rath des Franzosen taub, und er kommandirte zum unverweilten Vorwärtsgehen und Eindringen in die Stadt. Eben hatte die Vorhut des Heerhaufens unter dem Befehl des Lieutenants Ingelby, geführt durch den ortskundigen Franzosen, die erste Gasse betreten, als in ihrem Rücken, aus einem Versteck von Mangobäumen, ein heftiges Feuern der feindlichen Gewehre begann. Die Kugeln, aus so großer Nähe, hatten wohl getroffen, die Reihen des Centrums des Heerhaufens waren gebrochen. Doch der Muth der brittischen Soldaten war nicht gebrochen, denn obgleich der Kapitän den Rückzug angeordnet hatte, wichen sie dennoch unter einem anhaltenden Gewehrfeuer von beiden Seiten, wie Tiger kämpfend, nur Zoll für Zoll zurück, bis sie in die Umhegung eines großen Teiches außen vor dem Orte kamen. Hier wurde angehalten und das Feuern von beiden Seiten verstummte.

Noch waren es jetzt vier Stunden bis zum Anbruch des Tages. Man brachte die Leichen der im Angriff gefallenen Soldaten sowie die schwer Verwundeten herbei. Der Verlust der Engländer war bis jetzt noch kein sehr großer gewesen. Der Franzose war überall, wo es persönliche Hülfe galt, wie ein rettender Engel bei der Hand; einen Sikh, der in einen Brunnen von großer Wassertiefe gefallen war, zog er an dem Kolben seiner Flinte heraus. Die Verwundeten, unter ihnen der Arzt Dr. Jackson selber, riefen vergebens

nach Hülfe; der Apotheker war davongelaufen. Da regte sich auch seinerseits in dem Franzosen eine lebhafte Empfindlichkeit, es war jedoch nicht die des Selbstgefühles, sondern die des Mitgefühles. Er that was er konnte, wusch den im Kampfe Verletzten ihre Wunden aus, verband sie, löschte ihren brennenden Durst durch einen Trunk frischen Wassers.

Während jetzt der Franzose die Empfindlichkeit seines Mitgefühles nicht mehr zurückhalten konnte, sondern dieselbe ganz unverholen zu erkennen gab, war in dieser Nacht die Empfindlichkeit des Selbstgefühls bei dem englischen Kapitän so kleinlaut geworden, daß sie fast wie erloschen schien. Wurde doch sogar der Franzose, der den Kapitän so oft mit seinen zudringlichen Rathschlägen geärgert hatte, zu einem Kriegsrath berufen, den der Kapitän mit noch vieren seiner Offiziere halten wollte. Es galt die Frage, was ist jetzt zu thun? und der Franzose sollte zuerst seine Meinung sagen. Er besann sich über diese keinen Augenblick, sondern drang mit Entschiedenheit darauf, daß man, sobald es Morgen wäre, mit gefälltem Bajonett auf die Sipahis in Arrah losgehen und vielleicht nach kurzem Kampfe, sie niederwerfen und zerstreuen solle. Diese Empörer gegen ihr bisheriges Regiment haben keineswegs den Muth, den die gute Sache gibt, auch stehen sie nicht wie wir alle für einen Mann, sondern sind wie eine Sandsteinmasse, deren einzelne feste Körner durch nicht sehr festen Thon zusammengekittet sind. Laßt uns mit festem Blick und blinkendem Bajonnet ihnen unter die Augen treten, und sie werden fallen und sich zerbröckeln.

Aber der Muth des Selbstgefühles hat keine solche Ausdauer, wie der des Mitgefühles, auch macht jener gar leicht

die Augen blind. Der blinde Eifer, der immer, ohne sich zu besinnen, nur vorwärts, vorwärts getrieben hatte, war jetzt in eine rückgängige Bewegung gerathen, und drang, ohne sich zu besinnen, immer nur auf das „rückwärts, rückwärts."

Der englische Soldat, aus dessen Correspondenz zuerst die englischen, dann die deutschen Zeitungen den Bericht über den Vorfall entnommen haben, erzählt bei dieser Gelegenheit:

Ich war ganz in der Nähe und hörte jedes Wort, das gesprochen wurde. Die Berathung wurde mitten im Lager gehalten, und wir standen umher.

Der Kapitän sprach jetzt auch seine Meinung zu Gunsten des Rückzuges aus, welchem mehrere der Offiziere beitraten. Der Rückzug wurde beschlossen, der Rath des Franzosen war überstimmt.

Wie? so rief dieser jetzt mit Entrüstung und lauter Stimme. Ein Rückzug vor euren Sipahis, das bringt euch nicht nur eine große Schande, sondern einen noch größern Schaden. Jetzt erst bekommt ihre Unverschämtheit wahrhaften Muth und die rechte Stärke. Sie haben Pferde und Kameele, zweifelt nicht daran, sie werden eilen, um den Posten am Barara zu besetzen, und der Boote für die Ueberfahrt sich zu versichern. Besser dann, zehnmal besser hier in der Schlacht, wenn es so seyn sollte, im rühmlichen Kampfe den Tod zu finden, als dort am Barara der hinterlistigen Tücke eines durch uns selber ermuthigten Feindes zu erliegen. Ich muß euren Rückzug einen schmählichen nennen.

Der Kapitän schwieg, obwohl wahrscheinlich mit einem andern Gefühl, als damals, als ihm der Franzose am

Barara seinen verschmähten guten Rath gab. Es blieb bei dem Beschluß des Rückzuges, und um fünf Uhr des Morgens trat man denselben an. Unser Bericht erstattender englischer Soldat fährt in seiner Erzählung jetzt weiter fort:

Die Sipahis schrieen laut auf vor Freude, da sie unsern Abmarsch bemerkten. Wir ließen unser Lager und unsere Verwundeten zurück. Die meisten von diesen wurden von den Sipahis niedergestoßen oder gehängt. Stellt euch vor: wir hatten kein einziges Fuhrwerk noch Zugthier, keinen Lastträger noch Diener von irgend einer Art. Wir mußten es mit unsern Augen sehen, wie die Sipahis auf Pferden, Karren und Kameelen gleich wilden Bestien an uns vorbei nach der Bararafuhrt hinrannten.

Um zehn Uhr erreichten wir den Ort. Da fanden wir schon alle Häuser mit Schießscharten versehen, und sobald wir zu den Booten kamen, da hagelte ein dichter Kugelregen auf uns nieder und tödtete fast alle, welche in den Booten saßen oder in sie einsteigen wollten. Die, welche noch Muth und Kraft dazu hatten, sprangen in den Fluß, schwammen über ihn hinüber und viele von ihnen sind mit dem Leben davon gekommen, andere aber wurden noch im Wasser umgebracht. Wir unterhielten zwar anfangs auch von den Booten aus noch ein gutes Feuer auf den Feind, dieser aber stand hinter Wänden und Erdwällen geschützt, wir aber ganz oder doch mit Kopf und Brust ungedeckt. Da ließen wir allmählig mit unserem vergeblichen Feuern nach und die Sipahis kamen jetzt ungescheut an die Boote heran, bohrten zwei derselben in den Grund und setzten ein drittes in Brand, das ganz mit Officieren und Soldaten angefüllt war. Alle von diesen bis zum letzten Mann kamen um. Die Zahl der an jener Furth Umgekommenen

wird auf 150 Mann geschätzt, was ungefähr der kleineren Hälfte der jetzt noch übrigen Mannschaft entsprechen mag.

Hier am Bararafluß war bei dem Hinzug die Empfindlichkeit des Selbstgefühles in dem Kapitän Dunbar zuerst in voller Stärke erwacht, sie hatte 150 Leuten das Leben gekostet. Jetzt aber bei dem Rückzug zeigte sich auch in dem Franzosen die gereizte Empfindlichkeit des Mitgefühles in ihrer ganzen Stärke. Bei dem Anblick der Sterbensnoth so vieler Unschuldigen wie auch der Schuldigen ließ er jenen Aeußerungen freien Lauf. Er selbst war zwar verwundet, doch ruderte er seitwärts von der Stätte des Kampfes hinweg mit etwa 60 der Verwundeten, welche die Sipahis als eine ihnen sicher bleibende Beute unbeachtet gelassen hatten. Er kam zu den von der Fuhrt abgelegenen Häusern des Dorfes Barara. Hier wußte er die Bewohner durch sein einnehmendes Wesen und durch die Gabe von vier Rupien aus seinem nur sparsam gefüllten Beutel so zu gewinnen, daß sie ihm ein geeignetes Boot zur Ueberfahrt über den hier schon reißenderen Fluß gaben. In diesem wurden die Verwundeten heimlich eingeschifft und unbemerkt von den hitzig kämpfenden Feinden an das jenseitige Ufer gebracht. Er aber, sich selbst vergessend, blieb zurück, um noch Andern das Leben zu retten. Er war der letzte, der über den Fluß hinüberschwamm und so den Feinden entkam. Er säumte nicht, seinen Geretteten nachzueilen zu dem englischen Dampfboot, das in einiger Entfernung von Barara am jenseitigen Ufer lag und welches bei ihrem Hinzug die Soldaten über das Wasser gesetzt hatte. Hier wusch er alsbald eigenhändig den verwundeten Mitkämpfern ihre Wunden und das von Schweiß und Pulverdampf geschwärzte Angesicht und verschaffte ihnen allen vorerst einen erquickenden Labetrunk aus

der Vorrathskammer des Dampfers. „Eine Erquickung," so erzählt der ursprüngliche Berichterstatter, „für uns arme verwundete, vor Schmerz und Hunger hinsterbende Soldaten, an welche kein Anderer gedacht hatte. Es war ein großer Trost für uns, zu sehen, wie ein Foreigner (ein Fremder, nicht Engländer) selbst verwundet und gelähmt, als eine liebende, wohlthuende Seele sich unsrer erbarmte."

Bei dieser Geschichte kann man wohl an Das denken, was uns das Gleichniß von dem Damascenerstahl und der Compaßnadel gelehrt hat. Ich meine nicht zu irren, wenn ich behaupte, das Herz des gutthätigen Franzosen hatte eben so wie die Compaßnadel die Richtung gefunden nach dem niemals versiegenden Quell, aus welchem die demüthig kindliche Liebe zu Gott und die werkthätige Liebe zu den Brüdern ihre Kraft, ihre Ausdauer durch die Zeit zur Ewigkeit empfangen. So steht denn die Empfindlichkeit des Mitgefühles eben so hoch über der des Selbstgefühls, als das im Magnet erwachte Leben über der Todesstarrheit einer ordinären Eisenstange.

16. Das Springen und Singen des Selbstgefühles.

Ich hätte wohl mögen dabei seyn, als der treffliche Reisende, Richard Schomburgk auf einer seiner Wanderungen im brittischen Guiana das Kanukigebirge bei Pirera bestieg. Ist es doch gerade, als wäre dieß eine Stätte, an welcher sich die Thierwelt im ausgelassensten Maße den Belustigungen eines Carnevalsfestes überläßt, das für den Freund der Natur, der zum Besuch hieher kommt, ein höheres Interesse hat, als für den Touristen aus Deutschland und England ein römischer Carneval.

Der Saal, auf welchem sich die Carnevalsgäste herumtummeln, scheint freilich wie auf einem Backofen oder ägyptischen Hühnerbrutofen erbaut zu seyn. Denn unten in der Savannen-Ebene von Pirara steigt in der heißen Tageszeit die Hitze bis auf 42° ja auf 45° Reaumur, wobei einem Fremden aus unserer Heimath öfters so zu Muthe wird, als ob sich Feuerfunken, dicht wie Regentropfen wirbelnd vor seinen Augen bewegten. Aber was läßt sich nicht schon ein gewöhnlicher Zuschauer in einem vollgedrängten, stark geheizten Maskenballsaale Alles gefallen, um seine Augen mit der Lust des Angaffens zu sättigen; der Natur-

forscher noch mehr, denn er will nicht bloß gaffen, sondern anschauen und erkennen.

Auch braucht derselbe nicht unten bei der Feuergluth der Kamine sich hinzustellen, sondern geht hinauf nach der höheren Gallerie, wo im Schatten des dichten Urwaldes eine etwas kühlere Luft, wie aus einem geöffneten Fenster ihn anwehet. Freilich führt zu dieser Gallerie keine für Menschen, sondern allenfalls nur für Hühner bequeme Stiege hinauf. Denn die gebahnten Pfade der Indianer durch den Urwald nehmen gar bald ein Ende, man muß in dem ausgetrockneten Bette eines Gebirgsbaches, der nur in der Regenzeit Wasser hat, hinanklimmen, und wo es selbst da nicht mehr weiter geht, muß man sich mit dem Beil und dem großen Waldmesser einen Weg durch das Dickicht brechen.

Scheint es doch, als wollte der tolle Schwarm der Fastnachtsnarren der Mühe der am Boden hinaufklimmenden Menschen spotten. Denn die Papagaien und die Affen, welche leichtgeschwingt und leichtfüßig von einem Ast und von einem hohen Baum zum andern spazieren, erheben ein so lautes Geschrei und Geplärr, daß Einem die Ohren wehe thun, und die winzig kleinen Kolibris in dem Juwelenglanz und Farbenschmelz ihres Gefieders, als wollten sie in ihrer niedlichen Persönlichkeit sich auch wichtig machen und nicht übersehen werden, summen Einem so nahe am Gesicht und an den Augen vorbei, daß man sie immer mit der Hand abwehren möchte. Und ein Hanswurst unter diesen Vögeln, der kahlköpfige Kapuziner-Racke (Coracina calva) macht mit seiner Stimme das Blöcken eines Kalbes so geschickt nach, daß man meinen könnte, es hätten sich da herein in das Dickicht einige muntere Kälber von dem Weideplatz verirrt.

Aber in den Pausen, welche diese und die hunderterlei anderen Fastnachtler mit ihrem Geschrei machen, hört man auch von Zeit zu Zeit den reinen, hellen Klang wie von einer silbernen Glocke, und dieser kommt von keinem gemeinen Carnevalstummler, sondern von einem Gaste, der hoch von den obersten Baumgipfeln auf das tolle Wesen herunterschaut: von dem Glockenvogel (Chasmorhynchus), dessen fürstlichen, seltenen Rang unter den andern Vögeln von Guiana, selbst das köstliche Gallakleid seines Gefieders bezeugt.

Aber schon in einer Höhe von etwa tausend Fuß ober dem Nappifluß kam man über den unteren Saal hinauf, in welchem das Gedräng der Gäste war, welche ihre Trunkenheit von der Fülle der Natur so laut austobten. Das Geplärr der Affen, das Schreien und Singen der Vögel ward hier nicht mehr gehört, nur die Schwärme der Cicaden belustigten sich da mit dem Spiel ihrer Cymbeln. Der Weg nach einem oberen Saal des großen Lusthauses der Natur führte jetzt zwischen den abgestürzten Felsblöcken des Granites weiter hinan nach dem steilen Gipfel des Berges. Da ließ sich aus der immer tiefer werdenden Stille der Felsen eine Stimme vernehmen, welche viel mehr dem feinen Geschrei einer jungen Katze glich, als den Tönen, die aus der Brust eines Vogels kommen. Und dennoch war es ein Vogel, welcher diese Katzensprache redete und zwar einer der prächtigsten, schöngeziertesten von allen, die wohl Jeder von uns in Sammlungen oder doch in Abbildungen gesehen hat: der cayennensische Felsenhahn.[1] Seine weichen, orangenfarbenen Federn werden in den Ländern, darin er

[1] **Rupicola cayennensis.**

zu Hause ist, sehr oft zur Fertigung von allerhand zierlichen Kleidungsstücken benützt. Trägt doch selbst der Kaiser von Brasilien als Festtagsschmuck einen Mantel, der aus solchen Federn gemacht ist, und wie schön mag sich erst das lebende Thier selber, das von der Größe einer Turteltaube ist, in seinem ganzen natürlichen Schmuck des Gefieders ausnehmen. Denn zu diesem Schmuck gehört nicht nur das Gewand der Federn, um welche sich am Schwanz ein zierlicher brauner Saum zieht, sondern vor Allem der prächtige orangenfarbige Kopfputz: der halbmondförmige Federbusch und selbst das gelbe Schuhwerk der Füße.

Der Felsenhahn vermeidet die lärmende Gesellschaft der andern Vögel seiner Heimath, er bewohnt nur die einsamsten, stillsten Gebirgswälder, von deren wilden Früchten er sich und die Seinigen ernährt. Dort auf seinen einsamen Bergen baut er sich sein Nest in die tiefen Spalten und in die Höhlungen der Felsen, wo es auch in der Regenzeit vor dem Einfluß der Witterung gut geschützt ist; auch klebt er dasselbe, wie die Schwalben ihre Nester, an den Wänden seiner Wohnung fest. Er zeigt sich dabei als ein geschickter Baumeister, denn die zarten Wurzelfasern und Fäden des Baumbastes, woraus der Bau besteht, sind gar sorgfältig mit einem Pflanzenharz zusammengekittet, das beim Trocknen schnell erhärtet, ja mit diesem Harz ist das ganze Nest überzogen und angemauert. Das Meublement des kleinen Hauses besteht nur aus den Betten von weichen Flaumfedern, in denen sich die beiden Jungen (denn das Weibchen des Felsenhahnes legt wie die Tauben nur zwei Eier) sehr wohl befinden mögen. Auch seine Alten haben ihr Haus lieb, denn sie brüten öfters wieder in demselben Neste, das sie bei solcher Gelegenheit nur mit neuen Fußteppichen und

frischen Federbetten versorgen. Und nicht nur das eigene Haus, sondern auch die heimathliche Wohnstätte desselben liebt der Felsenhahn sehr. Denn obgleich er schnell und leicht fliegen kann, fühlt er doch keinen Zug in die weite Ferne hinaus, sondern bleibt gerne in seinen heimathlichen Felsen und bei seinen guten Nachbarn und Gefreundten: den Vögeln seiner eignen Art, mit denen er so einträchtiglich und friedlich zusammenlebt, daß man gewöhnlich die Nester und Haushaltungen mehrerer Paare nahe beisammen findet. Und in der Gesellschaft dieser guten Nachbarn und Gefreundte gibt er sich auch den unschuldigen Belustigungen hin, von deren einer Schomburgk und seine Gefährten theilnehmende Zeugen waren.

Es ist aber nicht so leicht, ein Zuschauer solcher Vergnügungen zu werden. Denn der Felsenhahn ist ein sehr scheuer Vogel, der sich dem Anblick der Menschen schnell entzieht, weßhalb auch das, was die Indianer von seinen Tänzen erzählen, bei den Europäern meist nur als ein Mährlein galt. Schomburgk aber hatte das Glück, dort auf dem Kanukiberge nicht nur zum erstenmal in seinem Leben den schönen Vogel lebendig zu sehen, sondern auch ein Zuschauer seiner Tänze zu seyn.

Auf Händen und Füßen kriechend, dann neben seinen Führern und Begleitern auf den Boden hingelegt, belauschte er eine Gesellschaft der Felsenhähne, welche aus etwa zwanzig Stück, Männchen und Weibchen bestand, die rings um einen Felsenblock auf den Zweigen der Gebüsche ihre Sitze genommen hatten, während ein einzelnes Männchen auf der glatten Fläche des Felsenstückes seine tanzenden Bewegungen machte. Das schöne Thier, im freudigen Selbstgefühl seiner Lebenskraft, hüpfte mit ausgebreiteten Flügeln und aus-

gebreitetem Schwanze, den es dabei auf und nieder bewegte, auf seinem Tanzplatz umher, kratzte bald mit den Zehen auf den Boden, bald sprang es gerade in die Höhe und setzte diese Bewegungen so lange fort, bis es ermüdet zu seyn schien, wo es dann einen eigenthümlichen Ton ausstieß und zu den andern hinflog. Die Weibchen, welche dem Schauspiel zusahen, begrüßten den zurückkehrenden Tänzer mit Tönen, die wie ein Zuruf des Beifalls und der Freude erschienen, und alsbald nahm ein anderes Männchen seine Stelle ein, das den nämlichen Tanz begann. Wenn die Felsenhähne bei dieser geselligen Belustigung sind, dann ergeht es ihnen wie dem Auerhahn bei seinem Balzen, durch dessen Töne er sein Weibchen herbeilockt; sie sehen und hören nicht. Denn das Selbstgefühl auf seinen höchsten Stufen schließt auch hier das Mitgefühl für die übrige Außenwelt ab. Ein Zustand des armen Vogels, welchen die Indianerjäger zu seinem Verderben benutzen. Denn sie nähern sich dann den auf Augenblicke gleichwie tauben und blinden Tanzgesellschaften und schießen die schönsten Männchen, die zugleich auch die tanzlustigsten sind, um sich ihres Federschmuckes zu bemächtigen, der auch für sie ein erwünschter Schmuck ist.

Ein solches überwallendes Maß des Selbstgefühles, das sich hier bei den Felsenhähnen in dem unwiderstehlichen Drange zum Tanzen Luft macht und welches den Gauklerадler[1] von Südafrika zu seinen wunderlichen Seiltänzerkünsten in der Luft antreibt, ergießt sich bei andern Vögeln in einem lauten Aufjauchzen der Freude, oder, wenn die Stimme dieß erlaubt, in einem melodischen Gesang. In

[1] **Falco ecaudatus.**

demselben Lande, darin der Felsenhahn bei seinem Carneval mit Tänzen sich ergötzt, besingt ein Vögelein von der Gestalt und Größe unseres Zaunkönigs (der Thryothorus) in so lieblichen, lauten Tönen die Lust und Freude seines Selbstgefühles, daß die Europäer in Guiana das kleine Thier gern als Haus- und Hofsänger in ihre Nähe ziehen. Dieses gelingt ihnen dadurch, daß sie eine leere Flasche an den Wänden oder an den Vorhallen ihres Hauses befestigen; denn das kleine Zaunköniglein legt alsbald in diese sein Nest an und versüßt dann die Mühe dieser Arbeit sich und seinem Weibchen mit fröhlichem Gesange. Und wer wollte nicht eben so gerne unter einem Baumstamme dem lauten, melodischen Gesange einer Singdrossel zuhören, als den Tänzerkünsten der Kraniche zusehen, wenn diese im Frühling, in der Carnevalszeit von ihren weiten Reisen in die Heimath zurückkehren und nun Steinchen und Stöckchen wie beim Ballspiel in die Höhe werfen. Ja das Singen aus freudigem Herzen, wäre es auch nur das eines Thieres, hat für die fühlende Seele noch mehr anziehenden Reiz, als die tanzende Lustigkeit.

Aber das Springen und Singen ist nicht die einzige Weise, in welcher das erwachte Selbstgefühl seine Kräfte zeigt. Wenn der Frühling kommt und mit ihm die Vermählungszeit und die Hochzeitfreuden der Vögel sich nahen, da müssen diese auch an ihren Haushalt denken und sich eifrig an die Geschäfte machen, durch welche sie diesen begründen wollen. Da geht dann das geflügelte Volk gar rüstig an den Bau des Nestes, und läßt sich dazwischen nur am Mittag eine Ausruhezeit. Und die Arbeit dabei scheint nach unserem menschlichen Verstand öfters so über das Maß der Kräfte zu steigen, daß man einen Zaunkönig oder ein

Goldhähnchen einen Grashalm oder eine Wurzelfaser im Fluge forttragen sieht, welche für das zarte Thierchen eine Last seyn müssen, wie für uns ein Balken, so daß man ihm gerne dabei helfen möchte. Und wie mühsam kunstreich sind die Nestchen gerade der kleinsten, der schwächsten Vögel, wie die der Zaunkönige bei uns und die der Kolibris in Amerika geflochten.

Zu all diesen Handlungen und Mühen und zu noch vieltausend andern mehr gibt das erwachte Selbstgefühl den ausdauernden Muth, Kraft und Geschick. Man bekommt da allerdings eine große Hochachtung vor diesem Selbstgefühl, vergönnt demselben neben seiner vielen Arbeit gern die Vergnügungen des Tanzens auf dem Kanukigebirge und freut sich in die Seele des Thierchens hinein, wenn man den Zaunkönig von Guiana so vergnügt und mit so lauter Stimme singen hört, als wollte er sich mit seiner kleinen Person so wichtig machen, wie seine großen, singenden Nachbarn draußen im Walde. Wenn sich dann nur nicht zugleich mit den ehrbaren und löblichen Thaten des Selbstgefühles auch andere Aeußerungen desselben kund gäben, die keineswegs ehrbar und löblich sind. Die beiden schönsten Tauben in unserem Taubenschlag sind leibliche Brüder. Sie sind beide von demselben Elternpaar, der eine im Frühling, der andere im Spätsommer des vorigen Jahres erzeugt und geboren worden. Sie haben sich auch im ganzen vorigen Sommer wie im vergangenen Winter recht brüderlich gut mit einander vertragen, sind mit einander aus und eingeflogen, saßen auf dem Dache ganz ehrbar und ruhig beisammen. Jetzt aber im Frühling, in der Blüthenzeit der Kirschbäume, wo das Selbstgefühl in beiden in voller Kraft erwacht ist und jeder nur an seinen Haushalt und an das

denkt, was das Seinige ist: an seine Täubin und an sein wie ihr Nest, ist auf einmal ein solcher Geist der Zwietracht und Feindseligkeit unter beide gerathen, wie man ihn wohl an zwei zornmuthigen Hähnen, nicht aber an sanften, frommen Tauben erwartet hätte. Und gerade der jüngere Bruder ist der schlimmste. Denn wenn dieser mit seinem Weibchen auf dem Dache sitzt und mit dem Kopf und Hals seine artigen Verbeugungen macht, und sein Bruder kommt auf dem Dach in seine Nähe, da vergißt er all seiner gebührlichen Artigkeit, fährt auf diesen los, schlägt ihn mit den Flügeln, rupft und zupft ihn mit dem Schnabel in sein Gesicht. Und der andere ist dabei auch nicht faul, sondern vergilt ihm — was sich eigentlich für einen Tauber wieder nicht schickt — Gleiches mit Gleichem, so daß man sein wahres Aergerniß daran sieht. Und von der Aufführung der Saatkrähen, die sich doch auch sonst so friedlich zusammenhalten, in der Zeit, wo ihr Selbstgefühl in vollem Strome ist, will ich hier gar nicht reden. Denn obgleich dann jedes Paar mit seinem Nesterbau überflüssig genug zu thun hat, wenn es aus einem weit entfernten Garten die abgebrochenen Zweige im Schnabel herbeischleppen und zusammenflicken muß, denkt doch keines von ihnen an das Sprüchwort: Kehre zuerst vor deiner Thür. Denn eines der Paare zankt mit dem andern, will nicht nur an seinem eigenen, sondern am fremden Neste flicken und sticken, und dabei verführen sie ein so lautes Geschrei, daß ich, wenn ich auch gewollt hätte, von vier Uhr des Morgens kein Auge mehr hätte zuthun können. Denn meine Kammer im Pfarrhause, darin ich damals ein Gast war, lag mit ihrem Fenster gerade gegen die alte Linde hinaus, auf deren Aesten eine große Zahl von Paaren — ich meine fast gegen zwanzig

— ihre Nester bauten. Und bei diesem Geschäft ging es gar nicht einmal ehrlich, sondern recht diebisch her. Denn nicht nur, wie ich bald merkte, sticken und flicken wollten die unartigen Thiere an dem Nest ihrer Nachbarn, sondern sie wollten dasselbe bestehlen, denn auf recht communistische Weise wollten die, welche noch wenig Ruthen und Zweige für ihren Bau zusammengeschleppt hatten, die andern, besonders jene, die schon viel hatten, ihres angesammelten Gutes berauben. Aus löblicher Vorsicht blieb deßhalb immer das Eine aus den Paaren, entweder der Hausvater oder die Hausmutter an der Baustätte zurück, um nöthigenfalls die einbrechenden Diebe hinwegzujagen.

Aber der Hang zum Stehlen und zu allerhand andern unziemlichen, gesetzwidrigen Handlungen, zu welchen der Uebermuth und die Kraftfülle des Selbstgefühles munterer Freude, die Vögel hinreißt, nimmt für unser Auge noch eine andere, gehässigere Form an. Er zeigt sich, wo er nur kann, als eine wahrhafte Mordlust. Denn so sanft und harmlos auch das Naturell meines schön gefiederten Taubers erscheint, zweifle ich doch nicht daran, daß wenn er an seinen Flügeln einen so scharfen Sporn hätte, wie das amerikanische Sporenhuhn,[1] er damit eben so grausam auf seinen Bruder einhauen würde, als die Hähne, denen man bei ihren Wettkämpfen in England scharfe, stählerne Spitzen an ihre Sporen heftet, womit sie einer den andern umbarmherzig zerfleischen. Kann man es doch an den Kampfschnepfen[2] auf unsern Wiesen sehen, wie sie in der Zeit ihres Carnevals einer gegen den andern auf Mord und Todschlag ausgehen.

[1] **Parra Jacana.**
[2] **Tringa pugnax.**

Ja man kann es schon an dem Gesammtbild der Natur und an der Decoration ihrer Säle, in einem solchen Lande wie Guiana ist, sehen, wie sich überall zu den Freuden des Carnevals auch die Leiden, zum Putz der Schmutz gesellt. Denn freilich die Pracht der Gewänder, vom blendenden Juwelenschmucke der Kolibris und selbst der harmlosen Baumschlangen bis zu dem einfach noblen Ballkleide des Felsenhahnes übersteigt da alle Erwartung, und selbst die Fische im Wasser sind mit einem malerisch schönen, glänzenden Schuppengewand angethan, welches das gewöhnliche Vermögen ihres Standes weit zu übersteigen scheint. Aber mitten im Urwald, wo die Affen und Papagaien ihre Lust und Freude durch lautes Geplärr und Geschrei austoben, lauert der blutdürstige amerikanische Tiger; nicht weit von der Juwelenschlange, die sich am Baumaste sonnt, kriechen die giftigsten Arten der Schlangen am Boden, deren Biß den Menschen in wenig Minuten tödtet; unter den buntscheckigsten Fischen schwimmen gar viele herum, welche durch ihr Gebiß, durch ihre Stacheln und die gefährlichen Widerhaken ihrer Flossenstrahlen in der Hand, die sie berührt, einen durch Mark und Bein gehenden Schmerz erregen können.

Ja, jeder Schritt, jeder Griff der Hand muß in diesem herrlichen Lande mit vorsichtiger Umschau gethan werden, denn die dortige Natur, im Kampfe ihrer gewaltigen Lebenskräfte ist bei all ihrer Schönheit zugleich bis an die Zähne mit einer gefährlichen Waffenrüstung umpanzert.

Und wollen nicht diese Gleichnisse aus der Natur auch uns Menschen ein belehrendes Wort sagen? Bekannt sind die Worte, die ein frommer Mann seinem Gebet anfügte, darin er Gott um seinen Beistand und seine Obhut gegen die täglichen Gefahren und Anläufe der innern wie äußern

Feinde bat, die Worte: behüte mich auch vor Allem vor mir selber.

Nach einer sehr treffenden Bemerkung von Jean Paul[1] zeigt sich selbst an dem sonst sanften Geschlecht unserer Hausfrauen ein ungewöhnlicher Hang zu Aufwallungen des Unwillens, wenn sie in der vollen Kraft ihrer Selbstthätigkeit recht eifrig mit Backen und Sieden oder mit der Besorgung der Wäsche-Angelegenheiten beschäftigt sind. Der ruhigste und besonnenste Mann wird, wenn seine Selbstthätigkeit in vollem, angestrengtesten Laufe, wenn das Werk seiner Hände im freudigsten Fortgange ist, durch jede kleine Hemmung, durch jedes fremde Steinchen am Wege leicht um seine innere Ruhe gebracht, und wenn er nicht über sich selber wacht, zum Zorne gereizt. Ja, auch ohne solche Veranlassung muß er bemerken, daß der Sturmwind des Selbstgefühles, der ihn bei seiner Selbstthätigkeit trieb, mit dem gesunden Blute zugleich die Galle aufregt zu ihren krankhaften Ergüssen in das Blut. Wo hat das Selbstgefühl mächtigere Thaten gethan, als in einem Dschingiskan und seinem vom Schlachtenruhm begeisterten Heer, und wie ist der Weg dieser Thaten durch Brand und Mord, Tod und Verderben gegangen. Die Schatten, die auf unser eigenes Innere fallen, mögen leicht und klein erscheinen, aber sie kommen von Bergen in unserer Nähe, welche von schweren und gewaltig großen Massen sind und deren abstürzenden Felsentrümmern man nicht ohne Todesgefahr sich nahen darf. Darum liegt in den Worten, mit denen jener Alte sein Gebet schloß: behüte mich Gott auch vor Allem vor mir selber, ein nicht zu verachtender Sinn.

[1] In seinen Blumen-, Frucht- und Dornenstücken.

17. Die Sprache des Selbstgefühles und die des Mitgefühles.

Wenn in der Nacht der eine Hahn im Dorfe kräht und die andern, zuerst die näheren, dann die ferneren wachen auf und krähen mit, so ist dieß nicht eine Sprache des Mitgefühles, sondern des erwachten Selbstgefühles. Denn auch im Selbstgefühl, je stärker es ist, desto mehr, liegt eine ansteckende Kraft, wodurch seine Anregung sich Andern mittheilt und sie mit sich hinreißt in das Strombette, durch das der erste seinen Lauf nimmt. Das Krähen ist auch öfters der Ausdruck des Zornes, wenn es der eine Hahn vor dem Kampfe mit dem andern als Herausforderung, oder nach siegreich beendigtem Kampf als ein lautes Triumphgeschrei seines noch immer glühenden innern Feuereifers hören läßt.

Dagegen sind die sanften Töne, in denen eine mütterliche Henne zu ihren zarten, erst vor wenig Tagen aus den Eiern gekrochenen Küchlein redet, wenn sie dieselben zu einem für die Kleinen genießbaren Futter locken, oder sie, wenn sich ein rauher Wind vor dem Ungewitter einstellt, unter ihren Flügeln versammeln will, eine Sprache des Mitgefühles. Und diese Sprache ist von solch eindringlicher Kraft,

daß sie die Kleinen, die der Theilnahme eines solchen Mitgefühles bedürfen, in unwiderstehlicher Weise anreget und sie mit sich führet, wohin die Mutter will. Denn sie gehet nicht von dem vereinzelten Wesen der Mutterhenne aus, sondern ist dieser selber aus der Anregung des magnetischen Stromes einer allbedenkenden, liebenden Vorsorge des Schöpfers für seine Geschöpfe gekommen, welche überall des Kleinen und Schwachen am meisten sich annimmt.

Der Hahn läßt auch eine Stimme des Mitgefühles vernehmen, wenn er seine Hühner gastfreundlich zu sich herlockt, um mit ihnen den Fund der Gerstenkörner zu theilen, die einem zur Schranne fahrenden Landmann aus seinem beladenen Wagen entfielen. Die Küchlein verstehen wohl die Sprache dieses Lockens, aber so laut sie auch ist, kann sie dieselben doch nicht aus dem Flügeldach der Mutter hervorrufen. Und wenn sie auch an der Seite von dieser und hinter ihr frei im Garten herumlaufen, werden sie dennoch von dem Ruf des streitsüchtigen Hahnes nicht von der Mutter hinweggezogen. Denn im Tone der Stimme des Hahnes ist immer ein Anklang des zornmüthigen Selbstgefühles vernehmbar, das nur sich selber und das was das Seinige ist, meint, und sollte eines der Kleinen dem Sammelplatz sich nahen, dahin der Hahn seine Hühner lockt, dann wird es bald den hinwegtreibenden Zorn desselben und den seiner Hühner zu fühlen haben.

Von solch verschiedener Art wie die Stimme des Haushahnes und der mütterlich liebenden Gluckhenne sind auch die Stimmen mancher Redner, welche in den Schulen und in den Tempeln, so wie auf den Märkten und Gassen das Volk belehren. Wenn das erwachte Selbstgefühl frühe am Morgen in dem einen krähenden Hahne laut wird, dann

stimmen freilich einer nach dem andern alle Hähne im Dorfe in das Geschrei ein, und schlagen dabei kräftig mit ihren Flügeln. Die Gluckhenne, von der mitfühlenden Liebe gehalten, schweigt und breitet die Flügel wärmend über die Jungen, bis diese unter der schirmenden Decke an der Brust der Mutter erwachen und aus ihrer dunkeln Schlafkammer heraus verlangen an das Licht. Von den Hähnen, so schnell sie auch bereit sind, einer dem andern nachzukrähen, kümmert sich keiner um den andern, keiner folgt und nahet dem andern, außer um mit ihm zu kämpfen; jeder hat nur mit sich und seinem ihm ganz unterwürfigen Haushalt zu thun, beachtet nur das, was gegenwärtig und vor Augen ist. Die Muttertreue der Glucke aber ist in ihrem Thun und Wirken nicht auf diesen engen Kreis beschränkt. Ihre vorsorgende Liebe ist nicht auf das eigene Wohlseyn, nicht allein auf das, was als gegenwärtig vor Augen liegt, gerichtet, sondern geht in weite Ferne. Schon dann, wenn sie noch brütend über den Eiern vielleicht von fremden Müttern sitzt, wenn sie hernach der Obhut und Pflege der schwachen hülfsbedürftigen Küchlein mit allen Kräften sich hingibt, bezeugt sie sich als eine Liebe, die von höherer Art ist, als die Selbstliebe. Denn sie läßt sich kaum Zeit nur an die Erhaltung des eigenen Lebens zu denken; ihr Fleiß und ihre Mühe kommen nicht ihr selber, sondern einem künftigen Geschlecht der Lebendigen zu gute, welche öfters nicht einmal von ihrer eigenen Art, sondern von einer andern sind, als die Haushühner, zu denen sie gehört. Nicht die Abstammung und sichtbare äußere Form, sondern die Noth und das Bedürfniß der Pflegekinder wird von einer solchen allgemeinen Liebe beachtet, die ihr eigenes Wohlseyn in dem fremden Wohlseyn findet. Der Ursprung wie die Kräfte

einer solchen Liebe kommen aus einem Quell, der nicht nur wie ein gefülltes Wasserglas den Durst eines einzigen Lebendigen stillt, sondern dessen niemals versiegende Fülle alle Geschaffenen tränket, in denen Leben und Odem ist. Und wenn die Stimme dieser allgemeinen (göttlichen) Liebe sich vernehmen läßt, da werden Alle, welche für sie Ohren haben, von ihrem Rufe bewegt; sie können nicht anders, sie folgen ihrem Warnen und Locken willig und gern, wie die Küchlein denen ihrer treumeinenden Glucke. Und solche Folgsamkeit dienet dem Leben derer, welche sie üben, nicht nur für heute, sondern für seine ganze Zukunft zu seinem Heil und Gedeihen.

Wo sich dann in der geistigeren Form einer menschlichen Rede die Stimmen einer solchen allgemeinen Liebe der göttlichen Art an die Herzen der Hörer wendet, da wird sie diese mit derselben Macht ergreifen, wie die Stimme der Glucke ihre jungen Küchlein. Die Stimme der kampflustigen Hähne, auch wenn sie an hoher Stätte stehen, vermag dieß auf die Kleinen nicht; sie regt bei Nacht wie bei Tage höchstens nur einen vorübergehenden Reiz zum Mitkrähen auf.

18. Das magnetische Mitgefühl.

Von diesem haben wir schon oben, in dem fünften sowie im zwölften Gleichniß Einiges gesagt. Daß die Kraft, welche das Eisen zum Magnet macht, demselben aus einem Strom der allgemeinen Weltkräfte komme, darauf deutet der Kompaß, wie mit aufgehobenem Finger hin. Der Pol, nach welchem das Ende der freischwebenden Magnetnadel hingekehrt ist, liegt von ihr in einer, im Vergleich mit der Länge einer so kleinen Nadel, gleich wie unermeßlichen Ferne ab, welche, wenn wir den Ausdruck von einer höhern Lebensstufe hernehmen wollen, für sie eine unsichtbare, unerreichbare ist. Der Kompaß ist in seiner Art und nach seinem Maaße gleichsam mit einem Hellgesicht begabt worden, welches über die zunächst sichtbare in eine unsichtbare Welt hinüberschaut.

Auch die Natur des Menschen, selbst des fleischlichen, kann die Gabe eines solchen Hellgesichtes empfangen, welches, mit einer Klarheit als stünde es vor Augen da, auch das siehet, was dem Blick durch dichte Scheidewände oder weite Entfernung entrückt ist. Ja selbst das, was noch nicht vorhanden und geschehen, sondern ein noch Künftiges ist, steht vor diesem Hellgesicht wie ein schon Gegenwärtiges und

Geschehenes da. Man hat dieses Vermögen des Hellsehens „ein magnetisches" genannt, und alle die Erscheinungen, welche dasselbe begleiten, unter diesem Namen zusammengefaßt. Und mit Recht. Denn wie das Ohr in der Stille der Nacht oder in der Abgeschiedenheit einer Wüste das Brausen des noch fernen Weltmeeres vernimmt, welches es im Geräusch des Tages nicht hörte; wie das magnetische Eisen, wenn es frei schwebend so weit als möglich von der Hemmung der eigenen Schwere entbunden ist, von dem Zuge einer von fernher wirkenden allgemeinen magnetischen Anregung bewegt wird, so wiederfährt etwas Aehnliches der menschlichen Natur, wenn sie in den Zustand ihres magnetischen Hellsehens entrückt wird.

Der Mensch nicht allein, auch das Thier kann entrückt werden aus dem engeren Kreise seines besonderen in den weiteren eines allgemeineren Lebens, obgleich dasselbe nicht so wie der Mensch von einem ihm inwohnenden selbstbewußten, erkennenden und redenden Geiste in jene höhere Welt hinübergeleitet wird. Erscheint uns nicht schon die Henne, wenn der Drang des Brütens sie ergreift, gleich wie außer sich selbst gerathen, ihre Bewegungen und Geberden, ihr Verhalten gegen die Genossen, denen sie bisher zugesellt war, ja die Laute ihrer Stimme sind anders geworden. Und wem gelten die Locktöne dieser Stimme? Nicht den sichtbar gegenwärtigen, welche sie hören, sondern einem noch nicht vorhandenen, künftigen Geschlecht, dessen Lebenskeime noch verborgen in der Hülle der Eier schlafen, auf denen sie brütet. Wie die Worte der Pythia, die sie auf dem Dreifuß sitzend, in ihrer Entzückung sprach, für die gegenwärtigen Hörer ein Räthsel waren, für welches erst die Zukunft eine Auflösung gab, so gehet das Thun und

Treiben, das von den Kräften eines allgemeinen Lebens bewegt wird, nach einem Ziel und Ende hin, welches unsern wahrnehmenden Sinnen verborgen ist. Wird doch selbst das einzelne Thier durch den Strom des allgemeinen Lebens, wenn dieser es ergreift, dahingerissen in ein Thun, das mit seinem Naturtrieb der Selbsterhaltung in völligem Widerspruch steht; es wird nicht bloß von der Pflege und Ernährung des eigenen Leibes hinweg, sondern es wird in den Tod geführt, damit aus ihm wie aus dem aufgelösten Samenkorne die Saat eines neuen Geschlechtes hervorgehe. Ein anderer Wille als sein eigener, natürlicher ist, treibt es auf diese Bahn, seine eigenen Sinne sind ihm gebunden und gehalten: es muß gehen wohin ein höheres Bestimmen und Bedenken es führt.

Geschieht doch etwas Gleiches selbst den Menschen, auch wenn sie nicht, wie im magnetischen Hellsehen, aus sich selber gerathen sind, sondern auf dem Wege ihres alltäglichen Lebens fortgehen. Sie werden dahin geführt, wohin sie nicht wollten; sie müssen der Rettung und Erhaltung eines Lebens dienen, dessen Noth und Mangel, ja dessen Daseyn vielleicht ihnen unbekannt war. Eine kleine Geschichte, die mir ein treuer wahrheitsliebender Freund erzählte, mag aus tausend anderen ihrer Art dieß bezeugen.

Bei einer der letzten Heimsuchungen der Cholera, welche über die Bewohner von Stockholm kamen, wurde auch ein Mann von der Seuche ergriffen, welcher in großer Abgeschiedenheit von der Welt in einem Zimmer unter dem Dache zur Miethe wohnte. Statt der vielen Bücher, daran er früher seine Freude sowie geistreiche Unterhaltung gefunden, waren nur noch die Bibel und etwa eine und die andere Schrift, welche die Sprache des geoffenbarten Wortes

reden, sein täglicher geistiger Umgang geblieben; eine alte treue Aufwärterin versorgte seinen kleinen Haushalt. Die Krankheit mit ihrer lähmenden Macht hatte ihn plötzlich befallen; kein menschliches Ohr vernahm sein Aechzen; die Aufwärterin sah sich nicht nach ihm um. Sie konnte dieß auch nicht, denn wie man später erfuhr, sie selbst lag an der Cholera krank, und während die Natur des einsamen Mannes mit dem Tode kämpfte, war sie selber dem Tod erlegen. Er aber hatte zuletzt, obwohl in einem tödtlichen Ermatten, mit den Schmerzen, welche seine Eingeweide durchwühlten, Frieden geschlossen, und wenn auch die äußere Stimme kaum hörbar schwach war, so sprach doch die innere Stimme, einem anderen Ohr als dem menschlichen vernehmbar, die Worte des Dankes aus für die Rettung des armen Lebens.

Gerettet war nun wohl sein Leben aus der Todesgefahr der Seuche, das fühlte er, aber eine andere Gefahr schien demselben jetzt nahe zu seyn; das war die des Sterbens vor Durst und Hunger. Er empfand ein brennendes Verlangen nach einer Erquickung des Leibes durch etwas Speise und Trank; denn der Leib, je stärker sein Selbstgefühl wieder zum Erwachen kam, begehrte sein altes Recht der Erhaltung. Aber woher soll ihm das werden? Er selber kann sich nicht vom Bett erheben, ohne sogleich von schwindelnder Schwäche ergriffen, wieder darauf hinzufallen. Ueberdieß fand sich in seinem Zimmer nicht ein Tropfen Wasser oder ein Bissen Brod, und den oberen Stock des Hauses, auf welchem sein Zimmer stand, bewohnte außer ihm kein anderer Mensch. In einem Zustand des hinschlummernden Lebens mußte er harren mit Geduld, bis ihm, er wußte freilich nicht woher? doch hoffte er auf sie, eine Rettung kam.

Es war Sonntag, der Ton der Glocken von den benachbarten Kirchen hatte ihm trostvoll und doch zugleich ernst, wie an das nahe Ende mahnend, geläutet. Jetzt war es Mittag geworden, da hört er Fußtritte außen auf den Tennen vor seinem Zimmer. Die Thüre gehet auf, eine ihm unbekannte Frauensperson tritt leise herein, und ohne ein Wort zu sagen, ohne nur einen Blick auf den zu werfen, der im Bette lag, setzt sie auf den Tisch eine kleine, durch den ledernen Riemen zusammengehaltene Tracht von Schüsseln und ein Gefäß voll Getränk. Darauf, schweigend wie sie gekommen, entfernt sie sich.

Welche Gedanken eines Tischgebetes sich in dem kranken Manne regten, als er die Gaben sahe, die ihm auf seinem Tisch bescheert waren, das kann man sich wohl vorstellen. Man sagt, daß schon der Duft der Speisen, namentlich des frischen Brodes einen vor Hunger hinsterbenden Menschen stärken und erquicken könne; hier war es wohl nicht dieser Geruch, sondern vor Allem die Freude an seinem Gott, der ihm das Alles durch die Hand eines unbekannten Gebers gesendet hatte, was dem todesmatten Leib des Mannes so viel Kräfte gab, daß er sich vom Bett erheben konnte. Er mildert und löscht zuerst die Gluth seines Durstes mit dem kühlenden Getränk des Bieres, dann bringt er den Hunger durch den Genuß der Speisen, die wie für einen Kranken bereitet waren, zur lang ersehnten Ruhe. „Du thuest deine milde Hand auf und erfüllest Alles, was lebet, mit Wohlgefallen," das waren wohl die Worte, die er in seinem Innern ohne Aufhören sprach, während er die kleinen Schüsseln alle, eine nach der andern leerte.

Er hat so eben den letzten Bissen des untersten Schüsselchens zu sich genommen, da tritt die Frauensperson, die ihm

die Gaben gebracht, zu ihm herein. Sie grüßt ihn schüchtern und freundlich. Ihr mögt es mir verzeihen, Herr! so sagte sie, ich habe vorhin ein großes Versehen begangen. Ich weiß nicht, wie mir das geschehen konnte. Seit etlichen Jahren trage ich täglich einem Herrn, der gerade unter euch wohnt, am Mittag sein Essen zu, heute bin ich, statt zu ihm, um eine Treppe höher, zu Euch gekommen, und da ich Euch im Bette sahe und meinte Ihr schliefet, habe ich so leise gethan und zu Euch kein Wort gesagt. Jetzt will nun der untere Herr sein Essen und da fällt mir erst mein Versehen ein.

Der Mann hatte jetzt den Laut seiner Stimme wieder bekommen. Er erzählt der Frau, was ihm geschehen sey und lohnt ihr reichlich die Verlegenheit, in welche sie ohne ihren Willen gerathen, durch deren Eintreten aber er ohne sein Zuthun vom Tode des Verschmachtens gerettet worden war.

Ja, die milde Hand, welche täglich und stündlich sich aufthut, um Alles, was da lebet, zu sättigen mit Wohlgefallen, und der Blick des Auges, welcher diese Hand leitet, reichen über alle Höhen und in alle verborgenen Tiefen und bezeugen durch ihr Thun die Wahrheit der Worte:

Was unser Gott geschaffen hat,
Das will er auch erhalten;
Darüber will er früh und spat
Mit seiner Güte walten.

19. Wunderbare Speisung durch das Brod des Lebens.

Das Weib, welches dem kranken Manne in Schweden ohne ihren Willen, ja ohne ihr Wissen die Speise bringen mußte, die ihn vom Tod des Verschmachtens rettete, erinnert durch dieses ihr Thun an die Raben, welche dem Propheten am Bache Crith sein tägliches Brod brachten. Daß zu einem solchen Dienst der versorgenden Raben nicht selten manche nach ihrem fleischlichen Sinne hartherzige Menschen angeregt wurden, wenn sie dem Drange nicht widerstehen konnten, einer armen, in Hunger dahinsterbenden Familie, die sie vielleicht nur dem Namen nach kannten, Brod zu bringen, das bezeugt unter andern das Beispiel jenes Geizigen in England, dem der ungelegene Drang zu einer solchen That noch in der Nacht keine Ruhe ließ, so daß er sich hinschlich an die Hütte eines Armen und in diese, wie mit schüchterner Hand die Speise hineinreichte, nach welcher drinnen die bittere Noth eines Kranken seufzte, die Kleinen mit lautem Weinen verlangten.

Von höherer Art noch als das leibliche ist das geistige Brod des Lebens, und das Verschmachten vor Mangel an

diesem ist noch ein größeres Leid, als das Hinsterben im Hunger und Durst des Fleisches. Und auch das geistige Brod wird zuweilen Denen, welche zu ihrer Rettung von innerem Tode sein bedürfen, durch Boten und Träger gebracht, welche ein ganz anderer, höherer Wille als der ihrige dahin führte, wo ihre rettende Hülfe noth war. Dem großen Apostel der Heiden erschien bei Nacht im Traumgesicht ein Mann aus Macedonia, welcher stand und bat ihn, und sprach: komm' herüber in Macedonia und hilf uns. Und der Apostel trachtete alsbald dahin zu reisen, wohin, wie er dessen gewiß war, der Herr ihn berufen hatte. Meist jedoch sind es nicht solche unmittelbare Weisungen, sondern es ist die verborgene, nur an dem Erfolg ihrer Thaten erkennbare Hand Gottes, welche den Gang ihrer Sendboten lenket, wohin sie will. Auch solche Fälle erinnern an das, was dem Manne am Bache Crith zur Stillung seines Hungers geschah.

Die beiden Männer, welche das Brod des Lebens einem im geistigen Mangel dahinschmachtenden Greise und seiner nach solcher Speise sehnlich verlangenden Frau brachten, waren nicht von der Natur der Raben, sondern es waren zwei fromme, amerikanische Prediger. Noch viel weniger war der Alte, zu dem sie als Retter kamen, ein Prophet oder Prophetenjünger im Thale bei Jericho. Aber die beiden Brodbringer wurden eben so gegen ihren Willen, ja ohne ihr Wissen durch Gottes Rath dahin geführt, wohin sie als Lebensretter kommen sollten wie die Raben, als sie ein Drang, welcher ihrer Natur fremd war, aus der Freiheit der Berge herunterzog zu dem Bach, an welchem der Seher saß.

Die Begebenheit, welche ich hier vor Augen habe, wird

in einem in Amerika vielgelesenen Blatte[1] von einem Manne mitgetheilt, der ein treuer Verkündiger der Wahrheit ist; auch ich habe ihrer ausführlicher erwähnt in der zum Drucke bestimmten kleinen Schrift: „Ruhestunden eines alten Auswanderers."

Darf es uns befremden, daß die beiden Geistlichen, welche zu einer Prediger-Synode in Virginien reisten, über ein leichtes Verirren von ihrem Wege, dergleichen uns so manchmal widerfährt, so betroffen waren? Sie hatten Eile, dennoch wäre es ihnen heute möglich gewesen, einige Freunde zu besuchen, die in einer Stadt lebten, durch welche sie ihr Weg, wenn sie ihn getroffen hätten, führen sollte. Sie aber, in ihrem lebhaften Gespräch, waren eine andere Straße geritten, welche zwar auch die Richtung nach dem Ziel der heutigen Tagreise nahm, von dem Wohnort der Freunde aber weit zur Seite geführt hatte. „Wer weiß, so klagten sie, als sie ihren Irrthum inne wurden, gegenseitig, ob uns jemals die Gelegenheit zu einem kurzen Besuch dieser Freunde wiederkommt", denn der eine von ihnen wohnte an einem über 100 engl. Meilen abgelegenen Orte und beide waren durch die Geschäfte ihres Berufes gebunden.

Noch hat sie die Verstimmung über ihren kleinen Unfall nicht verlassen, da sehen sie vor sich ein nahe an ihrer Straße liegendes Blockhaus, aus dessen Dache an einigen Stellen die Flammen hervorleckten. Der Jüngere unter den beiden Männern reitet schnell voraus; die Hausthür war nicht verschlossen, er tritt hinein in das untere Zimmer, findet jedoch Niemand da, als einen von der Gicht hart gelähmten in seinem Rollbette liegenden Greis. Dieser fleht den Fremden um Rettung des Lebens an, sie wird ihm

[1] American messenger vol. XII. Nr. 1. Januar 1854.

versprochen. Doch eilt der junge Prediger vor Allem hinauf unter das Dach, um nachzusehen, ob nicht die drohende Gefahr noch abzuwenden sey. Da findet er die hochbetagte Frau des gelähmten Greises, denn sie war so eben allein mit ihrem Manne zu Hause. Die gute Alte war durch den heftigen Schrecken ganz wie außer sich gekommen; selbst ein kluges Kind hätte an wirksamere Mittel zur Löschung des ausbrechenden Feuers gedacht, als an das Daraufgießen von dem Wasser in einem Gefäß, das nur wenig Tassen voll faßte.

Der Fremde wußte besseren Rath; mit einer Axt hieb er die brennenden Schindeln und glimmenden Stellen der Balken heraus, erstickte den Rest des brennenden Strohes mit Sand und andern nicht brennbaren Dingen, die ihm eben zur Hand waren.

Der andere Reisende ist jetzt auch angekommen, man hat sich um den gelähmten Greis versammelt und dieser kann nicht aufhören den beiden Fremden für ihre bereitwillige Hülfleistung zu danken. Er hält sie für Leute aus der Nachbarschaft, die der Anblick des Rauches daher gerufen, erstaunt aber nicht wenig, als er vernimmt, daß beide in so weiter Ferne daheim sind und daß sie ganz gegen ihren Willen und ihre Absicht, durch ein Verirren von ihrer rechten Straße hieher gerathen seyen. Sein Erstaunen wird aber fast zu einem Schrecken, als er vernimmt, daß seine beiden Retter vom geistlichen Stande und daß sie Pfarrer seyen. Wie seltsam, ja wunderbar ist das! so ruft er aus, hat doch so lange ich hier wohne, noch nie ein Mann eures Standes mein Haus betreten dürfen, denn ich hätte Jedem der Art die Thür gewiesen; mein Haß gegen die Geistlichkeit war unvertilgbar, und nun haben zwei Geistliche, nicht Leute aus der Nachbarschaft, sondern aus weiter Ferne ganz

gegen ihren Willen hieher in mein Blockhaus kommen müssen, um mir das Leben zu retten. — Ja das ist Vorsehung: eine Vorsehung Gottes.

Die beiden Fremden fragten nun auch ihrerseits, wie er es bei ihnen gethan hatte, den gelähmten Alten über seine Lebensgeschichte aus; denn sie bemerkten wohl, daß er kein Eingeborener in dieser Gegend und kein gemeiner Landbauer sey. Der Greis gab mit der Schilderung seines äußeren Lebens die des inneren zugleich. Er war eine Reihe von Jahren Soldat in Waynes Armee gewesen, hatte in diesem Stande das Branntweintrinken und die Verachtung und Verlästerung der Religion fast zu gleicher Zeit kennen gelernt; Bücher in Voltaire's Sinne verfaßt waren seine Bibel gewesen. Ihm aber waren jetzt die Augen aufgegangen über sein bisheriges Thun und Wesen, und am meisten, so sagte er, thue es ihm leid, daß er seine Frau, die ein beständiges Verlangen nach Predigt und Abendmahl und nach dem Umgang mit frommen Christen gefühlt habe, so gewaltthätig von der Erfüllung dieses heißen, sehnlichen Verlangens abgehalten habe.

Nun die beiden ungebetenen Gäste, die Männer eines Standes, dessen Nähe und Worte der alte kranke Invalide mehr gescheut und gefürchtet hatte, als die vergifteten Pfeile der Indianer und die Kanonen anderer Feinde, waren gegen ihren, wie gegen seinen Willen hieher gekommen, um ihn nicht nur aus einer nahen leiblichen, sondern aus der geistigen Todesgefahr zu retten und seinem Weibe den Trost zu bringen, nach welchem ihr Herz so lange vergeblich geseufzt hatte. Sie griffen ihr geistiges Werk eben so rüstig und geschickt an, als vorhin das Werk des Feuerlöschens. Der Alte im Rollbette, auf dessen Stirn und Angesicht schon

von Natur das Gepräge einer höheren, geistigen Abstammung erkennbar waren, — wie an dem Angesicht eines krüppelhaften Soldaten aus Napoleons alter Garde, auch wenn er sich als Bettler in Lumpen gehüllt nahete, die Züge der vormaligen Bestimmung, — war jetzt endlich durch sein sechzehnjähriges, lähmendes Leiden mürbe geworden. Der heutige Todesschrecken hatte ihn vollends geweckt, er war jetzt des Lumpengewandes seines hochmüthigen Selbstgefühles satt und nahm in tiefer Beugung das neue Kleid an, das ihm aus Gnaden geschenkt wurde. Und sein Weib, das die innere Armuth und Noth schon längst gefühlt und nach Rettung aus derselben sich gesehnt hatte, war von einem neuen freudigen Geist so erfüllt und erhoben, daß die beiden Prediger vielleicht noch niemals einen so seligfröhlichen Menschen gesehen hatten, als diese Frau war.

Die beiden Retter vom Tode des Feuers konnten nur wenige Stunden bei dem alten, glücklichen Paar verweilen, aber die Gabe, die sie demselben gebracht hatten, war von dauerhafterer Art, als alle die irdischen, welche durch Motten und Rost gefressen werden. Nach ihrer Heimkehr aus Virginien, auf einem andern Wege, als der bei der Hinreise gewesen war, erkundigten sie sich wiederholt nach den alten Bewohnern des Blockhauses. Diese waren seitdem treulich und mit immer größerem Fleiße in der Gemeinschaft nicht nur mit den Freunden des Herrn und den Lehrern seines Wortes gestanden, sondern vor Allem mit Ihm, ihrem Gott und Herrn, im Gebet und Wandel geblieben. Sie lebten noch einige Jahre, beide bis in die Achtziger hinein, dann wurde der alte zwar spät aber gründlich bekehrte Soldat zuerst abgerufen aus dem Leben, und seine treue Pflegerin und Lebensgefährtin folgte ihm bald hernach ins Grab.

20. Das göttliche Mitgefühl des Geistes.

Die Magnetnadel, wenn sie frei schwebend im Compaß stehet, ist uns ein Gleichniß und Schattenbild dieses göttlichen Mitgefühles. Sie wird nicht nur von jedem ihr genäherten Eisen in schnelle Bewegung gesetzt, sondern angeregt von dem Walten einer Naturkraft, die durch das gesammte Reich der irdischen Sichtbarkeit sich ergehet. So ist das Mitgefühl des Geistes nicht nur leicht anregbar für Alles, was andere Menschenherzen schmerzlich oder freudig tief bewegt, sondern es ist ohne Aufhören dahin gegeben in das Wirken und Treiben eines allbedenkenden Erbarmens, welches alle Tiefen und Höhen des Reiches Gottes auf Erden mit seinen Lebensströmen erfüllt.

Der große Apostel der Heiden mag uns ein Vorbild dieses göttlichen Mitgefühles und seines mächtigen, allbesiegenden Dranges seyn. Er, auf welchem die Sorge für alle Gemeinen lastete, konnte auch zu den einzelnen Gliedern derselben sagen: „Wer ist schwach und ich werde nicht" (theilnehmend mit ihm) „schwach? Wer wird geärgert und ich brenne nicht?" Wie weit aber der Drang des Wirkens für das Reich Gottes — sein Mitgefühl mit demselben — ihn hingerissen durch alle Proben der Selbstverläugnung wie der

leiblichen Pein und Schmerzen, das lehrt uns die Beschreibung seiner Arbeiten und Kämpfe (2 Cor. 11 V. 23—29).

Ein gleicher Drang zum Wirken für das Reich ihres Herrn, wie den Apostel, hat auch, nach ihrem Maße, den Geist jener Männer bewegt, welche als Boten und Arbeiter zur Verkündigung und zum Aufbau dieses Reiches unter die Völker der Erde ausgingen. „In Mühe und Arbeit, in vielem Wachen, in Hunger und Durst, in Frost und Blöße" (V. 27) haben sie dieses gethan. Und nicht nur Alles, was das Selbstgefühl des Leibes und der Seele befriedigen und ergötzen kann, sondern das Leben selber war diesen freudigen Ueberbringern einer Freudenbotschaft der Ewigkeit nicht zu theuer; Viele von ihnen haben den Bund, welchen Gott mit dem Menschen im Blute der Erlösung geschlossen, auch durch ihr eigenes Blut versiegelt. Oder, wie der Spruch sagt: „als die Sterbenden, und siehe, wir leben, als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die Armen, die doch Viele reich machen," sind sie ihren Weg der Noth und Gefahren dahingegangen und getreu geblieben an ihrem Werke bis in den Tod.

Aber der Zug des Mitgefühles für das lebendige Bewegen, durch welches das Reich Gottes auf Erden begründet, erhalten und zu seiner Vollendung geführt wird, treibet nicht allein die Boten, welche den Völkern Heil und Frieden verkünden, zu ihrem Werke an, sondern nahet sich mit nicht minderer Kraft den Seelen der Menschen, welche mit dem Sinn der Pilgrime und Fremdlinge in der Hütte ihrer Väter wohnen. Wie sich die Magnetnadel im Compaß überall als das erweist, was sie ist, wenn sie auf der sonnigen Höhe der Gebirge, wie im dunkeln tiefen Schacht, auf dem Gewässer des Meeres wie auf dem Lande ihre Enden

unverrückt den Weltpolen zuwendet, aus denen ihr die Kraft ihres Bewegens kommt, so bezeuget das göttliche Mitgefühl überall sein Inwohnen in dem Geist des Menschen, wo dieser in seinem Denken und Thun sich nach dem Angesicht Gottes wendet. Denn Er hat es gesagt und verheißen: „Ich will dich mit meinen Augen leiten" (Ps. 32. V. 8.) Er weist uns mit diesen seinen Augen den Weg, den wir wandeln sollen, gibt den Müden Kraft; freudigen Muth den Schwachen und Blöden. Der Weg, den wir wandeln sollen und auf welchem er uns leitet, ist das Festhalten an seinem Gebot: zu zeugen von Ihm und dem Heile, das durch ihn uns geworden durch Wort und That. Es ist nach seinem Maße ein gleiches Werk mit jenem, das von allen Sendboten und Genossen im Reiche Gottes geübt wird und die rechte Treue allein, bei Allen, wird gekrönt.

21. Der Wächter am Thor.

Welcher fremde Geist, o Knabe, so fragte Harsa der Hauptmann den Daniel, hat dich von neuem ergriffen, daß du mitten in der großen herrlichen Königsstadt Babel zu leben gedenkst wie etwa außen vor den Thoren von Jerusalem ein Bettler lebt? Aspenas, mein Vetter, der oberste Kämmerer des großen Königes erzählt mir, daß du die Speisen und den Wein, welche dir und den andern gefangenen Knaben aus fürstlichem Geschlecht täglich dargereicht werden, so von dir weisest und verschmähest, als wären sie unrein, oder, so möchte man die Worte deuten, für deinen Mund zu schlecht. Wie? du thörichter Knabe, bedenkst du nicht, daß die köstlichen Speisen, welche der große König dir und deinen Gefährten zu eurer täglichen Nahrung verschafft, von seiner eigenen Tafel euch kommen und daß der Wein, den man euch bringt, der gleiche ist mit dem, welchen er selber trinkt? Wie kam es dir in den Sinn, zum obersten Kämmerer zu sagen, die Speisen und der Wein sind unrein? Sollte nur das Wasser der Brunnen von Jerusalem die Thiere rein machen, welche man schlachtet und meinest du, die Kelter, darin man in Babylon den Wein für den Trinkbecher des Königs preßt, sey beschmutzt und kothig?

Zürne mir nicht, o Hauptmann, antwortete Daniel, daß ich so sprach und that, wie mir das Gesetz meines Gottes und nach seinen Worten mein alter Freund und Führer Saphasja es lehrte. Der Geist dieses Gesetzes schauet die Dinge mit andern Blicken an, als die menschlichen Augen sie sehen. Das Fleisch des Hasen mag vielleicht vor euren Sinnen dem Fleische des Ziegenböckleins, das des edlen Rosses oder des Ebers dem des Stieres und Steinbockes gleichen, aber das Gesetz nennt uns den Hasen wie das Roß und den Eber als unreine Thiere und verbietet uns ihr Fleisch zu essen, so wie den Wein von ungeweihten Reben zu trinken.

Welch ein wunderliches Verbot ist das, sprach Harsa lächelnd. Unser Gott, den wir anbeten, hat hellere Augen, als alle andern Götter. Denn er ist die Sonne selber, die mit ihren Strahlen alles was auf Erden ist, beleuchtet und alle Thiere mit Lust und Leben erfüllt. Dennoch findet er keinen Mackel der Unreinigkeit weder an dem Fleische des Ebers noch des Hasen; er läßt uns essen und trinken, was unsrer Zunge behagt. Sage mir, du kluger Knabe, was hat dich dein Lehrer Saphasja, dessen Verstand und Weisheit ich achte, über den Grund solcher Verbote in eurem Gesetz gelehrt?

Besser, o Herr, so antwortete Daniel, als ich in meinem kindischen Verstand es kann, würde der schriftgelehrte Greis dir sagen, was du zu wissen verlangst. Doch erinnere ich mich zweier seiner Belehrungen, welche er mir, als ich ihn einst, so wie heute du mich um den Grund des Verbotes mancher Speise fragte, zu bedenken gab. Sie waren in Gleichnisse verhüllt, deren Bedeutung er mich in Worten lehrte, die ich vielleicht nur unvollkommen als halbverstandene ihm nachsprechen kann.

In Jerusalem, so erzählte mir der Greis, wohnte ein reicher Bürger, ein Mann von untadelichem Wandel. Sein Weib hatte ihm zwei Söhne als Zwillinge geboren, war aber gestorben, als die Kinder noch an der Mutter Brust lagen. Der Vater nahm für die beiden Knaben zu ihrer Ernährung und Pflege zwei Ammen. Beide waren von gleicher Gesundheit und Jugend, die eine war eine Magd von edomitischer Abkunft, die andere eine Israelitin vom Stamme Benjamin. Das leibliche Gedeihen der beiden Kinder bezeugte es, daß die Muttermilch, welche jedes von ihnen genoß, von gleicher nährenden Kraft, und daß die Pflege, in der sie standen, ihnen gleich zuträglich sey. Sie blieben auch später sich gleich an Wuchs und Stärke. Aber an dem Knaben, den die Edomitin gesäugt hatte, gaben sich, je älter der wurde, desto mehr Züge der eigenthümlichen Wildheit und der Leidenschaften kund, durch welche die Magd von fremdem Stamm und fremder Sitte, schon ehe sie in das Haus des Bürgers kam, und auch später, nachdem sie dieses verlassen, vielfach sich verschuldet hatte. Konnte vielleicht die Edomitin durch ihr Beispiel in das Kind, das bei Tag wie bei Nacht in ihren Armen ruhte, diese bösen Keime gelegt und diese gehegt haben? Aber der Knabe war Säugling, als sie zu ihm kam, er war ein Kind von kaum zehnmonatlichem Alter, als sie das Haus seines Vaters verließ. In diesem Alter sind den Kindern weder die Augen noch die Ohren für das Wahrnehmen der Sitten noch für das Verstehen der Sprache der Menschen geöffnet. Da sagten Einige, die sich der Weisheit und Sehergabe rühmten, selbst die nährende Milch einer Amme oder Mutter könne nicht nur von den Kräften ihres leiblichen Lebens, sondern von denen ihrer Seele durchdrungen seyn und durch diese Kräfte anregend

und weckend auf die Kräfte des Leibes und der Seele des Säuglings wirken.

Ich will, so sagte mein Lehrer Saphasja, nicht darüber einen Ausspruch thun, ob in der Meinung jener Weisen eine Wahrheit gewesen sey oder nicht. Sollte jedoch wirklich in den Speisen und Getränken, die wir genießen, eine solche doppelseitige Kraft liegen, dann zweifle ich nicht, daß der Herr unser Gott in seinem Gesetz uns zu der Amme, deren Wesen nicht der Edomitin, sondern der unter Israels Lehren und Gesängen erzogenen Benjaminitin glich, hingewiesen habe. Aber der Geist ist es, welcher in beiden, in Seele und Leib waltet und gestaltet. Und für ihn, so scheint es mir, hat das Verbot der unreinen Speisen seine wahre und rechte Bedeutung.

Das Herz des Menschen gleichet einer ummauerten Stadt, deren Innres von Zwietracht der Parteien getheilt, die von außen durch eine Macht der Feinde bedroht wird. Da müssen ohne Aufhören Wächter am Thore stehen, welche das Eindringen der äußeren Feinde in die Stadt, das Hinausfallen aber der bösen verrätherischen Rotte zu den Widersachern verhüten können. Der beste und stärkste unter allen diesen Wächtern ist der Gehorsam, welcher ohne Unterlaß auf Gottes Gebote merkt und ihnen folgt. Ein solches Aufmerken hält die Hüter wach und gibt ihnen Kraft die Stadt zu schützen und für sie zu kämpfen. Und das Aufmerken auf Gottes Gebote, auch wenn der tiefe Grund, auf dem sie ruhen, vor unsern Augen verborgen ist, schaffet in uns ein gehorsames Herz, welches Gottes Willen gern thut und Wohlgefallen hat an seinem Gesetz, so wie Er der Herr an ihm.

Die Kraft zur Erhaltung des leiblichen Lebens, welche

in den Speisen und Getränken liegt, so wie der Segen, den sie für unser Wachsthum und Gedeihen bringen, kommt von Gott. Wir werden diese Kraft am meisten in solchen Speisen finden, die wir im Gehorsam, nach Gottes Wohlgefallen genießen. Wir sind dem Leibe nach Gefangene hier bei Euch in Babylon. Der Geist in uns möchte aber nicht gefangen seyn, sondern frei bleiben, wie der Vogel, der in der Luft schwebt. Dieser bleibt so frei und leicht beweglich, weil er seinen Leib nicht so mit der Last der Speisen beschwert, wie die Schlange, welche unbeweglich wie todt am Boden liegt, wenn sie ihren Bauch mit dem Raub ihres Futters erfüllt hat. Darum o Herr! vergönne mir und meinen Freunden, wie schon dein Vetter, der Oberkämmerer Aspenas es gethan, daß wir unsern Geist freischwebend über dem Boden erhalten, bei dem mäßigen Genuß der leichten Kost und des Wassers, den uns das Gesetz unseres Gottes erlaubt. Denn euch Allen wird auch an uns der freie Flug des Vogels besser gefallen, als das träge Schleichen und Kriechen der Schlange am Boden. Und der Vogel wird euch ein Danklied singen, das eure Ohren besser vergnügt, als das Aechzen der gefräßigen Schlange.

22. Das geistige Gärtneramt.

Es sind nur wenig Werke der Menschenhand, deren die Schrift so oft und in solchen Ehren gedenkt, als des Geschäfts eines Gärtners. Wird doch Er, welcher das Leben selber ist und welcher allen seinen Geschaffenen das Leben gibt und erhält, mit einem Gärtner verglichen, der die unfruchtbaren Schossen des Weinstockes hinwegnimmt und die Reben, welche Früchte verheißen, reiniget und beschneidet, damit sie mehr und bessere Frucht bringen. Oder Er, der das Leben liebt und nicht will den Tod des Sünders, wird uns vorgestellt als Gleichniß eines mitleidigen Gärtners, welcher den nutzlos erscheinenden Baum noch nicht umhauen lassen, sondern das Erdreich um ihn aufgraben und düngen will, damit dem Gewächs noch eine Frist gegeben werde, Früchte anzusetzen und zu reifen, welche man bisher vergeblich in seinen Zweigen suchte.

Die Früchte des Weinstockes sind es allein, welche die Mühe des Gärtnergeschäftes lohnen, denn die unfruchtbaren Reben, wenn sie hingeworfen werden und verdorren, geben selbst der Flamme nur wenig Nahrung. Und auch an den Bäumen des Gartens ist es nicht der kühlende Schatten, welchen die dichtbelaubten Zweige geben, oder das Holz,

auch sind es nicht die bald abfallenden Blüthen, sondern es sind die Früchte, nach deren Ertrag der Hausherr am Tage der Ernte forscht und fragt.

Die Geschäftigkeit des Gärtners, welcher nicht den gegenwärtigen Schmuck der Blätter oder die zierlichen Blüthen, sondern das Gedeihen der zukünftigen Frucht bedenket, mag dem Auge eines Unverständigen nicht selten räthselhaft, ja gewaltthätig und nutzlos erscheinen. Denn unter dem Schnitt der scharfen Scheere oder des Gartenmessers, welche der rüstige Mann in seiner Hand führt, fallen die üppig grünendsten Reben und Zweige haufenweise zum Boden; der Weinstock wie der junge Baum werden von ihm, so scheint es, ihrer schönsten Zierden beraubt, und zwischen den Blättern saß auch manche Blüthenknospe, die zur Frucht hätte werden können. Und was will der unbarmherzige Gärtner mit mancher der andern seiner grausamen Künste, durch welche er dem in kräftigster Triebkraft stehenden Stämmchen den Zufluß des Nahrungssaftes verkümmert, der aus dem guten, mütterlichen Boden hinaufsteigt? Schnürt er nicht je zuweilen den jungen Zweig, der schon mit Blüthenknospen pranget, von außen mit drahtartig festem Gürtel zusammen, oder verletzt mit dem Messer selbst einen Theil seiner Rinde, durch welche die Saftgefässe ihren Lauf nehmen, nur damit das junge Gewächs, gleich einem Säugling, den man von der Mutterbrust entwöhnen will, ein spärlicheres Maß der Nahrung empfangen möge, welche aus der Mutter Erde so reichlich ihm zuströmte.

So hart ein solches Verfahren des Gärtners in den Augen des unverständigen Kindes erscheinen mag, das demselben zusiehet, zeigt es sich dennoch bald als ein wohlbedachtes und verständiges. Der üppige Zudrang des Nah-

rungssaftes aus dem Boden hätte vorherrschend nur jene Triebkraft begünstigt, welche den Wirkungen des Selbstgefühles verwandt in vorherrschendem Maße nur Blätter und Triebe der Zweige hervorbringt, an denen keine oder nur wenige bleibende Früchte sich erzeugen. Das, was die Hand des Gärtners that, setzte der Triebkraft, die von unten kommt, ihre Grenzen, damit jene Kräfte, welche von oben her den edleren Drang des Gewächses wecken und stärken, Frucht zu bringen, welche bleibet, ihr Werk ohne Hemmung hindurchführen könnten. Wohlthätig förderlich und hülfreich stehen zwar beide: die Triebkraft der Blätter und die der Früchte sich zur Seite, wenn beide in ihrem rechten Maße sich halten. Dennoch sind sie von sehr verschiedener Natur. Weiß man doch, daß an jenen Waldbäumen, deren Stämme man, um sie tauglicher zum Gebrauch ihres Holzes zu machen, eine Zeit lang vor dem Fällen von ihrer Rinde entkleidet, die Knospen, welche im Verlauf der warmen Jahreszeit zu Blättertrieben geworden wären, großentheils zu Blüthen und Fruchtansätzen sich veredeln, gleich jenem Liede in höherer Tonweise, das der sterbende Schwan singt.

Auch auf dem Weg der Entwicklung der Menschennatur pflegen zwei verschiedene Kräfte sich zu bekämpfen, die eine, deren Ursprung von unten her ist, die andere, deren Zug von oben her wirkt. Jene begünstigt das Wachsthum der Kraft des Fleisches, diese die Erhebung der Gewalt des Geistes zu seinem ihm gebührenden Herrscherrecht über das Fleisch. Da wo jener Gewalthaber, der von unten her stammt, das Regiment führet, treiben die Lüste der Sinnen, die Begierde nach Uebersättigung mit Speise und Trank, Wollust, Habsucht und Geiz, Neid und Haß ihre Werke des Dunkels ungehemmt; im Reich des Geistes gedeihen unter

Mäßigkeit und Zucht die Früchte des Friedens und der Freude an Gott, aus welchem der Zug nach oben mit seinen Kräften herkommt. Und dennoch, so viel auch der eine höher ist als der andere, müssen beide Kämpfer in den Boden und die Sonne des Kampfplatzes der Erde sich theilen, bis der Tod ihrer Fehde ein Ende macht.

Der reine Lichtstrahl der Sonne, so werden wir nachher sehen, ist mit seiner erleuchtenden, wärmenden und der elementarisch bildenden Wirksamkeit überall und ungetrennt nur einer. Das trübe Gewölk aber, wie unser künstliches Prisma trennt die Einheit des Lichtstrahls in die verschiedenen Farbenstreifen des Regenbogens. Die Kraft der Erwärmung hat sich dann in den rothen, die der Erleuchtung in den gelben, die der elementaren Bildungskraft in den violetten Streifen gesenkt. Dieser, der letzte von allen, hat die Kraft des Wärmens, wie die des Erhellens verloren, während in seiner dunkleren Region vorherrschend das Werk der leiblichen Gestaltung seinen Fortgang nimmt. Schattenbilder der äußeren Sinnenwelt sind diese drei Strahlen von den drei Grundmächten unseres Fleisches, unserer Seele und des Geistes; der einfache Lichtstrahl aber löst das Dunkel und die Kälte des äußersten Streifen, zusammen mit der Lichthelle und wohlthuenden Wärme der andern in seine alle vereinende Macht auf.

23. Ein Meisterwerk der höheren Gärtnerkunst.

Er, dessen heilsames Thun an der Natur des Menschen im Gleichniß mit dem Geschäft des Gärtners verglichen wird, hat zu allen Zeiten Meisterwerke seiner Neues schaffenden, heiligenden Kraft hervorgerufen, welche gleich als von nie verlöschender Herrlichkeit in dem nächtlichen Dunkel dastehen, das auf der äußeren Entwicklungsgeschichte unsres Geschlechtes lastet. Neben dem dichten Gedräng der Bäume und wilden Reben, davon die meisten wachsen und dahinsterben, ohne eine bleibende, edle Frucht zu reifen, obgleich sie alle die Sonne von oben bescheint, hat es immer einzelne gegeben, welche meist außer dem Schatten und feuchten Grunde des Waldes stehend ihren guten Samen brachten für die Aussaat eines künftigen, neuen Jahres.

Dazu aber, daß sie solche Früchte trügen in Geduld, war ihnen allen der kräftige Beistand und die Hülfe des Gärtners nöthig, der sie zu Gewächsen seines Wohlgefallens und zum Segen für Viele heranziehen wollte. Seine treue Hand hat von ihrer Pflege und Wartung nie abgelassen, er hat sie gereiniget und beschnitten, wie der Weingärtner seine Reben oder edlen Bäume; hat sie, wo dieses zu ihrem besseren Gedeihen diente, von ihrem Entstehen an auf einen

mageren, ja steinigen Boden, in die heißen Strahlen der Sonne hingesetzt, oder sie später ans dem zu fetten, üppigen Grund herausgehoben und auf den ihnen zuträglicheren gestellt. Seine Stürme und Wetter sind oft über sie ergangen, damit ihre Wurzel und ihr Stamm fester würden, bis die Früchte den vollen Wuchs erreichten, dem der milde Sonnenschein die Reife gab.

Aus so vielen uns vor Augen liegenden Beispielen heben wir hier nur Eines hervor, darin uns gezeigt wird, daß die Trübsal lehret merken und achten auf das Wort, an welchem allein das Menschenherz fest werden kann und geschickt für das Werk des Lebens, zu dem wir berufen sind in Zeit und Ewigkeit. Zwar hätte uns das Gleiche die Geschichte jedes Treuen im Lande lehren können, den der Herr in die Zucht seiner Gnade und seines Geistes nimmt; das Bild gewinnt aber an augenfälliger Herrlichkeit und an Kraft seines Eindruckes, wenn es ein so hoch im Lichte stehendes ist, wie das Leben Alfreds des Großen es war. Denn die Geschichte dieses Heldenköniges von England ist zugleich die Geschichte seines ganzen Volkes.

An wenig andern zu großen Thaten bereiteten Menschen sind die Gaben und Zeichen ihrer Erwählung und Bestimmung so frühe sichtbar geworden, als an Alfred. Schon in dem Wesen des vierjährigen Knaben lag eine solche Macht, andere Menschenseelen an sich zu ziehen und für sich zu gewinnen, daß Alle, die dem Kinde naheten, sich in seltener Weise bewegt fühlten. Denn über den Reizen der äußern Schönheit und der überwallenden Fülle der muntern Lebenskraft, im Verein mit holder Freundlichkeit, dämmerten in ihm schon zuweilen, gleich vorbeieilenden Blitzen, Ahndungen und Gedanken eines Geistes auf, der

nicht nur über das gewöhnliche Maß des Verständnisses seines eigenen kindischen Erkennens, sondern über das seiner zeitgenoßlichen Umgebung hinausreichte. Nicht nur für die beiden Eltern, den König Adelwolf und seine Gemahlin Osburga, so wie für die ihnen nahe stehenden Edlen des Landes war der Knabe eine Lust der Augen und des Herzens, sondern auch ganz fremde Männer, deren Neigungen und Urtheil unbestochen von jeder Parteilichkeit waren, mußten den Zug zu dem seltenen Kinde empfinden. Dieß bezeugte sich namentlich auf der Reise nach Rom, zu welcher der Vater, König Adelwolf seinen kleinen Liebling mit sich nahm, als diesen der Papst Leo IV an Kindesstatt annahm und ihm die Salbung zur königlichen Würde gab. Eine Handlung, deren innerer Beweggrund auch dem Volk der Heimath nicht fremd war, wenn dieses in Alfred einen künftigen Herrscher, mächtig an Thaten des Schwertes zu erblicken meinte, wie sein Großvater König Egbert dieses gewesen.

So fand sich bei Alfred, dem Knaben, alles das beisammen, was in ihm die Kräfte des Selbstgefühles wecken, verstärken und zu außerordentlichen Thaten führen konnte. Es war die Triebkraft eines in frischester Lebensfülle stehenden Gewächses, welches seinen Gipfel zu stolzer Höhe erheben, seine Zweige in weitem Umkreis entfalten konnte, ohne an diesem Gipfel und in diesen Zweigen die Früchte zu zeitigen, nach denen das Auge des Gärtners sich umsiehet. Darum nahm dieser schon frühe den jungen, edlen, auserlesenen Baum in seine ganz besonders scharfe Zucht.

Als Alfred im Jahr 849, zwölf Jahre nach König Egberts Tode, geboren ward, da hatte Osburga, seine Mutter, die Ehe mit ihrem königlichen Gemahl Adelwolf schon mit

vier andern Söhnen und einer Tochter gesegnet. Für Alfred, das jüngste ihrer Kinder, war hierbei keine Aussicht auf einen künftigen Fürstenthron geblieben, obgleich nach der bestehenden Ordnung der jüngere Bruder ein Erbe der Herrscherrechte der älteren werden konnte.

Schon ein Blick auf diese untergeordnete Stellung konnte später für Alfreds Seele ein Gegengewicht gegen den zu hohen Flug des Selbstgefühles werden, unmittelbar aber und tiefer traf jetzt das Herz des Kindes ein anderes Leid: der Tod seiner frommen, zärtlichen Mutter, deren Stelle ihm die zweite Gemahlin des Vaters, die Prinzessin Judith aus dem hochgebildeten Frankreich niemals ersetzen konnte. Kamen doch während der Abwesenheit des nur wenig thätigen Adelwolf noch manche andere Züchtigungen und Leiden über sein königliches Haus, von deren Folgen alle Mitglieder desselben, so wie das ganze Volk hart betroffen wurden. Adelstan, der älteste unter den Söhnen des Königes, der nächste künftige Thronerbe war in einer Schlacht gegen die Pikten gefallen; außer diesen Feinden verheerten die Dänen das Land mit Feuer und Schwert. Und zu diesen äußeren Feinden gesellte sich ein innerer: Adelbald, der zweite Sohn des Königes, der sich gegen den Vater empörte und den Thron in unberechtigten Besitz nahm. Schon war das Volk in zwei Parteien, die eine für Adelwolf, die andere für Adelbald getheilt, ein blutiger Bürgerkrieg schien seiner Entzündung nahe. Da trug Adelwolf, der Vater, ein Mann des Friedens, dem Sohne die Theilung des Reiches an und beide regierten dasselbe noch einige Jahre in äußerem Frieden gemeinsam.

Der König Adelwolf hatte noch vor seinem Tode mit den Edlen des Landes gemeinsam die Anordnung festgestellt,

nach welcher zwar Adelbald die königliche Obergewalt des Siebenreiches erlangte, zugleich aber auch dem nächst ihm jüngeren Sohne Adelbright die königliche Herrschaft von Kent, Sussex und Surrey zugesichert wurde. Die beiden jüngsten Brüder: Adelred und Alfred sammt der Schwester Adelsvitha erhielten nur Güter.

Alfreds innere wie äußere Entwicklungsgeschichte zog sich nach dem Tode seines königlichen Vaters in eine verborgene Stille zurück, welche jener zu vergleichen ist, in der sich die Bäume des Gartens oder die Saatkörner der Felder im Winter befinden, wenn die Zweige entlaubt dastehen oder die Keime unter Schnee und Erdreich verdeckt liegen, bis die Frühlingswärme die Blätter und Sprossen in bekräftigtem Wuchs hervortreibt. Auch sein sinnender Geist hatte die Keime der Saaten und die anschwellenden Knospen mit sich in die winterliche Abgeschiedenheit genommen, dahin er jetzt aus dem Leben der Welt zurücktrat. Am Hofe seiner Stiefmutter Judith war in ihm, dem damals noch nicht zwölfjährigen Knaben, durch den Anblick eines schön geschriebenen Buches, welches Heldensagen in deutscher (fränkischer) Sprache enthielt, das Verlangen nach dem Selbstbesitz und dem eigenen Verstehen der Bücher entzündet worden. Denn als die Königin das kostbare Büchlein dem zum Geschenk versprach, welcher zuerst ihr dasselbe vorlesen könnte, erlernte er so schnell die Kunst des Lesens, daß er vor allen andern Prinzen und jungen Rittern des Hofes die damals in England nur dem priesterlichen Stande eigenthümliche Fertigkeit im Lesen erlangte. Wie ein See, der, wenn sein Damm durchstochen ist, sein Wasser bald über alle benachbarte Fluren ergießt, so nahm jetzt der Geist des Knaben, nach Erkenntniß strebend, seinen Flug über die ganze, ihm bis dahin ver-

schlossene Welt des Wissens, welche aus alter Zeit noch in den Büchern fortlebte. Mit dem Lesen und Verstehen der deutschen Schriften, oder doch bald nachher, bahnte sich sein lernbegieriger Sinn auch den Weg und gewann die Kraft zum Lesen und Verstehen der lateinischen Bücher, deren Inhalt meist ein ernsterer, tiefer zu Gemüth gehender war, als jener der fränkischen Minnelieder und Heldensagen seines Zeitalters. Mit ungleich höherer Macht sprachen jetzt die Davidischen Psalmen und andere Lieder aus Israels Tempel seine Seele an, als die Lieder der Troubadours dies gethan hatten. Und welche Geschichte ritterlicher Thaten und Abentheuer kam an göttlicher Kraft und Würde dem Inhalt des Buches der Bücher gleich, das die großen Thaten Gottes im Licht einer ewigen Wahrheit beschreibt. Neben der Schule und Zucht des Geistes in seinem Innern versäumte übrigens der Knabe in seinem Heranreifen zum Alter des Jünglings auch die ritterlichen Uebungen des Leibes nicht. Er trieb diese mit solchem Erfolg, daß kaum ein anderer Altersgenosse in seinem Lande ihn, den Fürstensohn im Spiel der Waffen, so wie in den Künsten der Jagd übertraf. Beweise von Heldenmuth und Kraft im Kampfe mit den Feinden des Landes hatte er schon in einer Zeit gegeben, darin Andere zum Spannen des eisernen Bogens und zum Führen des Schlachtschwertes noch meist zu schwach sind.

Wenn aber mit solchen Kräften des Leibes auch die des übermächtigen Selbstgefühles erwachen wollten, wenn der innere königliche Geist mit dem eitlen, weltlichen Triebe der Gedanken und Aussichten seiner königlichen Abkunft in Kampf gerieth, da ward ihm, unter der Zucht des großen Gärtners, der Sieg des Geistes über das Fleisch erleichtert. Eine Demüthigung, welche sein ganzes königliches Haus, so

wie auch ihn hart traf, war es, als der gekrönte Erbe des Thrones, der älteste Bruder Adelbald, gegen die Gesetze Gottes und das Gebot der Kirche die Wittwe seines Vaters, Judith zum Weibe nahm. Doch hatte die herzliche Buße des schuldigen Ehepaares die Strafe und Schande von dem Königshause gewendet. Adelbald starb dann nach kurzer Regierung und der dritte der Brüder, Adelbright nahm den Thron in rechtmäßigen Besitz, den Antheil der Länder aber, welchen er besessen, erhielt der vierte Bruder Adelred.

Um eine ganze Stufe höher und näher war jetzt Alfred der Bestimmung gerückt, die er im vorahnenden Gefühl als die seines Lebens erkannte. Der etwa möglichen Selbsterhebung dieses Vorgefühles trat aber in seinem Innern ein schwer lastendes Gewicht entgegen, das ihn tiefer hinabzog, als das Selbstgefühl hinaufsteigen konnte.

Wenn zwei befreundete Wanderer einen gemeinsamen Weg im abendlichen Dunkel gehen, und der voranschreitende stürzt in einen Abgrund hinab, in welchen keine hülfreiche Menschenhand ihm nachklimmen kann, dann wird der andere, Nachfolgende nicht nur seine Schritte hemmen, sondern mit Furcht und Sorge jeden derselben überwachen, damit sein Fuß auf sicherem Boden bleibe. Die große Schuld und öffentliche Schande, in welche der königliche Bruder Adelbald durch seine blutschänderische Ehe gerathen war, mußte in dem Gemüth des frommen Alfred einen heilsamen Schrecken hervorrufen. Er selber schon in seinem frühen Alter fühlte sich öfters von Anwandlungen der sinnlichen Lust heftig bewegt. Das Beispiel seines Bruders hatte ihm die Augen geöffnet für die drohende Gefahr, in welche seine überkräftige, fleischliche Natur ihn führen konnte. In diesen Kämpfen hilft keine ritterliche Kraft, noch äußere Wehr und Waffe

zum Siege. Aber er hatte andere Waffen kennen gelernt, welche uns das Wort des Lebens in das Herz und in den Mund legt. Oftmals entfloh er dem Lager der nächtlichen Ruhe „bei dem ersten Hahnenschrei oder in Stunden tagender Frühe; eilte in die Kirche, warf sich nieder vor die Stufen des Altares und flehte inbrünstig zu Gott, daß er ihm eine Krankheit senden wolle, durch welche die wilden Gluthen unreiner Begierden in ihm gedämpft würden. Bald darauf ward er von einem sehr schmerzhaften Wehe befallen, das ihn dem Tode nahe brachte."[1] Auf sein kindliches Gebet wurde nach einigen Jahren dieser Pfahl im Fleisch von ihm genommen, der Jüngling genaß und erstarkte, bis er in späterer Zeit von Neuem in die Schule eines wenn auch nicht so lähmenden, doch hartnäckig anhaltenden leiblichen Schmerzens geführt wurde, damit sein Geist sich der hohen Gaben, die er empfing, nicht überheben möchte.

Nicht allein blieb es bei diesen tief in das Fleisch gehenden Schnitten, welche die Hand des Gärtners für das auserwählt edle Gewächs nöthig fand, das ein Baum des Lebens werden sollte, in dessen Schirm und Schatten die Aussaat eines künftigen Geschlechtes sein friedliches Gedeihen fand. Alfreds ganzes Wesen und Geschichte ist so innig verwachsen mit den gleichzeitigen Schicksalen seines Volkes, daß alle Freuden und Leiden, welche das Vaterland trafen, fast zunächst und zuerst auf den Mann eindrangen, welchen Gott zu einem Engel seiner hartbedrängten Gemeinde gesetzt hatte. Denn Alfreds Gefahren und Hoffnungen, so wie seine Bewahrungen, Rettungen und Siege waren die des ganzen damaligen Volkes in England und aller künftigen Geschlechter desselben.

[1] Alfreds des Großen Leben, von Frau Stollberg, XVIII, 2 (nach Asser).

Das allgemeine Wohl und Wehe war dem siebzehnjährigen Jüngling näher noch als vorher ans Herz gelegt, als im Jahr 866 sein Bruder Adelbright, der König gestorben war und nun Adelred den Thron bestieg. Denn dieser, nach dem letzten Willen seines Vaters übergab jetzt jenen Theil der Länder an den jüngeren Bruder Alfred, den er selber neben Adelbright beherrscht hatte. Als die beiden einzigen noch überlebenden Söhne aus König Adelwolfs Geschlecht sich die Hand reichten zum treuen Bunde für das gemeinsame Werk der Thaten und Kämpfe, da war eine Zeit, in welcher man mehr denn sonst die Todten seliger preisen mochte, als die Lebenden, wenn jene in solcher Weise zu ihrem Frieden eingegangen waren, wie der wahrhaft gute und edle königliche Bruder Adelbright. Für Englands Bewohner waren damals jene Tage der Trübsale gekommen, in denen Gott der Herr zu Gericht sitzet über ein ganzes mit Blutschulden beflecktes Volk und an ihm heimsuchet die alten Sünden der Väter, so wie ihrer der Zucht seiner Hand bedürftigen und würdigen Nachkommen. Was die heidnischen Angelsachsen an den früheren Besitzern des Landes, an den Britten verschuldet hatten, deren Blut ohne Ansehen des Geschlechtes und Alters sie ungerecht vergoßen, deren christliche Priester sie hinschlachteten, deren Kirchen und klösterliche Schulen sie zerstörten, das wurde jetzt in eben so schonungsloser Weise durch das Schwert der skandinavischen Seeräuber an ihnen gerochen. Unter dem allgemeinen Namen der Dänen begriff man jene Völkerschwärme aus der Heimath des nordischen Eisens; ein Geschlecht der Starken, das, so wie die Vögel ihren Schwingen, seinen Schiffen vertraute. Diese nahm es, wie die Schnecke ihr Haus, überall als schirmendes Obdach und Heimathsstätte mit sich an die

fremden Küsten, um da ein wehrlos wohnendes Volk zu vertilgen und zu berauben, oder wenn dasselbe zu kräftigem Widerstand sich aufmachte, ihre Schwingen — die Segel — zu erheben und anderswohin zu ziehen. Wie der geflügelte Raubvogel durch Schnelle der Bewegung, durch Kraft seiner scharfen Klauen obsiegt über das auf seinen Füßen gehende Thier der Felder und Wälder, so gelang dieses selbst den mordlustigen Schwärmen der Hunnen durch die Schnelle ihrer Rosse und leichten Waffen im Kampf mit den Deutschen, und noch mehr den leichtsegelnden Raubvögeln des Nordens in England. Ueber zwei Drittel des angelsächsischen Siebenreiches waren im Besitz der Dänen, deren kriegerischer Uebermuth durch die Rachsucht der Söhne des Ragnar Lodbrok zu helleren Flammen entzündet war. Die christlichen Kirchen, die Klöster mit ihren kostbaren Sammlungen der Bücher waren zerstört; das Land, von seinen alten Bewohnern entvölkert, ein Lustlager der Feinde über den Gräbern; die meisten Städte, auf ihren Gassen mit unbegrabenen Leichen bestreut, glichen einem verlassenen Vogelnest, darin keine Feder sich regt. Nur ein wahrhaft von Gott begeisterter Mann und Held im Glauben konnte damals sein Volk aus der Gefahr des allvertilgenden Verderbens retten.

Schien aber doch auch noch in anderer Weise, als durch das Schwert der Feinde, Gottes Hand schwer auf dem Volk zu lasten, als dieses im Jahr 869 von Hungersnoth und Seuche nach Zahlen von Tausenden aus seinem Elend dahingenommen wurde. Der heidnische Feind hatte kein Erbarmen mit dem von ihm zertretenen, in Noth und Hunger hinsterbenden Volke. Immer neue Schaaren der kühnen Seeräuber kamen vom Meere her, bedeckten das Land, dessen Früchte sie verzehrten. Wie der Schuß eines Jägers, der

aus den Tausenden der geflügelten Verderber, die sein Land verwüsten, einige tödtet, während die andern in die Luft sich erheben, um bald in verstärkter Schaar wiederzukehren, so erfolglos waren die Thaten des Schwertes, durch welche die beiden königlichen Brüder Adelred und Alfred einzelne Siege über die Dänen erkämpften. In einer dieser Schlachten empfing König Adelred die Todeswunde des Helden, an welcher er bald nachher (im Jahr 871) starb und Alfred, der jüngste unter fünfen der Brüder, selbst noch ein Jüngling von 22 Jahren, war jetzt der einige, rechtmäßige Erbe des väterlichen Thrones. Er war dieses nicht nur nach dem letzten Willen seines Vaters und nach der Stellung seiner Geburt allein, sondern nach dem laut und allgemein erklärten Verlangen des selbst noch in seinen vereinzelten Resten freudig kräftigen Volkes. Er nur allein, zweifelnd an dem ausreichenden Maß seiner jugendlichen Kraft, stand dem Verlangen der Menge entgegen, bis eine Versammlung der Weisen des Landes (Wittenagemot), bestehend aus den Bischöfen, Aebten, rechtskundigen Vätern und Edeln des Landes, einmüthig ihn zum Herrscher des Landes bestimmte und er dem Ausspruch folgend zu Winchester aus der Hand des Bischofs die Krone als eine Gabe empfing, die nach einem höheren Rathe ihm kam, als der menschliche ist.

Ein Schrecken von Gott schien in die übermächtigen und übermüthigen Feinde gekommen zu seyn, als diese nach der ersten Schlacht, in welche Alfred sein geschwächtes Heer bei Wilton gegen die Dänen führte, einen Friedensvertrag mit Alfred eingingen, in dessen Folge sie sein Land, Westsachsen räumten und nach Mercia zogen. Denn jene Schlacht bei Wilton war zwar durch ungewöhnliche Thaten der Tapferkeit

zuerst für Alfreds Heer siegreich gewesen, in ihren Folgen aber dennoch durch die Unbesonnenheit seiner siegestrunkenen Männer verloren gegangen, als diese in den an Zahl ihnen mächtig überlegenen Feind nachsetzend eindrangen. Eine Ruhe von fünf Jahren war jetzt dem jugendlichen Herrscher geworden, sein Geist aber ruhete nicht, sondern wendete sein ganzes Sinnen und Denken auf das einzige, wirksame Mittel zur Abwehr der Feinde, die in immer vermehrten neuen Schaaren England überflutheten. Dieses Mittel war der Bau einer Kriegsflotte. Daß der Gedanke hieran ein lebendiger Keim sey, welcher auch unter dem Schnee eines plötzlich eintretenden Nachwinters nicht umkam, erwies sich bald nachher. Denn schon im Jahr 876 brachen die Dänen bei Nacht aus Cambridge auf, und fielen, uneingedenk des früher abgeschlossenen Friedens in Alfreds Reich ein. Zwar trat dieser ihren gewaltigen, sich stets vermehrenden Heerhaufen in sieben Schlachten so kräftig entgegen, daß sie von Neuem Frieden mit ihm schloßen und aus seinem Reich abzuziehen versprachen. Treulos jedoch überfielen sie bei Nacht die sächsische Reiterei, tödteten die Krieger, raubten die Pferde und zogen dann nach Exeter. Während Alfred sie hier im engeren Kreise umschloß, zog er zugleich einen ungleich weiteren Kreis um ihre Macht, welcher ihren verheerenden Einfällen allmälig einen festen Damm entgegensetzte. Der Rath, diesen Feinden, deren Stärke in ihren Schiffen lag, eine gleich starke oder stärkere Macht der Schiffe entgegen zu setzen, war dem frommen König nicht wie ein beiläufiger Einfall aus Fleisch und Blut gekommen, sondern seinem Geist durch einen höheren Geist gegeben worden, der die Schicksale und das Wohl der Völker bedenkt. Dies bezeugte der auffallende Segen, der auf dem neubegonnenen Werke

des Königes lag. Denn obgleich Alfreds kleine Flotte nur der schwache Anfang einer künftigen Seemacht war, gelang es ihm dennoch, eine dänische Flotte von 120 Schiffen, welche neues Kriegsvolk zum Entsatz von Exeter nach England hinüberführen sollte, zu bewältigen. Daß es aber noch eine höhere Macht als die menschliche sey, die hier dem Sieg der Engländer seinen vollkommenen Ausgang gab, das zeigten bald hernach die Trümmer der feindlichen Schiffe, die der Sturm am Gestade zerschellt hatte, und die Leichname der Feinde, welche er an das Land warf, dem sie selber Tod und Verderben bringen wollten. Als aber jetzt das noch immer furchtbare Heer der Feinde zwar Exeter verließ und scheinbar einen Frieden einging mit Alfred, bald darauf aber sein Land und sein Volk mit Raub, Mord und Brand heimsuchte, da zog ein neues Wetter der Trübsal über dem Leben des jungen Herrschers auf. Wohin hatten alle seine Siege, seine von dem Feinde bewunderte Thaten der Tapferkeit ihn geführt? Das Heer seiner Tapfern war in jeder der blutigen Schlachten, durch jeden hinterlistigen Ueberfall der Feinde kleiner geworden; das Land durch Mord und Hungersnoth entvölkert, während die Schaaren der Dänen, unzählbar wie die Körnchen der Staubwolken, welche der Sturm vor sich her treibt, aus Nordosten herüberkamen in das verödete mit Todtengebeinen besäete Gefilde. Alfred von allen, er selber mehr als seine Schiffe und die Schwerter seiner Krieger, wurde jetzt noch von den Feinden gefürchtet; mit dem Fall dieses Einen war, so schien es, ganz England ihre sichere Beute. Hatten sich doch schon viele Sachsen aus ihrem Lande nach Frankreich und Wallis oder in Wälder und Gebirge geflüchtet, andere unter die dänische Herrschaft sich gebeugt. Alfred aber, in der Kleidung eines

Bauern, irrte als ein Flüchtling in seinem eigenen Lande herum, so daß ein großer Theil seines Volkes ihn als todt betrauerte. Während er jedoch als Knecht bei einem Hirten diente und in jeder andern Weise selbst durch Mangel an Brod, dessen letztes ihm übriges er mit einem Bettler getheilt hatte, zu den untersten Ständen seines Volkes erniedrigt war, hatte der Liebesrath des großen Gärtners, der diesen jungen Lebensbaum in besondere Zucht genommen, den höchsten Gipfel erreicht. Alfred, dieser seltene König, sollte und mußte mit seinem ganzen Volke, bis in die ärmsten Hütten desselben hinab verbrüdert und gleichartig werden; er mußte, wie sein tiefblickender Zeitgenosse Asser sagt, auch die letzten Spuren des Hanges abstreifen, sich über die Niedrigen in königlicher Vornehmheit zu erheben. Ein Zeichen von Gott selber ihm gegeben verkündete ihm, daß jetzt die rechte Stunde gekommen sey, als König und Held an die Spitze seines Volkes zu treten. Ein Häuflein seiner Getreuen, das unter der Führung des tapfern Grafen Oddun die Felsenburg Kinwith noch besetzt hielt, war von dem vornehmsten Heer der Feinde, das von Hubba, dem Sohne Ragnar Lodbroks geführt wurde, hart umlagert. Durch Hunger und Durst sollte es in den festen Mauern oder außerhalb dieser durch die Schwerter der hundertfach überlegenen Dänen vertilgt werden. Oddun aber, an einem frühen Morgen überfiel die in ihrem Kraftgefühl trunkenen, noch fest und sicher schlafenden Feinde, Hubba und fast alle seine Krieger wurden erschlagen, die durch Zauber, wie man meinte, unüberwindlich geschützte Heerfahne Reastan kam in die Hand der Sieger; ein neuer Schrecken von Gott ging durch alle im Lande stehenden und herumstreifenden Rotten der mörderischen Feinde.

Wer Alfreds Geschichte kennt, dessen Geiste wird noch jetzt der Felsen zu Brixton am (vormaligen) Walde Selwood, in Sommersetshire ein lautes Hosianna zurufen. Denn hier war es, wo Gott dem Helden, der Ihm vertraute, zur endlichen Ausführung seines großen Werkes das Gelingen gab. Dahin, an diesen Felsen hatte Alfred am schönen Pfingstfest 879 die Treuen im Lande durch heimliche Botschaft berufen; hier trat er, der von Vielen für todt gehalten, unter ihrem lauten Zujauchzen in die Mitte seiner Tapfern. Er selber war, als Harfenspieler verkleidet, alles durchspähend durch die Lager der in Sicherheit von ihrem Raube schwelgenden Feinde gegangen; wie ein Wolf die wiederkäuenden Böcke, überfiel er jetzt das von keiner Gefahr träumende Heer der Mordbrenner und Räuber. Diese, wie von Gideons Posaunen aufgescheucht und rathlos fielen unter dem Schwert ihrer Schlächter haufenweise dahin, selbst die Mauern der Burg, darein Einige mit ihrem König Guthrun sich geflüchtet, schienen ihnen nicht sicher genug, sie unterwarfen sich der Gnade des großen Alfred, traten zum Theil mit ihm in den Bund der Taufe.

Bei dieser, wie bei späterer Gelegenheit hat Alfred und mit ihm sein Volk gezeigt, was die Pflicht des Christen sey, wenn der überwundene Feind seine Vergebung und Gnade sucht, auch wenn derselbe ein Mörder vieler der Unsrigen war. Nicht Blutrache, noch Rache der beleidigten Ehre ziemt Denen, die Christus durch sein Blut aus der Tiefe ihres Verderbens und der ewigen Schande rettete, denn dieß sind Thaten der Heiden, und ein mächtigerer Bluträcher als der armselig menschliche, wird die Schuld nachsuchen, von einem Geschlecht der Mörder zum andern. Alfred nahm die durch seinen doppelten Sieg des Schwertes und des Evangeliums überwundenen Feinde als friedliche Unterthanen und Mitbürger auf.

Englands Retter und erhaltender Schutzengel, Alfred, war bei der entscheidenden Kriegsthat bei Eddington im Jahr 879, dreißig Jahre alt. Gott selber hatte ihn erst jetzt in seinem Königreich festgestellt und bestätigt. Obgleich die Zucht des Gärtners hier zu ihrem Ziel gekommen schien, ließ die Hand desselben mit ihrem, dem Fleische wehethuenden Wirken und Walten dennoch von ihrem Erwählten nicht ab. Seit den glänzend lieblichsten Tagen seiner Jugend, in denen er mit frischem Muth als Mitregent des Bruders die Zügel der königlichen Herrschaft in seine Hand bekommen und bald hernach als 19jähriger Jüngling in seiner Ehe mit der edlen, ihm gleichgesinnten Alswitha das höchste Glück häuslichen Lebens gefunden, war ihm ein Zuchtmeister gegen alle überwallende Erhebung des fleischlichen Selbstgefühles beigesellt worden: ein leiblicher Schmerz, dessen Sitz und Ursach die Aerzte nicht erkannten. Dieser durchdrang ihn oftmals, bei Tage wie bei Nacht plötzlich wie ein Pfeil und verließ ihn nur selten ganz. Solch ein leiblicher Schmerz, wie manche Leiden von außen, welche sein Volk und in diesem sein eigenes theilnehmendes Herz trafen, hatten auf seinen Geist die gleiche Wirkung, wie auf die Magnetnadel im Compaß die Erhebung vom Boden, auf welchem sie für sich selber, durch den Zug der Schwere darnieder gehalten, regungslos liegen bleiben würde. Und hier in seiner rechten, seinem Wesen angemessenen Freiheit, setzte sich sein wahrhaft königlicher Geist alsbald in jene Stellung zu dem Quell aller Kraft, alles Lebens, alles Guten, welche er unverrückbar fest beibehielt: zu Gott und seinem Wort. Selbst in bestimmten Stunden der Nacht erhob er sich zum Gebet in seiner kleinen Hauskapelle, und am Tage suchte er oft hier, in stiller Abgeschiedenheit das

Angesicht seines Herrn. Mitten in dem Thatendrang seines äußern Lebens fand er Zeit, sich mit dem Lesen des göttlichen Wortes und solcher menschlichen Werke, die von der Weisheit zeugten, welche von oben ist, zu beschäftigen. Und wie jede andere gute Gabe, so wollte er vor Allem diese mit seinem Volke theilen. Darum sorgte er mit eigener Hand, wie durch fremde Hände ohne Aufhören dafür, daß die Bücher der Offenbarung, so wie Werke der Menschenhand, die von dem Geist der ewigen Wahrheit durchdrungen sind, aus ihrer, dem Ohre des Volkes unvernehmbaren, fremden Sprache in angelsächsische Mundart übersetzt wurden. Ueberhaupt lag ihm selbst die Beförderung der wissenschaftlichen Bildung der Schulen unter seinem Volke sehr nahe und ernst am Herzen. Der Stengel der Wassernuß,[1] welche in ihren verschiedenen Arten Tausenden von Menschen eine wohlthuend nahrhafte Speise gibt, hat, so weit er im Wasser steht, in der Mitte seiner vieltheiligen, zarten, nur zum Einsaugen des Wassers gemachten Blättchen einen gleichmäßig rund geformten Stengel. Nach oben aber, in seinen verzweigten Enden, erweitert sich dieser, wie durch Anschwellung entstellt. Und was soll dieses? Es sollen diese Anschwellungen, welche die nach innen leeren Stengel leichter machen, den obersten, anders gestalteten, breiteren Blättern und den aus ihrer Mitte sich entfaltenden Blüthen und Früchten das Freiwerden und die Erhebung über das Wasser möglich machen und erleichtern. Ohne dieses würde das Licht von oben keine seiner neuen Schöpfungen zur Blüthe und zur fortzeugenden Frucht verwandeln können. So kann und soll auch die äußere, schulwissenschaftliche Bildung zuvörderst den Geist der Völker über den fleischlichen Zug

[1] Trapa natens.

nach unten erheben, damit die Magnetnadel frei ihre Angelpunkte aufsuchen und finden könne.

Wie zunächst in solcher geistigen Weise Alfred für das Heil und die Freiheit seines Volkes gesorgt hat, so that er es auch in leiblicher Weise. Aus einem Mitgefühl für sein Volk und sein Land sind alle die Thaten seines königlichen Wirkens hervorgegangen, denen Gott das Siegel, daß sie als von Ihm ausgingen, durch ihr oft unerwartet glückliches Gelingen aufdrückte. Eine Flotte zum Schutz der Küsten, ein stehendes Heer in dem Innern des Landes, erhoben England zu einer Macht unter den Völkern, welche Hastings kriegsmächtiger Eingriff in Alfreds friedlichen Aufbau nicht mehr vernichten konnte. Selbst mit den alten Bewohnern des Landes, mit den Britten schloß Alfred einen Bund des Friedens, der die gewesenen Feinde für immer mit seinem Volk vereinte und brüderlich verband. War es doch, als sey Alfreds Geiste ein prophetisches Hellgesicht in fernkünftige Zeiten seines Volkes aufgegangen, als er durch seine Gesandtschaft nach Indien ein Band mit dem fernwohnenden Volk des Ostens anknüpfte, das in späteren Tagen seine ganze Bedeutung erhalten hat. Aber dieses Ferngesicht war über alle Zeiten und Räume nach jener ewigen Heimath des Geistes gerichtet, dahin das Sehnen des großen Fürsten längst vorausgeeilt war. Als er, im Jahr 901, nach 30 Jahren von dem Thron der Herrscher und all den Mühen desselben abgerufen wurde zu dem Lohne und Frieden eines treuen Knechtes, da konnte er mit einem Hosianna scheiden, denn Gott sein Herr hatte Alles durch ihn und an ihm wohl und herrlich gemacht. Das Meisterwerk des großen Gärtners stehet als vollendeter Lebensbaum vor unsern Augen da.

24. Das Loblied der Welten.

Die Weisen des Alterthums reden von einer Harmonie der Sphären: von einer Musik, einem Gesang der Wandelsterne in dem Flug und Schwung auf ihren Bahnen. Wenn auch das Menschenohr das harmonisch tönende Saitenspiel des rastlos bewegten Weltalls nicht vernimmt, so erkennet doch der forschende Geist schon in der Anordnung der Bahnen und der Zeitmaße der Bewegungen der Wandelsterne und ihrer Monden die Zusammenstimmung aller einzelnen Sphären oder Saiten für die hehren Harmonien, deren Töne der allbewegende Finger des Meisters der Sphären in ihnen weckt.[1]

Der Sangvogel begleitet die Töne seiner Stimme mit dem Schlag der Flügel, welchen unser Auge siehet, das Ohr aber nicht vernimmt. Den Felsen, der von der Höhe seiner Gebirgswand sich ablöst, sehen wir herabstürzen ins Thal, hören das furchtbar laute, dumpfe Getöse seines Aufschlagens auf dem Boden, aber dieses Getöse ist kein Ton,

[1] Ausführlicher habe ich mich mit der harmonischen Zusammenstimmung der Naturverhältnisse des Planetensystems beschäftigt in meinem „Handbuch der Kosmologie" (Nürnberg bei Schrag, 1823), Abth. II., §. 31 bis 43.

sondern ein Schall. Von dem Schall überhaupt wissen wir, daß er in einer Sekunde der Zeit einen Raum von nahe 1024 Fuß durchläuft. Der ruhende Körper ist für uns lautlos still, nur der bewegte regt die Luftwellen zu der gleichen Bewegung auf, die unser Ohr vernimmt.

Damit aber der Schall zum eigentlichen Ton einer musikalischen Scala werden könne, muß sein Lauf durch das Zusammenwirken zweier Kräfte beflügelt seyn. Wenn der abgelöste Fels von seiner Felswand hinabstürzt in das Thal, da wird das laute Getöse seines Falles nur durch die eine Kraft der Schwere bewirkt, die den fallenden Körper hinabzieht zur Erde. Wenn aber der Finger eines Harfenspielers die festgespannte Saite anziehet und alsbald sie wieder aus seinem Zuge entläßt, da wird der Ton, den sie vernehmen lässet, durch zwei sich entgegentretende Kräfte hervorgerufen: durch den Zug des Fingers und durch die Haltkraft der gespannten Saite, welche diese in ihre gerade Richtung wieder hinüberschnellt. Bei den Tönen der Orgel oder eines andern blasenden Instrumentes ist es der kräftige Gegenhalt (Widerstand), welchen die mehr oder minder verengten, längeren oder kürzeren Schallröhren durch ihre Wände und Oeffnungen dem bewegten Strome der Luft entgegensetzen, welcher durch sie hindurchfährt. Das elastische Plättchen der Orgelpfeifen, welches durch die Kraft des Luftstoßes und die seiner eigenen Spannung bewegt in schneller Aufeinanderfolge die Oeffnungen abwechselnd aufthut und verschließt, erinnert, wenn auch nur entfernt, an den Bau und die Einrichtung der Luftröhre der vollkommeneren, tonfähigen Thiere, ja selbst an den Bau der menschlichen Stimmwerkzeuge. Das Zusammenwirken der beiden Kräfte, welches in der Stimme des athmenden Thieres zum unterscheidbaren

Ton wird, geht im Innern seines Leibes freilich nur aus schwingenden Bewegungen hervor, die für unser Auge unmerklich sind; wenn aber die menschliche Kunst aus der gespannten Saite oder aus dem Metallstab dieselben Töne hervorbringt, welche die Orgel anstimmt oder der Vogel singt, dann legt sie dem beobachtenden Auge das offen dar, was dort im Verborgenen geschieht. Wir erkennen dann, daß die Geschwindigkeit (die Zahl der Schwingungen in der gleichen Zeit) bei einer tönenden Saite oder bei einem Stabe von schwingkräftigem (elastischem) Metall, den Unterschied zwischen den höheren und tieferen Tönen begründe. So hat man berechnet, daß bei dem tiefsten Tone, den die Orgel anzustimmen vermag, in jeder Sekunde 16 Schwingungen oder Wellen in der Luft, deren jede 64 Fuß Länge hat, angeregt werden und zu unserem hörenden Ohr sich fortsetzen. Die Zahl der Schwingungen, welche der tiefste Baßton einer Männerstimme der umgebenden Luft mittheilt, wird in einer Sekunde zu 86, jene, welche dem höchsten Ton einer weiblichen Discantstimme entspricht, zu 1280 angegeben. Auf jede höhere Octave kommt die doppelte Zahl der Schwingungen. Während jedoch die menschliche Stimme, zusammengenommen bei beiden Geschlechtern noch nicht volle vier Octaven beherrscht, gehet der Bereich des Hörbaren für ein fein unterscheidendes Menschenohr noch ungleich weiter, bis auf 9 Octaven hinaus. Und wo der forschend nachgehende Gehörsinn mit seinen Berechnungen dem eilenden Gang des Bewegens der Luftwellen nicht mehr zu folgen vermag, da wollen die Wahrnehmungen des Auges dem berechnenden Verstand hülfreich zur Seite treten. Es ist dann nicht mehr die Zahl der irdischen Luftwellen, sondern die der Wellen des leuchtenden Aethers, zu deren Berechnung der forschende

Verstand sich erhebt. Wenn jedoch derselbe von einer Zahl der Schwingungen redet, durch welche der Lichtstrahl in unserem Auge die Erscheinung der rothen oder die der violetten Farbe hervorbringt, dann erkennt man bald, daß hier der nachrechnende Sinn mit dem Spiel seiner Zahlen in einer Region allein gelassen sey, in welcher ihn jeder sichere Anhalt der äußern Wahrnehmung verlassen hat. Aber die höhere Region eines geistigen Vernehmens stehet ihm offen, in welcher die Lehre von der Harmonie der Sphären, von dem Loblied der sichtbaren Welten besser verstanden wird, als in der Geschichte der hörbaren Töne und der sichtbaren Farben, mit welchen die Physik uns bekannt machet. Wir gehen hier mit den Worten einer uranfänglichen Weisheit Hand in Hand, welche höher ist, als die des klassischen Alterthums und der heidnischen Tempel.

* * *

„Die Himmel," so sagen jene Worte, „erzählen die Ehre Gottes" — „Lobet Ihn," so rufet das Wort den geschaffenen Welten zu, „Sonne und Mond und alle leuchtenden Sterne," — es verkündiget uns von einem „Lobgesang der Morgensterne."[1]

Die geheimnißvollen Gestalten der Cherubim im Allerheiligsten, mit ihrem gegen die Bundeslade hinabgebeugten Angesicht und mit ihren zum mächtigen Aufflug gerüsteten Flügeln sind ein erhabenes Gleichniß des wahren, aus der Tiefe kommenden, bis zum Throne aufsteigenden Gebetes. Die Wandelsterne, in dem Fluge durch ihre Bahnen geben uns im Reiche des Sichtbaren dasselbe Gleichniß. Denn

[1] Ps. 19, 2; 148, 3; Hiob 38, 1.

was ist der Lebensathem des wahren, rechten Gebetes, welches durch die Welt des Geschaffenen zu Gott dem Schöpfer hindurchdringet? Sein Aus- und Eingehen ist ein beständiges Beugen der Creatur vor ihrem Schöpfer und zugleich ein Aufsteigen der demuthsvollen Liebe zu Ihm. Betrachte daneben den Lauf der Wandelsterne in dem Kreise ihrer Bahnen. Das Fortschreiten des gehenden Menschen auf seinem Wege bestehet durch einen beständigen Wechsel des Niedersinkens zum Boden und der Wiedererhebung. Die Macht der allgemeinen Schwere ist es, welche den ganzen Leib und insbesondere beim Gehen den aufgehobenen Fuß hinabziehet nach dem Planeten, der ihn trägt, die eigene Lebenskraft des Muskels erhebt ihn zum Weiterschreiten auf seinem Pfade. Die Schwingungen der Luftwellen, welche der Ton erzeugt, sind für unser sinnliches Forschen noch mit Sicherheit erkennbar. Ungleich weniger sind dieß die Schwingungen der Wellen des Aethers, welche nach den Lehren der Physik der Lichtstrahl bei seiner prismatischen Zertheilung in die rothe oder violette Farbe hervorrufet. Bei dem Lauf der Weltkörper auf ihren Bahnen durchdringen sich ohne Aufhören und in einem für unser Wahrnehmen nicht unterscheidbaren Wechsel der Drang zur Beugung nach der anziehenden, herrschenden Macht, welche, als Sonne, in der Mitte der Bahnen thronet, und die Regung des Schwunges, durch welche das geschaffene Leben in eigener Kraft einhergehet. Beide kommen dem endlichen Wesen gleichzeitig aus demselben Quell: aus der Macht des Schöpfers, welche wie der Athem in eine lebende Brust, in die Creatur eingehet und aus ihr ausgehet. Denn der sie durchwirkende Zug der Schwere nach der herrschenden Mitte hin ist der eingehende, der Trieb zum Fortschwung ist der ausgehende

Athemzug. Bei den lebenden Geschöpfen unserer Sichtbarkeit steigert sich oder sinkt mit der Vollkommenheit und Kraft des Athmens zugleich auch die Vollkommenheit und Kraft des ganzen Wesens. So wächst auch bei den Weltkörpern das Maß der selbstständigen Fortbewegung auf der eigenen Bahn mit der Anregung, welche als Zug der Schwere aus der herrschenden Macht der Mitte kommt. Je näher an der Sonne, desto kräftiger und tiefer ist die Beugung der Wandelsterne nach dieser hin, desto kräftiger und schneller aber auch der Fortschwung ihrer eigenen Bewegung auf dem Weg der Bahn.

Diese Steigerung nach beiden Seiten hin folget einem augenfälligen, mathematisch genau abgewogenen Naturgesetze. Im Vergleich mit Uranus stehet Mercur über 49½ mal näher bei der Sonne; der Umkreis seiner Bahn ist um eben so viel kleiner, als jener der Uranusbahn. Während jedoch Uranus seinen Jahreslauf im Kreise auf dieser Bahn nur einmal zurücklegt, durchläuft Mercur seinen 49½ mal kürzeren nicht nur 49½, sondern 349 (genau 348,36) mal; denn so viel Jahre des Mercur gehen auf ein einziges Uranusjahr. Jener bewegt sich deßhalb mehr denn 7 mal (7,04) schneller auf dem Wege seiner Bahn fort, als dieser.[1] Der Kreis, den die Bahn des Mercur beschreibt, ist 49 mal kleiner, zugleich aber um eben so viel mehr von der Richtung abgebogen, welche der Fortschwung des Planeten für sich allein in die Weite des Weltraumes hinaus nehmen würde. Der Zug des Mercur nach der Sonne hin und, wenn man sich so ausdrücken will, der Fall dieses Planeten

[1] Uranus noch nicht ganz um eine, Mercur fast um sieben geographische Meilen in einer Secunde. (Man vergleiche meine oben erwähnte Schrift, S. 405 u. folg.)

von der Linie seines selbstständigen Laufes hinabwärts nach dem herrschenden Mittelpunkt seiner Bahn ist in jeder Sekunde der Zeit 49½ mal 49½ oder 2456 mal größer oder tiefer als der des Uranus in der gleichen Zeit. 2456 mal aber erscheint die Sonne auf Mercur größer an Oberflächeninhalt und um eben so viel stärker wirkt da ihre leuchtende Kraft, als auf Uranus. Vergleichen wir die eben genannten Zahlen in ihrem Werth gegen einander, dann finden wir, daß beiläufig die Geschwindigkeiten bei Uranus und Mercur im Fortrücken auf ihrer Bahn sich verhalten wie 1 zu 7; die Entfernungen von der Sonne wie 1 zu 7 mal 7; die Jahreslängen wie 1 zu 7 mal 7 mal 7 (7 mal 49); die Hinabbeugung nach der Sonne von der geraden Linie des Fortbewegens wie 1 zu 7 mal 7 mal, 7 mal 7 (49 mal 49). Dieselbe mathematische Anordnung wiederholt sich an den Zahlen aller Raum- und Zeitverhältnisse der Planeten.[1] Hier zeigt sich dem Blick unseres forschenden Geistes eine Tonleiter von unendlich höherer Art, als die Tonleiter, welche unser Ohr in den schnelleren oder langsameren Schwingungen der Luftwellen erkannt hat. Das ist eine Stimmung der Saiten zu einem Lied in höherem Chor, als die Lieder der Erdgeborenen sind.

Die harmonischen Laute des „Heilig, Heilig, Heilig," welche bei Tage wie bei Nacht aus den Bewegungen der Himmelssphären ertönen, vernimmt unser sterbliches Ohr nicht. Wenn aber der erwachte Geist durch das für ihn geöffnete Thor des irdischen Sinnes hinausblickt in diese hehren Kreise der geschaffenen Welten, dann erkennt er in ihnen, so wie sie wandeln, ein Bild der Cherubim, welche

[1] Man vergleiche das vorhin genannte Buch, S. 407.

tief anbetend den Thron umstehen und jeder Regung des Willens Dessen gehorchen, der auf dem Throne sitzt. Der Anblick dieser Mächte, deren Bewegen und Wandel der Gedanke eines beständigen Gebetes ist, kann allerdings im Geist des Menschen das Ahnden eines gleichen, tief sich beugenden und kräftig sich schwingenden Gebetes: die Andacht der Demuth wecken.

Der Sinn des Heidenthums hat die geistig anregende Macht dieses Anblickes empfunden; das Vorbild der Betenden hat in ihm einen Drang des Betens entzündet. Aber der Vorhang war ihm nicht gehoben; stehend im Vorhof beteten die Heiden nur die betenden Gestalten (die geschaffenen Gestirne) an, Den aber, welcher auf dem Thron sitzt und von Dem alle Geschaffenen im Reich der Himmel wie auf Erden im Geist und im Leibe sich beugen, kannten sie nicht.

Das Gleichniß vom Gebet, das in den Harmonieen der bewegten sichtbaren Sphären uns vor Augen liegt, läßt in uns, wie wenig andere, ein dämmerndes Licht aufgehen über den Rath des Schöpfers, den das Loblied der Morgensterne besang. Wir wissen, wir erkennen es, wozu auch wir gemacht sind und freuen uns des uns verheißenen Heiles. Ja, selig ist schon das Leben in der Zeit, wenn sein Innres, vor der Welt verborgenes Athmen ein beständiges Beugen der Demuth und zugleich ein Aufflug der kindlich feurigen Liebe vor Ihm und zu Ihm ist, der das Leben gab. Der Gang eines solchen Lebens ist ein ernster, stiller Wandel auf dem Weg Seiner Gebote und in der Zucht und Haltung Seiner Gnade. Denn wenn auch dieser Wandel, wie jener der Wandelsterne am sichtbaren Himmel je zuweilen Störungen erleiden muß, welche ihn hinweg-

ziehen von der Bahn, so ist doch selbst bei den Sternen die Macht, welche sie hält, siegreich stärker, als jene Störungen von außen, und sie werden bald wieder auf ihren Weg gelenkt, darauf sie ihren nach Raum und Zeit fest bestimmten Jahreslauf einhalten von seinem Anfang bis zu seinem Ende. Ungleich mehr noch als von dem Schatten gilt dasselbe von seinem Urbild.

25. Der lichtlose Aether und das leuchtende Gestirn.

Ist es nicht die Spannung der Saiten, welche dem Finger des Meisters, der die Harfe spielt, einen Widerstand entgegensetzt, den sein Zug überwinden muß? Und dennoch gibt der Meister selber den Saiten ihre feste Spannung, weil ohne diese und ihren Widerstand kein Ton laut würde. — Ist nicht das Reich jener unwägbaren Leiblichkeit, zu welchem die Kräfte des Magnetismus, der Elektricität, des Lichtes und der Aether selber, durch den und in dem sie wirken, gehören, ein höheres, als das der schweren, irdisch körperlichen Massen, aus denen der Planet bestehet? Und dennoch würde, wenn die planetarisch elementare Masse nicht wäre, kein leuchtender Stern am Himmel erscheinen. Denn der Aether an sich selber ist lichtlos und unerleuchtbar für den Strahl der Sonne, welcher erst da, wo er auf die dunkle planetarische Masse fällt, zum sichtbar leuchtenden, wärmenden und elementar bildenden Lichte wird. Wäre dieses nicht so, wäre der Aether auch nur in geringem Maße erleuchtbar, dann würde es für uns auf Erden keine Nacht geben; denn wie schon unser Luftkreis, noch lange nach dem Untergang der Sonne oder vor ihrem Aufgange

ein dämmerndes Licht in die niedere Region der Schatten streuet, so müßte der immer von der Sonne durchstrahlte Weltraum die ganze Nacht hindurch den Himmel so dämmernd hell machen, daß selbst um Mitternacht die meisten Sterne uns unsichtbar blieben. So aber würde ein irdisches Auge, wenn es sich mitten in jene lichtlose und unerleuchtete Weitung des Weltraumes und ihren Aether versetzen und hinstellen könnte, nach der Sonne gekehrt, vor sich zwar die blendend helle Scheibe dieser leuchtenden Welt, stehend auf dunkelschwarzem Himmelsgrunde erblicken, sobald es sich aber zur Seite oder von der Sonne hinwegwärts wendete, wäre ihm das Licht der Sonne entschwunden und es schauete vor sich nur den sternbedeckten, nächtlichen Himmel.[1] Schon von der Erde aus gesehen zeigen sich, namentlich am südlichen Sternenhimmel einzelne Stellen, welche dem Auge durch ihre eigenthümliche, dunkelschwarze Färbung auffallen. Es sind dieß solche offen und unausgefüllt gelassene Strecken, durch welche wir in den sternleeren, lichtlosen Himmelsraum hinausschauen.

Dieses Gleichniß von dem Weltraum und Aether, welcher wie ein bergender Mutterleib den Freuden des Lichtes und der wohlthätig anregenden Wärme verschlossen erscheint, mag uns nach dem Maße unseres erdgeborenen Verständnisses die Wahrheit der Worte beleuchten, daß „die Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes sey."

[1] Man vergleiche mein Buch: „das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf Erden," S. 108.

26. Die Kometen.

Die Gleichnisse der sichtbaren Körperwelt, darin uns die Urbilder im Reiche des Geistigen abgespiegelt werden, regen in uns nicht nur Gedanken und Gefühle des Trostes und der Freude, sondern eben so oft auch die der Furcht und der Schrecken an. Das Bewegen der Wandelsterne in ihren der Kreisferne nicht zu fern stehenden Bahnen, kann uns ein Gleichniß seyn von dem Wandel der treuen Liebe eines Dieners zu seinem Herrn, welche zwar niemals Den, welchen sie liebt, aus ihren Augen verliert und von dem Ruf seiner Stimme sich entfernt, welcher jedoch Stunden kommen eines vertraulicheren Verkehres mit Dem, den ihre Seele liebt, Stunden der Erquickung vor seinem Angesicht, in deren Kraft sie dann freudig und neugestärkt weiter gehet auf dem Wege der Gebote ihres Herrn. Aber jene Stunden wechseln mit andern, denn auch der Weg der Treue führt durch Zeiten des Sommers wie des Winters, der Sonnennähe wie der Sonnenferne hindurch.

Den wahren Wandelsternen gegenüber treten jedoch in die Sphären des niemals verstummenden Lobliedes der Welten andere Erscheinungen am Sternhimmel herein, welche dem Chor jener Sänger fremd sind: die Kometen. Unheimlich

bleiche Nebelgebilde, welche zwar auch die Macht Dessen, von welchem alles Leben und Seyn der Geschaffenen ausgehet, zu seinem leiblichen Abbild, der Sonne hinziehet, die aber von ihrem Lichte bald wieder zur Finsterniß eilen, damit diese sie decke, zum Dunkel, damit dieses sie verberge. Denn zu ihrem Herannahen an das Angesicht des abbildlichen Thrones werden sie nur durch die Gewalt Dessen gezogen, ohne welchen das kreatürliche Seyn nicht bestehen kann. Wenn sie aber vor diesem Angesicht kund geworden als das, was sie sind: als ein Dunst, in welchen ihr Wesen zerfließt, dann fliehen sie alsbald aus seiner Nähe hinweg und hinaus in ihre Wohnung der Nacht.

Der Komet, welcher im Jahr 1680 vor den Augen vieler Völker der Erde als ein Schreckbild an den Sternen des Himmels vorüberzog, wurde in eine Nähe zu der leuchtenden Sonne hingeführt, in welche keiner der Wandelsterne jemals zu ihr hintritt. Denn während selbst Mercur in seiner nächsten Nähe an der Sonne noch immer mehr denn 6 Millionen Meilen von dieser entfernt stehet, kam der Komet noch um 200 mal näher an diese heran, dahin, wo für ein sehendes Auge die Scheibe der Sonne mit ihrem Rande vom Punkte des Aufgangs bis über den des Mittags hinaufraget. Wäre das Wesen der Kometen von gleicher Art, als das der Erde, wären dieselben nicht nur einer Beleuchtung, sondern eines gleichen Warmwerdens durch die Strahlen der Sonne fähig, dann würde ihn in solcher Nähe an dieser eine der Berechnung nach 2000fach größere Hitze durchglüht haben, als die des glühenden Eisens ist. Aber für solche Fremdlinge im lichten Chor der Sphären hat die Sonne nicht durch das Licht und die Wärme, sondern durch die Uebergewalt ihrer anziehenden Masse eine

wahre Bedeutung. Denn selbst das Licht, das sie von der Sonne empfangen, ist an ihnen ein schnell vergängliches, wie bei dem Kometen von 1843, welcher einen Tag nach seiner Berührung der Sonne selbst in den hellen Mittagsstunden am Himmel sichtbar war, dieser Glanz, welcher fast sonnenartig erschien, so schnell wieder abnahm, daß er kaum dem matten Schein der kleinsten Sterne glich.

Ist doch ein Hauptzug in der Naturart dieser Halbwesen des Weltgebäudes ihre Abwendung, ihre Flucht vor dem Licht der Sonne, so wie das Widerstreben ihrer eigenen Theile gegen die Herrschaft einer alle zusammenhaltenden Mitte. Bei dem Kometen von 1680 steigerte sich die Eile, in welcher er der Nähe der Sonne entwich, zu einer Geschwindigkeit von 53 Meilen in jeder Sekunde, mithin zu einer fast dreizehnfachen der Bahnbewegung der Erde. Aber bald hatte er sich der zwingenden Gewalt der Herrscherin entrissen; er entfloh ihren Strahlen in eine Ferne hinaus, in welche die Strahlen der Sonne nur schwach hineindämmern. Wenn er dann zuletzt auf seiner Flucht, der Berechnung nach dahin kommt, wo sein Entfliehen ein Ende hat und wo der Trieb des Fortbewegens, soll er nicht ganz erlöschen, von Neuem zu seinem Quell: der Sonne sich wenden muß, da hat er eine Gränze erreicht, welche 853 mal weiter von der Sonne abliegt, als die Bahn der Erde. Eine Gränze, welche die Sonne nur noch mit dem Lichte eines nächtlichen Sternes bescheint. Dort ist sein Gang auf der Bahn nicht mehr ein Flug der Meilen, sondern nur der Schritt eines Elephanten unter der Last der eigenen Fleischesmasse und der ihm aufgeladenen Bürde; ein schnell laufender Mensch könnte ihn begleiten. Wenn aber auch dieser Gang, je näher nach der Mitte hin, von Neuem sich

beschleunigt, wird dennoch ein Umlauf dieses Kometen von einer seiner Sonnennähen bis zur andern über 8800 Erdenjahre dauern. (Bei dem von 1811 über 3000, bei dem von 1822 über 5000 Jahr.)

Aber was ist für den Kometen das Licht der Sonne? Gleich einem Kakerlaken, der vor ihr seine Augen verschließt, verhüllt er sich vor ihren Strahlen in seinen Nebel, dem vielleicht ein eigenthümlicher phosphorischer Schimmer inwohnen mag. Und wenn auch bei manchen Kometen das Licht, welches sie von der Sonne empfingen, in der Nähe von dieser dem Glanz der Wandelsterne nahe kam, so war es doch von so kurzem Bestand, als der Widerschein einer brennenden, eilig vorübergetragenen Fackel im Wasser eines Teiches. Denn auch jene Kometen, deren scheinbarer Kern größer und hellglänzender erschien, als der eines hellen Wandelsternes, entschwanden, wenn sie die Nähe der Sonne und der Erde verließen, lichtlos aus dem Auge der Beobachter.

Und wie gesellt sich hier die tiefste, äußerste Ohnmacht und Nichtigkeit zu der scheinbar ungeheuren Macht und Größe, in welcher die Kometen durch das Firmament gegen die Sonne herantreten! Was sind die Größen der Kugeln der beiden Riesen unter den Wandelsternen: des Jupiter und Saturn gegen die Größe der Dunstkugel eines solchen Kometen, wie der von 1807 war, dessen Durchmesser der Berechnung nach mehr denn 60000 Meilen maß. Und scheint es nicht, als wollte die großthuende Erscheinung der Kometen selbst die eigentliche Größe der Sonne mit ihren Lichthüllen noch in der Ausdehnung ihres Zodiakallichtkreises überbieten? Denn der am nächtlichen Himmel weithinstrahlende Schweif des großen Kometen von 1680 dehnte sich

nach mäßigster Berechnung über einen Raum von 10 Millionen Meilen aus. Die Größe des Schweifes bei dem Kometen von 1811 wird auf 15, bei dem von 1769 zu 40 Millionen Meilen berechnet. Aber so groß auch die Macht eines solchen Schweifes uns vor Augen tritt, ist sie dennoch nur ein leuchtender Dunst, der vor der Sonne fliehet wie eine Seifenblase vor dem Hauch des Mundes, denn dieser flackernde Lichtstrom gehet meist nur von der Seite der Dunsthülle aus, die von der Sonne abgekehrt ist.[1]

Wenn wir durch ein gutes Fernrohr in die räthselhafte Gestaltung eines Kometen hineinblicken, da wandelt uns öfters ein unheimliches Gefühl an. Nirgends ein sicherer, ruhiger Bestand. Will sich unser Blick an dem festhalten, was ihm als ein fester, solider Kern erscheint, dann ergeht es ihm wie einem Wanderer, den sein Weg über die dünne Eisdecke eines Sumpfes führt, die bei jedem Schritt unter dem Fuß zusammenbricht. Denn was von dem bloßen Auge für den Rand einer festen Scheibe gehalten wurde, das ist schon durch ein mittelmäßiges Fernrohr gesehen nur ein etwas dichterer Theil der Dunsthülle, und je besser das Fernrohr ist, desto kleiner wird das Maß des scheinbaren Kernes im Verhältniß zur Dunsthülle. Ja, zuletzt führt uns die Beobachtung solcher uns nahe kommenden Kometen, durch deren scheinbaren Kern die Sterne des Himmels hindurchschimmern, an denen sie vorüber ziehen, zu dem Schlusse, daß in der Gestalt des Kometen gar keine eigentliche, festbleibende Mitte, sondern nur ein Zusammenfluß von Elementen einer uns unbekannten Art sey, deren keines eine

[1] Man sehe über diese und andere hieher gehörige Thatsachen mein kleines „Lehrbuch der Sternkunde“ (Frankfurt bei Zimmer) in der Ausgabe von 1857.

ruhende Stätte hat, sondern die in einer beständigen Gegen-einander-Bewegung begriffen sind. Bleibt sich doch auch die Ausdehnung der Dunsthülle, so wie die des Schweifes von einem Tag der Beobachtung zum andern nicht gleich; eine rege Einbildungskraft könnte uns, in die Nähe des unstät flackernden Schweifes versetzt, an das Krachen und Knistern der Flammen erinnern, welche aus vulkanischer Tiefe empor-steigen und in wirbelnder Bewegung sich wieder hinab-stürzen.

Und mit welchem Element unserer planetarischen Leib-lichkeit sollen wir jene Elemente vergleichen, die in der wandelbaren Schattengestalt des Kometen ihr Spiel treiben? Wo wird in der Sprache unserer nächsten Sichtbarkeit der Reim zu diesen gefunden? Wäre das Element der Kometen von der Natur auch unserer leichtesten Gewölke, dann würde es wie dieses die Sterne verhüllen; wäre es auch nur von der Art unserer reinen, ungetrübten Luft, dann müßte es durch eine Brechung der Strahlen der hindurchschimmernden Sterne sich verrathen. Beides geschieht nicht und der be-rechnende Verstand sieht sich zu dem Urtheil gedrungen: daß die Dunstmasse der Kometen aus disparaten (von einander gesonderten) Theilen oder gleichsam Tropfen bestehe, wie die Züge der Meteorsteine, welche zuweilen gleich Bienenschwär-men das nächtliche Dunkel des Himmels durchziehen. Jeder der disparaten Theile will da etwas für sich selber seyn; einer tobt gegen den andern, alle gegen das Werden einer festbestehenden, herrschenden Mitte. Da ist nirgends Ord-nung und Frieden, und nur eine Allmacht, welche dem Seyn alles Geschaffenen die Kraft seines Bestehens gibt, hält die Trümmer der Zerrüttung wie mit Banden der Furcht bei einander.

So ist die Natur der Kometen nach allen Richtungen hin das Bild eines innern Unfriedens, einer Zersetzung der Einzelnheiten einer nur scheinbaren Gemeinschaft der Dinge. Schon in der Richtung der fast parabolischen Bahnen gibt sich ein Streben kund, das sich einer höheren, herrschenden Mitte ganz entreißen möchte, und welche Auflösungen und neue Zusammengesellungen im innern Kreise dieser Wesen des prunkenden Scheines sich zutragen, das kommt nicht zur Kunde unserer Beobachtungen.

Das Gleichniß der Kometen findet seine Deutung in jenen Menschenseelen, welche von dem Lichte, das gekommen ist, um ihnen das Leben der Ewigkeit zu geben, zwar in vorübergehender Weise erleuchtet, nicht aber in lebendig anregender Weise erwärmt, sondern nur hinweggestoßen werden. Seelen, nach ihrem Dünkel größer denn alle andern, ja groß und selbstmächtig wie Gott, welche die Finsterniß mehr lieben, als das Licht und deßhalb vor diesem entfliehen. Seelen, in denen niemals ein wahrer Frieden noch feststehende Ordnung ihre Stätte finden und welche, wenn sie mit andern Seelen ihrer Art in Gemeinschaft sich zusammengesellen, in stetem Kampfe gegen einander toben, bis der Arm des Richters dem Toben ein Ende setzt.

27. Das Gleichniß von der Sonne.

Für kein anderes Gleichniß, das uns im Buche der sichtbaren Werke Gottes vor Augen gelegt ist, hat uns das Buch der Offenbarung eine höhere Deutung und Auslegung gegeben, als für das herrliche Gestirn des Tages. Sie, die Sonne vor allen ist es, welche von der Ehre Gottes zeuget, von welcher ein Tag zu dem andern redet, und welche eine Nacht der andern verkündet. In ihrem sichtbaren Erscheinen ist sie das Bild eines Bräutigams, welcher ausgehet aus seiner Kammer und freuet sich wie ein Held, zu laufen den Weg nach den Enden des Himmels. Gott der Herr selber wird uns genannt als Sonne und Schild; Er, der Herr, dessen Angesicht der Seher der Geheimnisse der Ewigkeit leuchten sah gleich der hellen Sonne, führet den Namen „Sonne der Gerechtigkeit."

Welches andere Wesen unter den sichtbar Geschaffenen kann aber auch herrlicher, größer und stärker an Macht, segenbringender für alle Kreaturen seines Reiches seyn, als die Sonne. Könnte unser beobachtender Sinn mit dem täglichen Schwunge der Erde um ihre Axe das Licht der Sonne in seinen Auf- und Niedergängen über das ganze Rund des Planeten begleiten, wie mächtig groß und gewaltig würde

ihm seine Erde mit den Höhen und Tiefen ihrer Länder, mit ihren Strömen und Meeren, wie schön im Schmuck ihrer Natur erscheinen. Ihr Umfang von 5400 geographischen Meilen ist so groß, daß ein Wind, welcher mit der Geschwindigkeit eines im Schritte gehenden Mannes von Ost nach West seinen Lauf nähme, wenn diese Geschwindigkeit eine beständige, ausdauernde wäre, erst nach dem Verlauf eines ganzen Jahres um die Erde herum wieder zu dem Orte kommen kömmen könnte, von welchem er ausfuhr. Denn der Raum, welchen ein im Schritte gehender Mann auf seinem Wege durchmißt, entspricht vollkommen jenem Raum, welchen die Erde in derselben Zeit auf ihrer Bahn um die Sonne durchläuft.[1] In mächtigerer Größe als die Erde stehen schon Jupiter und Saturn unter den Wandelsternen da. Denn der Umfang des Jupiter würde von einer Kraft, die sich mit der Geschwindigkeit eines gehenden Mannes bewegte, erst nach länger denn drei und ein halb Jahren, der des Saturn in fast drei Erdejahren durchmessen und an Rauminhalt seiner Kugel übertrifft Jupiter 1491, Saturn 772 mal die Kugel der Erde. Auch Uranus und Neptun stehen als 86 und 76 mal größere Kugeln unserer Erde ansehnlich voran.

Aber wie ein König selbst über die vornehmsten seiner Diener, so erhebt sich die Sonne über jene mächtigsten ihrer Wandelsterne. Der Umfang ihrer Kugel ist so groß, daß ein Bewegen von der Schnelligkeit eines im Schritte gehenden Mannes erst nach 112 Erdenjahren den Weg um dieselbe zurücklegen würde. Die Oberfläche der Sonnenkugel ist zwölftausend fünfhundert und siebenundfünfzigmal größer als

[1] Man sehe hierüber mein Buch: „Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf Erden,“ S. 225.

die unserer Erde mit all ihren Ländern und Meeren; an Rauminhalt übertrifft die Sonne um fast anderthalb Millionen mal (1415225) unsre Erde. Auch in ihrer Masse überwiegt die Sonne die Masse des Jupiter 1048 mal, die des Saturn von lockererem Gefüge gegen 3500 mal. Ja wenn auch alle Planeten und Monde unseres Sonnensystems zu einem gemeinsamen Weltkörper zusammenflößen, dann würde diese Gesammtkugel noch um 583 mal kleiner, an Masse 720 mal geringer seyn, als die Sonne, und die ganze Schaar jener Weltkörper würde in einer Sphäre von dem Umkreis der Sonne noch als ein nahe zusammengedrängter Sternhaufen Raum finden.

Wie in der Größe ihrer leiblichen Gestalt, so stehet das Herrscherreich der Sonne an Ausdehnung weit über dem Herrscherkreis der einzelnen Wandelsterne. Zu dem Herrschaftsgebiet unserer Erde gehört der Mond. Seine Entfernung vom Mittelpunkt der Erde misset 51800 Meilen; ein Raum, der mit der fortwährenden Geschwindigkeit eines gehenden Mannes in wenig mehr denn 9½ Erdenjahren durchmessen werden könnte. Die Entfernung aber der Erde von der Sonne beträgt mehr denn 20½ Millionen Meilen, ein Raum, der von einer solchen Menschengeschwindigkeit erst in 3830 Jahren durchlaufen würde. Und welch ein kleiner Theil des Herrschergebietes der Sonne ist der Umfang der Erdbahn, wenn man die Ausdehnung von jenem nach den Sonnenfernen auch nur der von unsrer Erde aus beobachteten Kometen berechnet. Und wer vermag die äußersten Grenzen zu erforschen, bis zu denen das Licht der Sonne, sey es auch nur gleich dem eines Sternes hindurchdringt. Dieses Licht aber, das die Sonne unermeßbar weit in die Räume der Sichtbarkeit ausstrahlt, ist kein in jener Weise von

außen empfangenes Leuchten, wie das des Mondes und der Wandelsterne, sondern es ist ein selbständiges, auf und über ihr wohnendes, in dessen Herrlichkeit ihr für sich selber dunkler Körper wie in einem Gewand einher gehet.

Schon in allen diesen Eigenschaften: der Größe, der anziehenden und haltenden Zugkraft ihrer Masse und in der Anordnung ihres Herrscherreiches erscheint uns die Sonne unter den Kreaturen der Sichtbarkeit als das würdigste, herrlichste Abbild einer allmächtigen, allerhaltenden, anordnenden Schöpferkraft, welche Odem und Leben weckt, wohin ihre Strahlen fallen.

Von den Gewaltigsten unter seinen Geschöpfen, von den Cherubim, den dienenden Kräften an Gottes Thron heißt es: sie hatten keine Ruhe Tag und Nacht und sprachen: Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allmächtige, der da war und der da ist und der da kommt. So befindet sich alles Geschaffene, auch die hehre Sonne in einem beständigen Bewegen aus dem Seyn, welches war, durch das, welches ist, ohne Stillstand in jenes, das da kommt. Denn die Sonne, welcher die frühere Erkenntniß und Betrachtung der Natur so gern eine ungestörte Ruhe auf ihrem Herrscherthron vergönnt hätte, bewegt sich ohne Ruhe bei Tag und Nacht aus einem Anfang, der ohne Aufhören bei seinem Mittel und Ende stehet. Wie unsere Erde im Verlauf ihrer einzelnen Tage, rollt sie mit dem Umschwung um ihre Axe auf einer Bahn durch den Weltenraum, deren Mitte in die Gegend des Siebengestirnes zu fallen scheint. Ein solcher Umschwung oder Tag der Sonne hat, von der Erde aus gesehen, nahe die Länge eines siderischen Monates ($27\frac{1}{2}$ Erdentage), an sich selber aber die Dauer von $25\frac{1}{2}$ Tagen. Welches aber ist der Quell der Bekräftigung,

wo stehet der Morgenstern, welcher der Sonne am Anfang jedes ihrer Tage aufgehet, oder der Abendstern, der ihr leuchtet?

Von den Jahresläufen, welche die Sonne auf ihrer Bahn durch den Weltenraum zurückleget, kann man nur sagen: wer mag ihre Länge ausreden und berechnen? Die Geschwindigkeit der Fortbewegung der Sonne übertrifft selbst die des schnellsten Läufers unter den Wandelsternen: des Mercur, denn sie ist zu 7½ Meile in jeder Secunde, zu 3600 Meilen an jedem Erdentage berechnet. Wunderbar aber und unbegreiflich für unsre Sinnen ist es, daß die Sonne alle die Weltkörper ihres Systemes auf ihrem Flug durch den Weltraum so mit sich nimmt, wie ein Adler sein Junges, das er auf seinen Flügeln trägt. Denn diese alle, die sonnennäheren wie die fernern und fernsten bleiben, durch den Sturmwind jenes Bewegens unberührt, unverrückbar fest auf ihren Bahnen, obgleich der Flug, den sie mit ihrer Herrscherin der Sonne in jeder Zeit und Stunde machen, ein weiterer und schnellerer ist, als der Gang auf ihrer eigenen Bahn um die Sonne. Schon Uranus wird gleichwie auf den Flügeln einer mütterlichen Kraft siebenmal weiter in jeder Secunde durch den Sternenhimmel getragen, als sein eigner Gang auf der Bahn um die Sonne ihn führt. Aber schon die Bewegungen unseres Mondes um seine Erde und seine Sonne zugleich stellen uns ein ähnliches Räthsel vor die Sinne. Denn sein Umschwung um die Erde durchmißt in jeder Minute nur eine Strecke von 8 Meilen, während der Raum, durch welchen er sich mit seiner Erde zugleich und von ihr getragen auf der Bahn um die Sonne bewegt, in derselben Zeit über eine Weite von 241 Meilen beträgt. Es erinnert uns diese tägliche

That der Sonne an allen Welten ihres Herrschergebietes an die That, welche Israels Gott und Hüter an seinem erwählten Volke gethan hat, von welcher der Spruch redet: Er breitete seine Fittige aus; er nahm und trug sie auf seinen Flügeln (5 Mos. 32 V. 11).

So bleibe der Sonne ihre Ehre und ihr Ruhm, in unserer Sichtbarkeit ein Schattenbild ihres Schöpfers und Gottes zu seyn, aber sie trägt noch das Siegel eines andern Gleichnisses mit Ihm, dem Herrn unserem Gott.

Fragen wir den gemeinen Augenschein, wo steht die Sonne, stehet sie über dir und deiner Hütte, als ein Oberes, oder stehet sie unter deiner Hütte und der Erde, welche die Hütte trägt, als ein Unteres? Die Antwort wird ohne Bedenken lauten: die Sonne ist ein Oberes, das über meinem Haupte stehet und über dasselbe dahin gehet, ein Licht, dessen wärmende und erhaltende Strahlen von oben her auf mich und meine Erde fallen.

Und dennoch läßt sich dem sichern Augenschein ein Bedenken entgegenstellen. Selbst der Boden der Erdoberfläche, auf welchem unsere Füße stehen und gehen, noch mehr aber der tiefere Grund, auf welchem das Dach der Oberfläche ruhet und am meisten der Mittelpunkt des Planeten selber sind für uns nicht ein Oberes, sondern ein Unteres. Der Mond allerdings mag für uns Bewohner der Erde mit Recht ein Oberes heißen, denn er stehet noch weiter (noch höher) als wir über dem, was für uns das Unterste ist, über dem Mittelpunkt der Erde. Wie der Fels, der etwa neben unsrer Hütte steht, mit dem täglichen Umschwung des Planeten um diesen Mittelpunkt sich bewegt, so umkreiset der Mond eben denselben in der Zeit seines vierwöchentlichen eigenen Tages. Darum ist für den Mond nicht nur die

unterste Tiefe, sondern der ganze Körper der Erde ein Unteres, obgleich von dem Monde aus gesehen die Erde hoch über am Himmelsgewölbe steht, wie uns, von der Erde aus gesehen, die Sonne und alle Gestirne.

Ist nun das Verhältniß der Sonne zu all den Welten, die sich um sie bewegen und welche sie mit sich führet durch die Räume der Welten, ein anderes, als jenes zwischen Mond und Erde? Zeigt es uns nicht der unwidersprechlich sichere Augenschein, daß für die Ringgewölbe, die sich über die Kugel des Saturn rundum ziehen, die Tiefe, um die sie sich kreisend bewegen, in dem Körper ihres Planeten liege, obgleich einem beobachtenden Auge, wenn ein solches von der wunderbaren Veste der Ringe herabblickte auf den Saturn, dieser sich ihm als eine hoch am Himmel stehende, im Sonnenlicht glänzende Kugel darstellen würde. Die Bahnen der Wandelsterne um die Sonne sind freilich keine solche fest geschlossenen Sphären, wie die Ringgewölbe des Saturn, aber in jeder Stellung des Planeten auf seiner Bahn ist diesem die Sonne eine mächtige, tragende Tiefe, über welche sein Bahnlauf hoch sich dahin ziehet, wie die Schritte des gehenden Menschen auf dem Flächengewölbe seiner Erde. Und denoch ist und bleibt die herrliche Sonne für jeden Wandelstern ihres Reiches, während sie ihn gleich einer dienenden Magd auf ihren Armen trägt und bewegt, zugleich eine herrschende Königin und Mutter, von welcher Leben, Licht und Kraft, Ordnung und Wohlseyn über all die Ihrigen ausgehet; eine Herrscherin, hoch erhaben in der Kraft und Herrlichkeit ihres Wesens über all die Weltenstäublein und Erden, die unter ihrem Gesetz bestehen und wandeln.

Und ist nicht auch in dieser ihrer doppelten, herrschen-

den und dienenden Stellung zu den Genossen ihres Reiches die Sonne ein Gleichniß des Menschensohnes, dessen Gewalt eine ewige ist, die nicht vergehet und dessen Königreich kein Ende hat.[1] Ein Gleichniß dessen, welcher, obgleich Schöpfer und Herrscher aller Welten, dennoch in Knechtsgestalt in unsre Welt kam, um nicht sich dienen zu lassen, sondern daß er diene und den Seinen sich dahin gebe.[2]

An dem Wesen der Sonne selber, so wie sich dasselbe unsern Sinnen darstellt, ist eine Doppelheit der Naturen zu erkennen. Der untere, eigentliche Körper derselben, durch dessen Gewicht und Masse sie alle Weltkörper ihres Systemes in ihren Bahnen hält und bewegt, ist von der Natur dieser Körper selber, schwer und nächtlich dunkel, wie unsere Erde es ist, wenn die Sonne sie nicht bescheint. Diese dunkle Leiblichkeit aber ist von einem Gewand des Lichtes überkleidet, das von oben her, aus einem höheren Urquell des Lichtes kommend, sie erleuchtet, sie zu einem Träger machet, durch dessen Vermittlung alle Welten ihres Reiches das Leben empfangen, das im Lichte ist.

Die Sonne war seit Jahrtausenden für das Menschenauge ein Gegenstand der Bewunderung gewesen, durch die Erfindung und den Gebrauch der Fernröhre trat zu der Bewunderung auch eine Verwunderung hinzu. Selbst an der Sonne, dem Vorbild des reinsten Lichtes unserer sichtbaren Welt, wollte jetzt, geschärft durch das astronomische Brillenglas, die Kritik des Auges Flecken bemerken, in deren Bewegung sich eine Bewegung der Sonne selber verrieth, welche man für das einzig Stillstehende in der Mitte ihrer Welten gehalten hatte. Aber das, was man für Flecken

[1] Daniel 7, 13. 14.
[2] Matth. 20, 28.

im Lichte oder für Schlacken gehalten hatte, die auf dem Feuermeer der geschmolzenen Sonnenmasse schwömmen, waren dieses beides nicht, sondern Zerreißungen, Oeffnungen in der Lichthülle, welche den Sonnenkörper mit blendender Helle umgibt. Durch diese örtlichen, stellenweisen Oeffnungen war der künstlich geschärften Sehkraft des Auges ein Hinabblicken auf den eigentlichen, festen Sonnenkörper möglich geworden. Die Oberfläche von diesem ist für sich selber eben so dunkel, als die Oberfläche der Planeten; sie wird nur von oben her durch das Gewölbe der Lichtsphäre beleuchtet, das sich bis zu einer Höhe von etwa 500 Meilen über sie ausbreitet. Zwischen dem leuchtenden Element der obersten Sphäre und dem planetarischen Kern scheint sich noch eine dünnere Zwischenregion zu finden, in welcher das Helle mit dem Dunkeln, die höhere Natur der Sonne mit der niedern des Planetarischen sich mischet; man vergleicht diese Zwischenregion mit der Atmosphäre, welche unsere Erde umgibt und die selbst zur Erzeugung von Wolken sich eignet. Der unter beiden Regionen gelegene, eigentliche, feste Kern mag, wie einige Beobachtungen dies vermuthen ließen, seine bergartigen Höhen und thalähnlichen Tiefen haben.

Außer der obersten, dichteren Lichthülle hat man sich bei der Beobachtung totaler Sonnenfinsternisse von dem Daseyn einer noch höheren, feineren Dunsthülle der Sonne überzeugt, die ihren Körper nach allen Seiten umgibt, und deren schwaches Licht, von der Tageshelle überstrahlt, für unser Auge unsichtbar wird.

Eine solche außergewöhnliche Erscheinung, welche etwa nur im Verlaufe ganzer Menschenalter bei vollkommenen Sonnenfinsternissen beobachtet werden könnte, ist das Zodiakallicht nicht. Denn dieses kann von jedem gesunden Menschen-

auge zweimal im Jahre in hellen Nächten gesehen werden: einmal Abends nach Sonnenuntergang in der Zeit des Frühlingsanfanges, das anderemal früh vor Sonnenaufgang in der Zeit des Herbstesanfanges. In der reinen, meist heitern Luft zwischen den Wendekreisen und ihren Nachbarländern fällt es am deutlichsten und klarsten ins Auge. Aber auch uns zeigt sich das Zodiakallicht als ein ganz eigenthümlich weißer Lichtschein, welcher gleich dem ätherisch zarten Umriß eines kegelförmigen Berges mit seinem breiteren Fuß auf der Region der eben untergegangenen oder bald aufgehenden Sonne ruhet, seinen Gipfel aber, in der Richtung des Thierkreises bis zur Höhe des Himmelsäquators erhebt. Man hat die Gestalt dieses in seinem ganzen Wesen geheimnißvollen Lichtgebildes mit der Gestalt einer Pyramide verglichen. Das ist ein Name, welcher an die ältesten, in ihrer Bestimmung räthselhaft merkwürdigen Bauwerke der Menschenhand erinnert. Wer jedoch die Lichtpyramide des Zodiakallichtes mit aufmerksamem Geist ins Auge faßte, der hat ein Bauwerk von höherer Art gesehen, das an Bedeutung alle Pyramiden und Obelisken der Erde unvergleichbar weit unter sich lässet. Das Zodiakallicht stehet, wie der Augenschein lehret, in naher Beziehung mit der Sphäre des Sonnenäquators; von der eigentlichen, lichtstrahlenden Atmosphäre der Sonne mag es jedoch eben so weit verschieden seyn, als die elektromagnetischen Strömungen, die von den Polen der Erde ausgehen und sich begegnen, von der Luft und den Winden unseres irdischen Dunstkreises, oder das Nordlicht von dem Tageslicht, das die Sonne im Wolkenhimmel abspiegelt. Schon von der Erde aus gesehen läßt sich das Zodiakallicht als ein Meteor der höheren Ordnung erkennen, das gleichzeitig und fortwährend von der innersten

Tiefe bis zu den fernen Höhen des Sonnensystems aufsteiget. Denn bis über die Grenzen der Marsbahn hinaus dämmert uns noch ein Lichtschimmer des großartigen kosmischen Meteores in das Auge. Verschieden wie die polarische Anregung der Magnetnadel von der Bewegung der Wolken und Winde, ist von der erleuchtenden und wärmenden Wirksamkeit der Sonne die Anregung der Planeten zu dem Schwung um die Axe und auf ihrer Bahn nach der einhelligen Richtung von West nach Ost.

Die Kraft, welche von dem Erdinnern ausgehend die Magnetnadel anregt, gibt sich dem Auge als Meteor einer tieferen Ordnung im Nordlichte kund. Was dieses in seinem engeren Kreise für jenen Gesammtzug des Bewegens ist, der von dem Ur- und Grundelement des Erdinnern: dem Eisen ausgehend jedes ihm gleichartige Element durchdringt, das mag das Zodiakallicht für den gemeinsamen Fortschwung nach Osten seyn, welcher von dem Innern der Sonne ausgehend alle Welten ihres Gebietes in Kreisen dahinführt, über deren rastlosem Bewegen ein unwandelbares Stillestehen und Ruhen der Pole waltet.

Nach einer Vorstellung der älteren Naturkunde sollte die Sonne der Gluthofen eines niemals verlöschenden Feuers seyn, auf dessen in der Hitze zerflossenen Elementen andere noch ungeschmolzene oder zu Schlacken gewordene Massen emporsteigen, die sich unserem Auge als dunkle Flecken darstellen. Schon die Entdeckung, daß nicht der eigentliche, feste Weltkörper der Sonne, der von planetarischer Natur seyn mag, das Licht ausströme, sondern daß dieses aus einer leuchtenden Dunsthülle komme, die ihn, wie der Luftkreis die Erde umgibt, hatte einer andern Ansicht über das Wesen der Sonne Raum gemacht. Allerdings gehet von

unsern heimathlichen Gluth- und Schmelzöfen, deren Flamme durch ein irdisch brennbares Element genährt wird, Licht und Wärme aus, und jene Flamme selber gleichet dem Bild des Phönix, dessen Fortleben nur aus der Vernichtung und Asche des alten Elementes aufsteigt. Die Forschungen und Erfahrungen der neueren Naturkunde haben uns jedoch ein andres Feuer kennen gelehrt, welches aus dem Wechselverkehr polarisch verschiedener (z. B. elektromagnetischer) Gegensätze hervorbricht. Die inwohnende (gebundene) Kraft dieses Feuers wird in den verschiedenen Polen erst dann wirksam und lebendig, wenn der eine dem andern entgegentritt, mit ihm in nähern oder fernern Verkehr kommt. Der Strom dieses Feuers kann ein stiller, friedlich verlaufender seyn, gleich dem Bewegen der leichten, zarten Wölkchen, welche weit über dem Scheitel der höchsten Gebirge der Erde, in der verdünnten Luft dahin schweben; er kann jedoch auch in der niedern Region der irdisch elementaren Verbindungen und Zersetzungen, gleich den Gewitterwolken zu einem zerstörenden und vernichtenden werden.

28. Die drei Naturkräfte des Lichtes.

Die Strahlen des Sonnenlichtes zeigen sich zunächst als eine farblose, einfache Helle. Wenn wir in bekannter Weise dieses einfache Licht durch ein dreieckig geschliffenes, klar durchsichtiges Glas (das Prisma) in den dunklen Raum hereinfallen lassen, dann entsteht vor unsern Augen aus dem ungeschiedenen Einen (dem weißen Strahl) eine Welt des Vielen, aus der Einheit eine Mannigfaltigkeit der Farben. Entsprechend den sieben Grundtönen der hörbaren Harmonieen, erkannte Newtons Scharfblick sieben Grundfarben der irdisch sichtbaren Natur in dem Regenbogen an, wie in dem Abbild von diesem, welches das Prisma uns vor Augen stellt. Die Tonreihe der sieben Grundfarben beginnt mit einem Roth, das von seinem dunkleren Saume aus immer heller werdend in das Orange, dieses ins Gelbe übergeht, welches allmälig in den Ton des Grünen, dieser in den des Blauen sich hinüberzieht. Dem Himmelblau folgt ein nur leise angedeutetes Indigoblau und der letzte Ton der Scala, das Violette nähert sich von neuem, durch eine Beimischung des Rothen dem ersten Ton der Octave, steht jedoch an Helle allen andern Farben des Regenbogens nach.

Lassen wir vor der Hand die Beantwortung der Frage, ob wirklich sieben oder ob nur sechs Farben im prismatischen Farbenbild sind, eben so in Ungewißheit schweben, als jene über die Sechs- oder Siebenzahl der Sterne in dem Bild der Plejaden und wenden wir uns hin zu der Betrachtung einer Verschiedenheit der Kräfte des Lichtstrahles, welche sich an und in der prismatischen Farbenscala mit großer Sicherheit nachweisen läßt.

Wenn man die zur Aufnahme des photographischen Bildes zubereitete Platte mit ihrem Jodsilber-Anlauf dem rothen Strahl des prismatischen Farbenbildes ausstellt, dann bemerkt man, daß dieser Strahl gar keine Wirkung darauf habe; die Platte oder das Papier mit seinem Jodsilberanflug bleiben eben so unverändert, als ob sie in einem dunkeln Kasten lägen. Bringt man aber dagegen ein Blatt dünnes Papier, das man auf der einen Seite durch rußige Dämpfe geschwärzt und mit dieser Seite auf ein Brett aufgezogen und auf der weißen Seite mit starkem Weingeist benetzt hat, dann bemerkt man deutlich, daß die Feuchtigkeit des Papiers am schnellsten am rothen, am langsamsten am violetten Strahl vertrockne. Daraus wird erkannt, daß der rothe Strahl im vorzüglichsten Maße ein Träger der wärmenden Kraft des Sonnenlichtes sey, denn die Wärme ist es, welche das schnelle Austrocknen bewirkt.

Man kann sich von dieser vorzugsweise erwärmenden Kraft des rothen Strahles noch mehr überzeugen, wenn man sich ein Prisma aus klarem, wasserhellen Steinsalz fertigt. Denn das Salz läßt die Wärmestrahlen am ungeschwächtesten durch sich hindurchgehen, indem es dabei, weit mehr als das Glas, kalt bleibt. Ein solches Prisma von Steinsalz zerlegt nicht nur eben so gut als das gläserne den Sonnen-

strahl in seine Regenbogenfarben, sondern es läßt an ihm zunächst eine wärmende und eine nicht wärmende Seite unterscheiden. Denn an einem sehr empfindlichen Wärmemesser kann man bemerken, daß während unter dem violetten Strahl die Temperatur ganz dieselbe bleibt, wie in dem umgebenden Raum des ungeheizten Zimmers, sie nach dem rothen Strahl hin und noch über seine Gränze am Farbenbilde hinaus immer höher steige.

Wenn wir in der Aufeinanderfolge der Farbenstreifen des Prismas oder des Regenbogens von dem Rothen zum Violetten weiter gehen, bemerken wir, daß der violette, indigofarbene und blaue Strahl die geringste Helligkeit haben. Auch im grünen zeigt sich noch eine nur wenig erhellende Kraft. Diese steigert sich jedoch alsbald im gelben zu ihrem, im Vergleich mit den andern Streifen höchsten Grade und ist auch im orangefarbenen Strahl noch viel größer als im rothen. Die Träger der erleuchtenden Kraft des Lichtes sind demnach der gelbe und nächst ihm der orangefarbene Streifen; beide ungleich mehr als der rothe, oder der wärmende Strahl.

Schon vorhin war die Rede von einer dritten Kraft und Wirkung des Lichtes, welche unmittelbarer noch als die Helligkeit und als die Wärme auf die Verbindung und Zersetzung der irdischen Elemente, auf ihre Gestaltung und Auflösung gerichtet ist. Die außerordentliche Empfindlichkeit, namentlich der Jodsilberverbindungen für den zersetzenden Einfluß des Lichtes ist bekannt. Eben so die Wirkung des Tageslichtes auf eine Mischung von trockenem Chlorgas und Wasserstoffgas in ihrer allmäligen Verbindung zur Salzsäure. Auf das Jodsilber, so sahen wir oben, hat der rothe Strahl des prismatischen Farbenbildes gar keinen verändernden

Einfluß. Auch an den orangefarbenen und gelben, obgleich das Licht sich in ihnen am hellsten zeigt, läßt sich noch keine chemisch zersetzende Einwirkung bemerken. Im grünen Strahle, gegen den blauen hin fängt die chemische Kraft des Lichtes an zu erwachen. Doch wird sie von dem Gegengewicht der mehr noch erhellenden Kraft so in einem schwankenden Fortbewegen erhalten, daß vielleicht deßhalb die grüne Farbe der Gewächse auf den photographischen Bildern so schwer und unvollkommen in festen Umrissen sich auffassen läßt. Aber in dem blauen Strahl und noch mehr in dem violetten, ja noch über die Grenzen von diesen in das farblose Dunkel hinaus gehet die Auflösung in auffallend kräftiger Weise von statten, und eben so geschieht hier die Verbindung der beiden vorhin erwähnten Gasarten zur Salzsäure in merklich größerer Schnelligkeit, als im gewöhnlichen Tageslicht.

Ein gleiches Hinausgehen über den vom Farbenstrahl beleuchteten Raum in den farblosen Grund wird dann auch an der entgegengesetzten Seite der prismatischen Farbenscala an der erwärmenden Kraft des rothen Streifen bemerkt. Die Erwärmung durch das rothfarbige Licht wird noch in einer Entfernung von seiner sichtbaren Begränzung wahrgenommen, welche dem dritten Theile der Ausdehnung des ganzen prismatischen Farbenbildes gleichkommt.

Diese Dreiheit der Kräfte und Wirkungen des Lichtes, das uns zunächst als eine ungetheilte Einheit erscheint, kann uns wohl ein Gleichniß unseres eigenen Wesens seyn. Wenn seine Farbenstrahlen im prismatischen Farbenbild mit den drei Naturkräften des ursprünglichen, sichtbaren Lichtes sich anthun, dann bleibt zwar die erleuchtende Wirkung, durch welche das Licht zum Lichte wird, durch alle die sieben Farbenstreifen die eigentlich wesentlichste. Denn wo gar kein

Licht mehr ist, da gibt es auch keine Farbe. Dennoch ist es vor allen andern der gelbe Strahl, welcher der Träger und Mittelpunkt der erhellenden Macht des Lichtes ist. Diese Macht entspricht im Menschen jener des erkennenden Geistes, der aus dem geistigen Urlicht, aus Gott kommt. Der rothe, wärmende Strahl entspricht der Seele, mit ihren belebenden, empfindenden Kräften, welche im Triebe des verlangenden Willens sich bewegen; der violette Strahl ist ein Abbild der leiblich bildenden, in dem irdischen Element waltenden Lebenskraft. Die letztere hat selbst die Pflanze, die zweite das Thier mit dem Menschen gemein.

Nicht nur die (chemische) Wirksamkeit des violetten, sondern auch die belebend erwärmende des rothen Strahles erstrecken sich noch weit hinaus über die Grenze des Farbenbildes, das der erhellende Lichtstrahl erzeugt, wie die elementar bildende Lebenskraft und die fleischlich empfindende und anregende Seele in ein Dunkel der wandelbaren, sterblichen Natur.

Und wohl uns, wenn die Wärme des rothen Strahles in uns zu einer Liebe von ganzem Herzen, ganzem Gemüth und allen Kräften sich verklärt und das fortwährende Bewegen unserer verlangenden Seele zu einem solchen wird, von welchem das Lied der Wandelsterne uns zeuget und singt. Mag dann der violette Strahl in uns immer sein Werk in frischer Kraft treiben, seine Last wird uns zu dem Zuge nach der unwandelbaren Mitte, aus welcher alles Leben kommt. Auch der rothe Strahl mag mit seinem Bewegen weit in die Mitwelt aller Lebenden und alles Leiblichen hinausgehen, sein Mitgefühl wird, wohin es ihn auch führen möge, immer durchdrungen seyn von den Kräften der rechten, göttlichen Mitte.

29. Die Photographie.[1]

Die Kunstwerke, welche die Menschenhand, in der Kraft des sie belebenden Geistes, hervorbringt, sind wohl hoher Ehren werth, vornämlich wenn der Geist, der dem Künstler die Hand führt, ein guter, von oben kommender ist. Aber die Kunstwerke der Menschenhand bedürfen zu ihrer Anfertigung und Vollendung nicht nur gar vieler Geschicklichkeit und Mühe, sondern auch sehr vieler Stunden und Tage des Lebens eines Menschen.

Denken wir zunächst nur an die Aufgabe eines Malers, welcher ein recht gutes, treues Bild von einer Landschaft darstellen will, in deren Mitte eine Stadt mit ihren Mauern, Thürmen und andern Gebäuden liegt. Wie manchen mühsam genauen Strich muß dieser mit seinem Zeichenstift oder Pinsel machen, ehe er nur eine ihm näher vor Augen stehende altgothische Kirche mit ihren Thürmen und allen an ihrem Portal und Außenwänden angebrachten Zierathen auf sein Papier oder seine Leinwand bringt. Und wenn er dazu

[1] Man sehe die genauere Beschreibung des künstlichen Verfahrens, dessen sich die Photographie zu Erzeugung ihrer Bilder bedient, in meinem Buche: „Spiegel der Natur," 2. Aufl., Cap. 55. S. 376 u. folg.

auch noch irgend eine interessante Gruppe oder einzelne Figuren von Menschen aufnehmen möchte, die sich eben in dem Augenblick, da er die Kirche zeichnete, in ihrer Nähe befanden, da wird die Schwierigkeit seiner Kunstaufgabe eine noch viel größere. Was hätte er darum geben mögen, wenn die lebenden Menschen, deren Zusammenkommen gerade in solcher Stellung seinen Augen so wohl that, so lange still stehend geblieben wären, bis er sie, wenn auch vorläufig, nur im flüchtigen Umriß hätte aufzeichnen können. Aber dazu gab es keine Gelegenheit, denn nach wenig Minuten waren sie aus ihrer anfänglichen Stellung gewichen; ehe der Künstler den Umriß nur von einem auffassen konnte, waren sie alle, der eine dahin, der andere dorthin aus einander gegangen. In unserem Innern gibt es freilich eine geistige Tafel, darauf die Eindrücke auf die äußeren Sinne, wenn sie von lebenskräftiger Art sind, so bleibende Züge hinterlassen, daß oft der eine Augenblick die Dauer eines Menschenlebens empfängt. Das ist die Kraft der Erinnerung und des Gedächtnisses. Welcher Freund jener höheren Augenlust, die uns die Kunst gewährt, sollte dem Traumbild der Orientalen nicht eine Wirklichkeit wünschen: dem Traumbild von dem Daseyn und der hülfreichen Macht der Dschennin: jener Luftgeister, die nach dem Wunsch und Befehl eines Salomo in wenig Augenblicken Werke der bauenden, bildenden Kunst hinstellten, deren Mauern und Säulen keine Macht der Jahrtausende hinwegräumen konnte.

Und das Traumbild ist zur Erfüllung gekommen: die Kunst des Menschen hat eine solche Macht der Dschennin in ihren Dienst genommen, durch welche sie den Genuß eines Augenblickes, darin die Herrlichkeit des sichtbaren Wesens sie umleuchtete, für künftige Zeiten festhalten kann.

Nicht nur auf eine geistige Tafel der Erinnerungen, die für andere Augen verborgen, nur der eigene Geist im Menschen siehet, sondern für ein ganzes mitlebendes und künftiges Geschlecht, auf eine für Jedermann sichtbare, äußere Tafel baut diese neue Kunst der Dschennin ihr Werk auf, das noch in einem späteren Jahrhundert die Lust vieler Augen seyn kann.

„Siehe da," so wird vielleicht der Urenkel des Greises, der in der Mitte eines solchen Bildes vor Augen steht, zu seinem Enkel sagen, „das war das Zimmer meines Urgroßvaters, unseres Ahnherrn, und hier steht sein eigenes Bild, so wie es in dem Augenblick aussah, darin er seine Arme gegen den schönen Jüngling, meinen Großvater ausbreitet, den er als todt betrauert hatte, und welcher jetzt, unerwartet, frisch und gesund gegen ihn hintritt. Die dort an dem kleinen Fenster mit runden Scheiben sitzt und in deren Mienen und geöffnetem Munde man den süßen Schrecken und Ausruf der Freude errathen kann, war deine Urgroßmutter, die ich auch noch, freilich nicht mehr in so jugendlicher Gestalt, als sie hier im Bilde hat, gekannt habe; die Jungfrau wie die Kinder in uralter Tracht, die staunend um den Vater und seinen ihm wiedergeschenkten Sohn herumstehen, sind die jüngeren Geschwister meines Großvaters."

Aber sollte denn das wirklich Alles so genau richtig auf dem Bilde dargestellt seyn, wie du mir sagst? Das, wie mir scheint, kleine Zimmer, mit den vielerlei mir unbekannten Geräthschaften; das hölzerne Spielzeug dort am Boden, bei dem kleinen Knaben; die Geberden, welche dieser macht; der Hund, welcher freudig an dem Knie des Großvaters sich anlehnt und zu ihm hinaufschaut; sollten Strich vor Strich genau so gemacht seyn, wie sie damals sich zeigten?"

„Alles,“ so würde der Vorzeiger des Bildes dem fragenden Knaben antworten, „stand, saß, lehnte sich, oder hing an der Wand gerade so, wie du's im Bilde siehest, in dem Augenblick, wo mein von Allen für todt gehaltener Großvater, nach mehr als dreijähriger Abwesenheit in das Zimmer hereintrat. Das Bild ist ursprünglich als Photographie aufgenommen, und dann auf mancherlei Weise vervielfältigt worden. Denn wenn das Licht die Bilder der sichtbaren Dinge, welche es beleuchtet, hinein in einen Spiegel strahlen läßt, der sie rein und treu auffaßt, da kann es nicht lügen noch irren.

Worin die Kunst der Photographie bestehe, welcher Mittel sie sich bedient, um ihre Bilder auf eine Tafel von Metall, von Papier oder anderer Art zu bringen, das ist so bekannt, daß jeder darnach Fragende es wissen und mit Augen sehen kann. Auch haben wir in einigen Zügen schon oben (S. 214) darauf hingedeutet. Anders aber als uns und unsern Zeitgenossen würde es noch vor wenig Menschenaltern einem Freunde der Kunst ergangen seyn, wenn man ihm ein Werk der ihm noch ganz unbekannten photographischen Kunst vor Augen hingestellt und ihn gefragt hätte, in wie viel Zeit, nach seiner ohngefähren Schätzung eine Zeichnung solcher Art durch eine fleißige Künstlerhand gefertigt seyn könne?

Da hat man etwa in Paris ein photographisches Bild von Konstantinopel gesehen, das in der Zeit aufgenommen war, in welcher die verbündeten Heere in der Krim und bei Konstantinopel ihre Lager hatten. Man sah auf jenem Bilde in weitester Ausdehnung die Hauptstadt des türkischen Reiches, mit ihren Moscheen, Minarets und Palästen, wie mit dem Gehäuse ihrer kleineren Wohngebäude und Hütten.

Gegenüber der eigentlichen Hauptstadt die Vorstädte Pera und Galata. Könnte man sich dahin, in die Nähe des Begräbnißplatzes unter den Cypressen stellen, bei denen das Bild abgespiegelt wurde, und dort dasselbe, in all seinen einzelnen Theilen mit dem natürlichen Original vergleichen, das vor Augen läge, dann würde man kaum einen augenfälligen Zug von diesem in der Nachbildung der photographischen Tafel vermissen.

Aber außer den feststehenden Zügen des Originals, die man noch eben so wie damals als das Bild entstand, treulich in diesem abgespiegelt sehen könnte, sind in diesem noch andere Erscheinungen aufgenommen, welche, vielleicht für immer, nur einmal in jenem Augenblick und in solcher Zusammenstellung statt fanden, darin ihr Bild in den Spiegel fiel. Abgesehen von den Gruppen der weidenden oder am Boden liegenden Kameele mit ihren Treibern und Führern, welche mit ihren Waarenladungen nicht selten aus Süden und Osten nach Konstantinopel kommen, sieht man Gegenstände in der photographischen Zeichnung, die sich neben der türkischen Hauptstadt fast eben so wunderseltsam ausnehmen, als eine Winterlandschaft mit einer Schlittenfahrt der Lappländer im Schatten eines tropischen Mimosenwaldes. Denn ein Heer bewaffneter Franzosen, zu einem Manöver friedlich aufgestellt, zur Seite und hinter den Reihen der Soldaten die Buden und Tische der französischen Markedenterinnen hat man weder vor noch nachher hier bei den Wohnsitzen der Türken und ihren neugierig zuschauenden Schaaren gesehen. —

„Acht Monate wenigstens," so würde ein mit der Kunst der Photographie unbekannter Künstler geurtheilt haben, „mag der fleißige, geschickte Zeichner dieses Bildes bei seiner Arbeit

gesessen seyn, bis er sie zu Ende brachte. Und wenig andere Künstler würden ihm sein unvergleichlich reiches Kunststück nachgemacht haben. Denn je sorgfältiger und genauer man die Zeichnung betrachtet, desto mehr muß man die treue Ausführung aller Theile bis ins Kleinste bewundern und die naturgemäße, wenn auch oft überraschende Stellung und Zusammenordnung der Figuren und ihrer Gruppen. Um so mehr, da diese lebende und in ihren Stellungen veränderliche Welt, wie leicht begreiflich, nur eigene Erfindung des Künstlers seyn konnte, nicht die Nachbildung eines wirklich angeschauten Feststehenden, wie die der Moscheen und Minarets."

Sagte man dann dem ehrenwerthen Fremdling oder Neuling in dem Reich der Entdeckungen, durch welches die Naturwissenschaft unserer Tage das Gebiet ihrer früheren Herrschaft erweitert hat, daß der Künstler, welcher das Bild fertigte, ein Wesen ohne Hände und Füße: das Licht gewesen sey, welches nicht wie die Menschenhand zur Vollendung ihres Werkes Monate, Tage und Stunden, sondern nur eines Augenblickes bedurft habe. Machte man es ihm begreiflich, daß nicht nur die wahre Gestalt der Hügel und der menschlichen Gebäude, in ihrer wahrhaften Gestalt und Ebenmäßigkeit, sondern auch die Figuren und Gruppen der Kameele, der in Reihe und Glied stehenden Soldaten und müßigen Zuschauer wahr und getreu so dargestellt seyen, wie sie in dem Augenblick, darin der Spiegel ihr Bild aufnahm, im Lichte der Sonne dastanden, sollte da nicht die empfangene Belehrung dem denkenden Geist einen weiteren Aufschwung geben?

Allerdings kann die Betrachtung des natürlichen Wunders der Photographie an jedem von uns dieselbe Kraft erweisen;

kann unserem Denken einen Aufschwung geben von dem geschaffenen unserem Auge sichtbaren Lichte zu seinem Schöpfer und Erzeuger, dessen Gewand das Licht, ja dessen Wesen selber ein Licht ist, in welchem keine Finsterniß gefunden wird. Er, welcher spricht, und was er sagt, das geschieht und stehet da, wird in den Thaten seiner Allmacht, wenn er will, noch viel weniger an das Maß unserer Zeiten gebunden seyn, als das kreatürliche Licht bei dem Werk seiner photographischen Schöpfungen. Es ist aber das Ende der Wege und des Rathschlusses unseres Gottes, daß sein Wort zur Leiblichkeit werde. Seine außer und über aller Zeit stehende Schöpfung gestaltete sich zu einem unter dem Gesetz der Zeit stehenden Werke der fortgehenden Erzeugung der leiblich erschaffenen Dinge, aus einem Samen, welcher keimet, aufwächset, sich fortpflanzet und vergeht.

Die Werke der Photographie, neben den ihnen etwa ähnlichen Werken der Menschenhand, stehen in einem ähnlichen Verhältniß zu einander, wie die anfängliche Schöpfung zu der Erhaltung und Fortzeugung der geschaffenen, sichtbaren Leiblichkeit. Das Licht der Sonne beleuchtet und erwärmt noch immer, wie in der Tage Anfang in einem und demselben Augenblick die ganze Welt der sichtbar geschaffenen Dinge: das Reich der Gewächse, der Thiere und der Menschen, während der Wald der Bäume, die Schaaren der Thiere nicht in einem Augenblick, sondern im längeren Verlauf ihrer Entwicklung in seinen belebenden Strahlen gedeihen. So bezeugt sie auch noch immer in ihrer ersten, wundervollen Weise die Macht des Schöpfers, von welchem es heißt: „wie Er spricht, so geschiehet es, wenn Er gebeut, so stehet es da.“

Wer die rechte Kraft des lebendigen Wortes kennt und

dieselbe zu üben versteht,[1] der weiß, daß es so ist. Daneben aber gehet auch das Werk der fortwährenden Verleiblichung nach Zeit und Stunden seinen Weg, und Gottes unsichtbare Hand gibt für die rechte Stunde den rechten Rath und die rechte That. Es findet sich auch hier ein Wirken, das von oben her, aus dem Schöpfer kommt, mit einem andern, das von unten her aus der Kreatur hervorgehet und den Kräften des Strahles von oben zugänglich, für sie empfänglich ist, eben so beisammen, wie in dem Werk der Photographie das Licht, dessen Abglanz aus der beleuchteten Welt in den Spiegel fällt mit dem chemisch zubereiteten Element, in welchem dieser Abglanz mit seinen Lichtpunkten und ihren Schatten zur festbleibenden Gestalt wird.

[1] Man vergleiche die 24. Parabel.

30. Das Zeugniß des Lichtes von der Wahrheit.

Die Photographie kann uns, wie wir eben sahen, das Gleichniß einer Schöpfung darstellen, durch welche eine Welt der mannigfaltigsten Formen und Gestalten aus dem Boden eines form- und gestaltlosen Elementes hervorgehet. Und dieses in solcher Schnelle, wie die Beleuchtung durch die Flamme, die der Blitz im Dunkel der Nacht entzündet. Es sind nicht Gedanken und Phantasien von menschlicher Erfindung, welche sich in den photographischen Bildern abspiegeln, sondern es ist eine wirkliche, wahre Welt, es sind die Thaten und Werke eines Schöpfers und Erhalters aller Dinge, in dessen Kraft die Geschaffenen leben und sich bewegen. Nur das, was als ein wirklich Vorhandenes, Gewordenes oder zum Werden Kommendes im Strahl des Tageslichtes sichtbar wird, das gestaltet sich auf der Grundlage des formlosen, chemisch zubereiteten Elementes zu den Umrissen eines Nachbildes, welches seinem Urbild in allen seinen einzelnen Zügen bis ins Kleinste treu bleibet. Denn wie manchen dieser einzelnen Züge übersiehet das menschliche Auge, selbst ein solches, das in der Kunst des Nachbildens der sichtbaren Welt geübt ist; wie mancher entgeht seinen Blicken an einer nicht länger verweilenden, sondern schnell

vorübereilenden Erscheinung. Der Lichtstrahl aber, der auf das Urbild fiel, hat alle diese Züge klar gemacht und in dieser Klarheit und Wahrheit in seinem Spiegelbild sie vor Augen gelegt. Da ist Nichts in der Weise, wie es durch die Menschenhand geschieht, verschönert oder verhüllt geblieben, sondern Alles steht unentstellt da, wie es wirklich war, das thatsächlich Geschehene und Geschaute, das längst, so wie aus unsern Blicken, auch aus der Erinnerung entschwunden ist, stellt sich uns noch einmal, als geschehe es eben jetzt, in lebendigen Zügen dar. Die Werke der Photographie werden der bildenden Kunst der Menschenhand ein lehrreiches Buch der Vergangenheit, darinnen alles treu und wahr geschrieben stehet, was sich vor dem beobachtenden, theilnehmenden Sinne zugetragen hat; der einzelne Augenblick empfängt eine Bedeutung für viele Jahre, ja für ein ganzes Menschenleben.

Hierin wird die nachbildende Wirksamkeit des Lichtes in der Photographie zu einem andern Gleichniß der Schöpferkraft, welche von Anfang, welche ewig war und ewig bleiben wird. Sie ist das geistige Urlicht, aus welchem alles Seyn und Leben kommt und dessen Strahlen das verborgene Wesen auch des geistigen Seyns und Wirkens durchdringen.

Einer besondern Beachtung sind an dem hier gewählten Gleichniß die Vorgänge werth, durch welche dasselbe zu dem wird, was es werden und seyn soll. Das Erste, was der einfallende Lichtstrahl auf der Ueberkleidung der photographischer Tafel bewirkt, ist eine Zersetzung. Das Jod, welches mit dem erhitzten Silber sich verbunden hatte, scheidet sich, wenn das Licht auf diese Mischung fällt, aus. Nach dem Maß der Stärke, in welchem der abgespiegelte Strahl auf die verschiedenen Stellen des Jodsilberüberzuges fiel, haben

sich jetzt die Grundzüge des künstlichen Bildes erzeugt. Diese aber werden erst dann sichtbar und bleibend für das Auge, wenn die Tafel in einen engen, verdunkelten Raum versetzt wird, darin sie mit dem empfangenen Eindruck des Lichtes ungestört allein bleibt. Aber zu dem Dunkel des verschlossenen Behältnisses gesellt sich alsbald eine Hitze, in welcher das Quecksilber aus dem flüssigen Zustand in den des Dampfes übergeht. Das Silber, welchem durch das Licht, für dessen Anregung es sehr empfindlich war, seine vorherige Hülle: das Jod entnommen worden, überkleidet sich jetzt mit dem Quecksilber, das mit seiner eigenen Natur in näherer Verwandtschaft steht. Hierauf werden von der siedend heißen Salzauflösung die Reste der Jodhülle hinweggenommen und ein anderes Wasserbad stellt jetzt das photographische Bild in allen seinen einzelnen Zügen als ein vollendetes, feststehendes dar.

Wir wenden uns aber jetzt zu einem andern, bedeutungsvolleren Sinn, welcher dem Gleichniß nahe liegt, das wir von der Photographie entnahmen.

31. Das Gewissen.

Auch in unserem Innern wohnet ein Element von geistiger Natur, das in seiner Weise für das Einwirken des geistigen Urlichtes, welches Alles erleuchtet und Alles durchdringet, nicht minder empfänglich ist, als das Jodsilber für die Strahlen des geschaffenen Lichtes. Dieses geistige Element in uns heißet das Gewissen: ein Name, welcher schon für sich allein auf die Natur eines Sichern, wahrhaftig Gewissen hindeutet. Denn wie das leibliche Auge für das Sehen des alltäglich wechselnden Lichtes, so ist das Gewissen zum Wahrnehmen eines geistigen Urlichtes gemacht, in welchem kein Wechsel der Helle und des Dunkels gefunden wird, sondern eine immer sich gleichbleibende Klarheit und Wahrheit.

Aber dieses innere, geistige Auge ist im natürlichen Menschen fast wie das Auge des Ungeborenen im Mutterleibe für sein erhellendes Licht abgeschlossen. Wie das Silber, in dessen reinem, glänzenden Element das Licht der Sonne mit blendender Helle sich spiegelt, in der verdunkelnden Hülle des Jods, so liegt bei uns der innere Sinn für das Gewisse und Wahrhaftige in das Element des Fleisches versenkt. Damit derselbe zum Sehen erwache, muß er durch manche äußere Hitze aus seiner verdunkelnden Hülle heraus-

gezogen werden. Die Grundzüge seines eignen Lebens, seiner Thaten, stehen vor ihm; durch eine höher gesteigerte Gluth von außen, wechselnd mit mannigfachem Dunkel, werden sie zu einem bleibenden Bilde, das den Blick des Auges, so gern dieser von ihm sich hinwegwenden möchte, immer von neuem an sich zieht.

Wenn aber auch die Anregung zum Erwachen aus langem Schlafe in einer Gestalt der Furcht und des Schreckens kam, wenn der erste Blick des geöffneten Auges nur auf ein Bild dieser Schrecknisse traf, so hat dennoch durch diesen Anstoß der Sinn für das Tageslicht sich aufgethan, und der am Rande eines Abgrundes Eingeschlafene kann sich von seinem Lager aufraffen und von nun an sichere Schritte thun.

Ist doch selbst jener König von Israel, welcher wie wenig Könige der Erde ein Ebenbild des Mörders von Anfang, ein Verderber seines Volkes und ein Feind des Lichtes von oben gewesen war, Manasse, der spät geborene Sohn des frommen Hiskia durch das Schreckbild seiner begangenen Thaten in seinem Gewissen zu einem Erwachen für das Licht gekommen, dessen weitere Folgen für unser Auge in der unerforschlichen Tiefe eines ewigen Erbarmens sich verlieren.

Wie bei den photographischen Werken unsrer menschlichen Kunst, die geglättete, glänzende Tafel des Silbers ein feststehender Grund war, auf welchem das Bild, welches das Licht beleuchtete, abgespiegelt und aufgetragen wurde, und wie jene Platte vor dem Entstehen des Bildes, so wie nachher ihrem Wesen nach sich gleich bleibt, so ist und bleibt dieses auch das Gewissen. Wohl hat die Kunst den Zügen des Bildes durch die Verbindung des freigewordenen Silbers mit einem andern Element, das sie in der Form der Dämpfe herbeiführte, eine sichtbar bleibende Gestalt gegeben, aber es fehlt

dieser Kunst nicht an Mitteln, das fremde Element wieder hinwegzutreiben und die Grundlage von neuem in ihrer anfänglichen Außenferne darzustellen. In dieser wird sie zur Aufnahme eines andern, neuen Bildes geschickt seyn. Es ist noch ein anderer, höherer Meister als der kunstverständige Mensch, der an dem Gewissen ein ähnliches Werk des Erwachens zu einem neuen Bilde, nicht mehr des Schreckens und der Furcht, sondern des Friedens und der Liebe begründen und herbeiführen kann.

Im Leben der Altväter stehet ein Beispiel von solch seliger Umwandlung des Schreckbildes im Gewissen in ein Bild voll Trost und Frieden.

Zu den Einsamen in der Wüste kam die Botschaft, daß ein fernwohnender Bruder, der schon seit längerer Zeit zu ihrer Gemeinschaft sich gehalten, zum Tode krank darniederliege, daß ihn aber die Furcht vor dem nahen Gericht, die Angst des Gewissens nicht entschlafen lasse. Da machte einer von den Vätern, ein Mann stark im Glauben, mächtig im Gebet sich auf, um den Sterbenden zu besuchen. — Was ist es, so fragte er diesen, das deinen Geist so unruhig macht? Sollte nicht die gefangene Taube, deren Gefängniß in Flammen steht, wenn ihr die Thüre des Kerkers geöffnet wird, freudig ihre Flügel regen und hinauseilen in die Sicherheit zu ihrer alten Heimath in der Kluft der Felsen? Dein Geist aber, gleich dem unvernünftigen Geflügel, flattert um die Flamme der unheimlichen Herberge umher und wird sich, wenn Gottes Hand ihn nicht hält, in das Feuer hineinstürzen und in seiner Gluth verderben. [1] Sage mir, was

[1] Anspielung auf die bekannte Eigenthümlichkeit der Tauben, sich, wenn ihr Wohnhaus in Brand gerieth, nicht durch die Flucht zu retten, sondern in die Flamme zu stürzen.

hast du hier unten noch zu suchen, wenn dein Gott dich hinaufrufet in seine Engelwelt des Friedens? Hast du, wie Achan, irgend ein Gelüste und Gräuelbild deiner Sünden im Boden deiner Hütte verscharrt, das deinen Geist umstrickt und im Unsinn bei der in Trümmer fallenden Hütte festhält? —

Der Kranke, als er die Stimme des Alten hörte, blickte dankbar zu diesem auf, und reichte, wie neugestärkt ihm die Hand. Ich weiß es, so sprach er, du mein Vater kannst mir Trost und Balsam bringen zur Linderung der Schmerzen meiner Wunden, die mich nicht im Frieden meines Gottes abscheiden und entschlafen lassen. Du hast bisher das Werk deines Gottes in Treue und mit allem Fleiße an mir gethan, hast meine Seele aus den Gefahren der Welt, in denen ich lebte, herausgezogen und gerettet und meine Füße auf den sichern Boden des Friedens mit Gott gestellt. Aber ich bin da nicht fest gestanden, sondern habe geschwankt und gewankt, oder wenn ich wandeln sollte, habe ich mich gesäumt und bin, wie ein fauler Knecht, zurückgeblieben auf meinem Wege. Zwar ein schwerer Todesbann der Sünden hat mich, seitdem ich euer Bruder geworden, nicht mehr befleckt; aber ich bin dem Knechte gleich, dem der Herr zu wachen und das Haus zu hüten befahl. Er aber, als sein Herr plötzlich und unvermuthet kam, lag in Trägheit schlafend, fand Nichts, um die vielen Schulden zu bezahlen, die er durch Vergessenheit seiner Pflichten auf sich geladen hatte. So ergeht es jetzt mir, da mein Richter und mein Herr so plötzlich an meiner Thür steht. Ich höre seine Stimme: thue Rechnung von deinem Haushalt, ich bin erschrocken und bebe. Wohin ich mein Auge kehre, da stehet vor mir ein Bild der Sünden meiner Jugend und der Versäumnisse so

wie Versündigungen meiner späteren Tage. Dies Bild mit seinen Schrecken will nicht von mir weichen; es läßt mir bei Tag wie bei Nacht keine Ruhe. Ach daß mir doch Gott nur noch einige Jahre des Lebens schenken möchte; ich wollte dann den Bund des Friedens treuer und besser mit ihm bewahren, als ich seither gethan, und in Frieden zu meiner ewigen Ruhe abscheiden.

Gott ist barmherzig, sprach der Alte und mir scheint deine Krankheit noch nicht zum Tode, sondern zum Heil deiner Seele gemeint. Das Gebet der Brüder und auch das deine wird Erhörung finden, wenn dieses ernstlich ist und nicht in eigenem Willen, sondern nach Gottes Willen geschieht. Dein Vorhof war bisher noch nicht so, wie er sollte, gesäubert, das Annahen zum Heiligen dir noch verwehrt. Die vollkommene Reinigung vom Aussatz geschahe durch das Blut des Opfers und durch das Abwaschen im Wasser. Das Gräuelbild der innern Seuche, welches dir noch anklebte, wird, wenn du Ihm treu bleibest, der vom Tode dich errettete, ausgethan werden und verlöschen, der Nebel, welcher auf dir lastete, wird hinwegziehen und du wirst über dir das Bild einer Welt des Friedens und der Freuden erblicken, an welchem dein Auge gern verweilen wird, bis es im Tode entschlummert. Und wenn dann das Bild der Schrecken von dir gewichen und ein lieblicheres an seine Stelle getreten ist, dann besuche mich und die andern Väter in der Wüste, damit wir mit dir vereint Gott preisen können für das, was Er an dir gethan hat.

Der Alte, nachdem er noch über und mit dem Kranken gebetet hatte, verließ diesen getröstet und im Frieden. Das Leben mit seinen Kräften kehrte noch einmal in den schon halb erstorbenen Leib zurück, und mit dem Leibe zugleich

war auch der Seele des Kranken ein Heil der Genesung wiederfahren. Die Schläfrigkeit des innern Sinnes war dem aus der Todesgefahr Geretteten vergangen, er fühlte sich zum Wachen und Beten, zum Treuseyn bis an's Ende gestärkt. Die Spuren des innern Aussatzes waren von dem Gereinigten abgethan, statt des Gräuelbildes des eigenen von der Krankheit verdorbenen Bildes war sein Geist zum Anschauen eines andern Bildes erwacht, zu dessen Gleichheit der Keim im Innern allmählig, nach seinem Maße sich erhob. Der Gerettete aus der tiefen Grube des Elendes und der Angst konnte fröhlich ausrufen: „das Alte ist vergangen und siehe, es ist Alles neu geworden.“ Denn wie der blaue, reine Himmel war Gottes Frieden und Gnade über ihm, die Schwachheit um und an war gleichwie von ihm abgethan, das Leid und die Mühen der Erde drückten und ängstigten ihn nicht mehr, was er ohne Unterlaß fühlte, das war nur volles Genügen, Fried und Freude.

Auch den treuen Vätern, welche ihn auf diesen seligen Weg gewiesen, wollte er seine Freude mittheilen; er machte sich, wie er dieß versprochen, auf den Weg zu ihnen in der Wüste. Als der Alte ihn sahe, der in seiner schweren Krankheit und Sterbensnoth ihn getröstet hatte, segnete er ihn und empfing ihn fröhlich. Er rief die andern Brüder herbei und stellte den Mann in ihre Mitte.

Sehet hier, so sprach er, den Menschen, von welchem vor drei Jahren die Botschaft zu uns kam, er sey am Tode und könne dennoch vor der Angst seines Herzens und vor der Furcht und dem Schrecken des nahen Gerichtes nicht ersterben. Als ich ihn damals besuchte, da war sein Angesicht entstellt und verzerrt wie von der Pein und den Schrecken der Hölle, sein Mund konnte nur klagen und seufzen. Jetzt

aber ist sein Mund voll Lachen und Freude, sein Angesicht wie eines Engels Angesicht geworden, denn er hat sich angethan mit dem Kleide der Gerechtigkeit und des Heils; der Strick ist zerrissen mit allen Banden der Finsterniß, die ihn gefangen hielten; der Vogel ist frei und schwebt in geheiligtem Aufschwung dahin, wo das Verlangen des Geistes seine Ruhestätte schon längst sich ersehen hat. Sage mir, so fragte der Alte den Bruder, lebest du jetzt fröhlich in deinem Gott und gern?

Warum sollte ich das nicht, antwortete der Bruder. Ist ja das Leben nicht mehr mein, sondern Sein, meines Gottes, denn was ich lebe, das lebe und bin ich Ihm.

Würdest Du aber, so fragte der Alte weiter, jetzt auch ohne Furcht und Angst vor das Angesicht deines Richters treten, würde der Schrecken des Todes dir nicht mehr, wie jenesmal, als du mich zu dir an dein Krankenbett riefest, Mark und Bein durchdringen und den Frieden des Entschlafens zu deiner ewigen Ruhe dir verscheuchen?

Ich würde, so sprach der Bruder, den Tag meines Todes seliger preisen, als den meiner leiblichen Geburt. Der Tod ist mir ein Schlaf geworden, nach dem meine Seele sich sehnt. Denn ich weiß, daß dieser Schlaf ein Erwachen ist zum neuen Leben des beständigen Naheseyns bei meinem Gott, in welchem Friede und Freude sind ohne Aufhören und Wechsel.

Die Väter erquickten sich hierauf mit ihrem Gaste, an dessen Besuch sich Alle, wie an dem eines Engels erfreuten. Sie führten ihn mit sich in ihre Versammlung, dankten da einmüthig mit ihm Gott ihrem Herrn, der diese Seele vom Tod und Verderben gerettet und sie zubereitet hatte und geheiligt für ein Leben der seligen Ewigkeit. Es war ein

Vorgefühl der Freuden und des Friedens dieser Ewigkeit, das sich in die Herzen all der Versammelten ergoß.

Die Gespräche, namentlich zwischen dem Alten und dem aus der Todesgefahr genesenen Bruder lauteten wie ein Wechselgesang des Lobes und des Dankens zu Ihm, dem Vater in Ewigkeit, dem alle Heere des Himmels, dem die Cherubim und Seraphim ihr heilig, heilig singen. Amen, so sprachen beide gemeinsam, und der besuchende Bruder, wie von einem süßen Schlummer ergriffen, sank an die Brust des neben ihm sitzenden Altvaters und athmete nicht mehr; er war im Frieden seines Herrn verschieden. Er hatte den Tod nicht gesehen, sondern nur Ihn, der den Tod besieget und das Leben wiedergebracht hat.

32. Das Gewissen, ein Zeuge für das Daseyn Gottes und die Ewigkeit.

Das Licht, wenn es am Morgen aufgehet und Alles um uns her mit seinen Strahlen erhellet, gibt uns ein Zeugniß von dem Daseyn einer Welt, die für uns im Dunkel lag, ja von deren Wesen und deren Wirklichkeit wir vorhin kaum etwas wußten. Der Spiegel des See's so wie die metallisch glänzenden Waffen des Heeres, das an seinem Ufer gelagert ist, sind die Augen, die für das heraufdämmernde Licht zuerst sich öffnen, und während über dem Wald und dem Ackerfeld noch das nächtliche Dunkel schattet, stehen die Schilde von glänzendem Stahl, welche die in unsrer Nähe ruhenden Krieger tragen, schon in sichtbarem Halblichte da. Ein friedlich wohlthuender Anblick für den, welchem diese Gewaffneten befreundete Mitkämpfer in drohenden Gefahren und Ueberbringer des Segens sind, welchen Freiheit und Friede dem Lande bringen, ein Schreck aber für Alle, welche Feinde dieses Friedens, hartnäckige Gegner des Fürsten sind, der jetzt mit bewaffneter Gewalt über die Ruhestörer kommt.

Wie das hellpolirte Metall ein Spiegel für das äußere, sinnliche Licht, so ist dies das Gewissen in uns für das

geistige, göttliche Licht. Alsbald, wenn das dunkle Gewölk des fleischlichen Wesens, das jenes innre Auge umhüllt, sich zerreißt und ein Strahl des Urlichtes in unsre Nacht hereinbricht, spiegelt sich seine Helle, sey es als vereinzelter Funke oder als lodernde Flamme, in dem edlen Kern unsres Wesens ab, der aus Gott und verwandt ist der göttlichen Natur. Das Licht zeuget dann von einer göttlichen, geistigen Welt des Seyns und Lebens, von welcher das Dunkel keine Kunde gab; am lautesten und klärsten, so wie vor allem Andern zuerst zeuget das Gewissen von dem Daseyn eines Gottes, der unser Innres siehet und seine Thaten richtet, so wie von der Sicherheit einer künftigen, ewigen Fortdauer unseres Lebens und Wesens; es ist die Stimme in uns, welche am deutlichsten zu uns von Gott und Unsterblichkeit spricht.

Auch im natürlichen Wesen des Thieres liegt eine Empfänglichkeit für den bewegenden Antrieb eines Geistigen und Göttlichen, dessen Werk und Zweck die Erhaltung des Daseyns und Lebens aller Einzelnen, so wie ganzer Geschlechter ist. Diese Empfänglichkeit gibt sich kund in den Aeußerungen des Instinctes, welche in ihrem engeren, niederen Kreise vielfältig an die Aeußerungen des Gewissens erinnern. Wenn aber der Instinct das Thier mit sicherem Zuge zu der ihm zuträglichen Nahrung und selbst an weit entfernte Bergungsorte für den Winter oder für Zeiten des Mangels hinführt, wo für sein tägliches Bedürfniß ausreichend gesorgt ist; wenn er dasselbe lehrt den Gefahren für sein Leben zu begegnen, und ihm Kraft und Geschick verleihet, den Feinden auszuweichen oder zu widerstehen, dann reicht dieses Alles nicht über die Grenzen der Erhaltung des leiblichen Lebens hinaus. Auch die mühsame, kunstreiche Vorsorge für die

Zuträglichkeit der Wohnstätte, für die Pflege und erste Nahrung einer noch ungeborenen künftigen Brut hat nur die leibliche Erhaltung, zwar nicht des Einzelwesens, wohl aber seines Geschlechtes zum Zwecke.

Oefters könnte hierbei das Auge eines ununterrichteten Beobachters Vorgänge bemerken, in denen die thierische Natur mit sich selber in unreimbare Widersprüche zu gerathen scheint. Ein mütterliches Insect, das als ein leicht bewegliches Geflügel am Tanz in der Luft, im Schein der Sonne sich vergnügte, senkt sich, wenn ihm die Stunde des Gebärens kommt, aus der Luft hinab zu dem sumpfigen Gewässer, in welchem es für sich selber den Tod finden würde, und setzt dort, am Spiegel des Wassers seine Eier ab. Ein andres, das vom Honigsaft der Gewächse sich nährte, trägt seine Eier nicht dahin, wo die Nahrungsquelle auch für seine künftige Brut so reichlich fließt, sondern verbirgt sie in einem kunstreich angelegten Gebäu im Boden, dahin es mit angestrengtem Fleiße die Nahrung trägt, deren das junge Gewürm der Brut bis zu seiner Auferziehung zur Puppe bedarf. Ja sehr viele dieser zärtlich vorsorgenden Mütter bringt das Bemühen für das Gedeihen und die Erhaltung ihrer noch künftigen Brut in Lebensgefahr oder führt ihren eigenen Tod herbei. Gleichwie sinnlos scheinen sie der Erhaltung des eignen Lebens zu vergessen und nur dem Bemühen um Etwas dahin gegeben, das ihr lebendes Auge niemals sehen wird, von dessen Zukunft sie, als von einer unerfüllten Hoffnung scheiden müssen.

Und dennoch bezeugt es die weiter fortgesetzte Erfahrung, daß jede dieser mit dem Triebe der Selbsterhaltung in scheinbar sinnlosem Widerspruch stehenden Handlungen des thierischen Instinctes ihren tiefen Sinn habe. Es ist ein Sinn,

welcher weit über die Lebensdauer des jetzt vor unsern Augen stehenden Einzelwesens hinaus gehet, der mit all seinen Kräften auf die Fortdauer und Erhaltung des Lebens nicht des Einzelnen, sondern seines Geschlechtes gerichtet ist. Man kann sagen, in dem Instintc nach seinem Maße liegt eine Hoffnung der Fortdauer und Unsterblichkeit der leiblichen Form, deren sichtbarer Träger abstirbt, deren Keim aber für eine zukünftige Entwicklung zurückbleibt.

Das, was die Seele des Thieres zu den Aeußerungen des Instinctes anregt, das ist eine allerhaltende und allversorgende Schöpfermacht, welche alle Höhen und Tiefen der leiblich geschaffenen Welt durchdringt und die Kräfte derselben in harmonischem Einklang bewegt. Dem empfindenden Leibe des Thieres nahet sich der Schöpfer und Erhalter der Dinge in seinen leiblichen Gaben, durch welche seine milde Hand Alles, was da lebet, erfüllet mit Wohlgefallen. Aber die leiblichen Gaben, wie der empfindende Leib, welcher sie empfängt, sind von vergänglicher, wechselnder Natur. Nur Er, welcher ewig war, was Er ewig seyn wird, erleidet keine Vergänglichkeit noch Wechsel. Und nicht das Thier, sondern nur der Mensch, durch den ihm inwohnenden Geist aus Gott, hat für das Seyn und Wesen des Gebers, nicht für seine Gaben allein einen wahrnehmenden, erkennenden Sinn.

Hier ist es, wo uns der Unterschied zwischen Instinct und Gewissen in ein klares Licht tritt. Wir wollen jedoch vorerst noch um einige Stufen tiefer gehen, in jene irdischen Naturreiche, die unter dem Thierreich stehen.

Das Entstehen und Bewegen der Körper, welche zum Steinreich gehören, wird durch keinen Trieb beherrscht, welcher über die Bildung der natürlichen Form und über den Zug

der Schwere hinausgeht, der dieselben zu ihrer Bleibstätte, zu ihrem Ruhepunkt an der festen Erdmasse hinabführt. Wenn die Elemente, aus denen der Kalkfelsen bestehet, sich nahe kommen, da vereinigen sie sich in heftiger Eile zum festen Gestein. Andauernder jedoch und mächtiger als der Zug, der die polarisch geschiedenen Elemente zu einander führt, ist jener der Schwere. Denn dieser waltet nicht allein über dem Zusammenhalt der Elemente und der einzelnen Theile des Steines, sondern über seinem Zusammenhalt mit dem höheren, allgemeinen Ganzen der Erdmasse. Wenn deßhalb ein Krystall, aus dem geselligen Verein mit vielen seinesgleichen, von der Felswand sich löst, an welcher er festhielt, dann stürzt er sich mit immer zunehmender Schnelle hinab zu der allgemeinen Bleibstätte am festen Grund und Boden der Erdmasse. Diese ist das beständige Ziel des Bewegens aller freigelassenen Körper des Mineralreiches und der nicht von einem höheren Lebenstrieb beherrschten Wesen von irdischer Abkunft. Wie uns der kräftig beschleunigte Lauf eines Baches, an welchem sich unser Weg vorüberzieht, ein sicheres Zeugniß gibt von dem Daseyn einer Tiefe, dahin das Wasser sich stürzt, auch wenn diese Tiefe eine fern abgelegene, unserem Auge verborgene ist, so kann man sagen, ist das Fallen jedes Steines, auch wenn er hoch über den Wolken, aus einem meteorischen Ursprunge kommt, ein unumstößliches Zeugniß für das Daseyn einer mächtigen planetarischen Masse, welche den Fall der Körper zu sich hinlenket und ihm sein Ziel und Ende gibt.

Alle diese Bewegungen stehen unter jenem Gesetz, das den Planeten selber im Kreise seiner Bahn erhält und ihn auf dieser Bahn nach einem unverrückbar festen Zeitmaß dahinführt, so wie seinen Umschwung lenket um die eigene Axe, von einer Mittagsstunde zur andern.

Zu einem Freiwerden von dem Gesetz der, nach dem Urtheil unserer Sinne unbelebten Körperwelt, nimmt schon das Mittelreich der Meteore einen Anlauf. Denn dem Regen, den Wolken, den Winden bestimmet nicht die Schwere ihren Lauf und ihre Bahn, sondern hier beginnt die Einwirkung, namentlich der elektromagnetischen Naturgewalten, welche in gewissem Maße von der Herrschaft der Schwere frei und entbunden sind.

Auf einer wesentlich höheren Stufe des Seyns als die Steine und Atmosphärilien stehen die Gewächse. Zwar auch über ihrem Gebilde aus irdischem Element waltet der Zug der Schwere nach der Masse des Planeten, über diesem ist aber in ihrem Wesen der Trieb erwacht zu einem Wechselverkehr nicht nur mit der todten, dunkeln Masse, sondern mit der des Lichtes, das zunächst aus der Sonne kommt und mit den Atmosphärilien, welche durch das Sonnenlicht und die ihr verwandten Naturkräfte von der ausschließlichen Gewalt der anziehenden Masse losgelassen sind. Dieser Trieb nach dem Lichte und den atmosphärischen Elementen ist in der Natur der Pflanze so mächtig, daß er alle Kräfte ihres Wesens in seine Richtung dahinreißet. Wenn das Samenkorn einer Pflanze tief im Dunkel des Erdbodens seine Keime treibt, da nimmt der eine dieser Keime, seine Stellung sey welche sie wolle, die Richtung seines Wachsthums aufwärts nach dem Lichte, ein anderer nimmt sie abwärts nach dem nährenden Wasser.

Wenn wir nach den Worten unserer Menschensprache den Trieb des vegetabilischen Wachsthums aus dem Dunkel hervor nach dem Lichte mit dem Drang der Hoffnung und Erwartung vergleichen, welche die Lebendigen einer höheren Ordnung zu dem Ziel und Endzweck ihres Lebens hinführen

was müssen wir dann über die Erwartung aussagen, welche ihn anregt? Kann diese, ohne eine gewaltsam ihren Trieb vernichtende äußere Macht getäuscht werden? — Sie kann dieses nicht und man darf wohl sagen, der Drang des Keimens und Wachsens nach oben und nach der Tiefe, der so unverrückbar fest im Wesen der Pflanze ausgeprägt ist, kann ein Zeugniß genannt werden für das Daseyn des Lichtes einer Sonne und einer Welt der Atmosphärilien, aus welcher Wachsthum kommt und Gedeihen.

Zu einer noch höhern Stufe erhebt sich das Wesen und Leben des Thierreiches. Auch das Thier trägt in seiner Leiblichkeit das irdische Element, welches bei ihm, wie bei dem Steine unter dem Gesetz der Schwere stehet. Auch im Thier waltet der Trieb zum Wechselverkehr mit der Welt des Lichtes und der Atmosphärilien, aus welchem ihm wie der Pflanze Wachsthum und Gedeihen kommen. Aber auf das Wesen der beiden niederen Stufen des Stein- und Gewächsreiches erbaut sich in der thierischen Natur noch eine dritte. Es kommt eine belebende Seele hinzu, welche alle Theile und Glieder des Thieres zu einem für sich bestehenden Ganzen, zu einem Einzelwesen erhebt, welches nicht nur, wie die Pflanze mit der Welt des Lichtes im Allgemeinen, sondern mit den Einzelwesen dieser Welt in lebendiger Wechselbeziehung steht. Denn es ist in der Natur des Thieres ein wahrnehmender Sinn für die Oertlichkeiten und Einzelwesen jener für das Licht geschaffenen Welt und eine Kraft, nach diesen sich hinzubewegen oder von ihnen sich zu entfernen. Durch diese Eigenschaften und Kräfte wird das Thier zu einem Selbstherrscher in der zum Lichte geborenen Welt, an welche die Pflanze als ein unselbstständiger untergeordneter Theil dahingegeben ist. Mit dem äußeren Sinn für

die umgebende Welt ist der Seele des Thiers noch ein innerer gegeben, der sein Bewegen und sein Thun beherrscht, das ist der Instinkt, von dessen Wesen und Wirken wir vorhin schon sprachen.

Wenn der Trieb des Instinktes den Storch und andere Wandervögel ergreift, daß sie in einer nach der Dauer ihrer Reise über Land und Meer abgemessenen Zeit vom heimathlichen Boden sich erheben und nach einer Bergungsstätte gegen die Kälte und den Mangel des Winters hinziehen, wird dieser Trieb sie irre führen und täuschen? Die Beobachtung der fernwohnenden Völker und der Reisenden lehrt es uns anders. Wir wissen, daß der Instinkt das auswandernde Thier sicher und ohne zu irren zu seinem vorbestimmten Ziele führt; der Drang zum Bau der Nester und der Pflegestätten für die noch ungeborene Brut seines Geschlechtes zeuget in unverkennbarer Deutlichkeit von dem Daseyn des fernen Landes, dahin der Vogel eilet, wie von dem zukünftigen Auftreten eines noch nicht geborenen Geschlechtes.

Der Mensch trägt in der irdisch leiblichen Hülle seines Wesens die Grundzüge der Natur des Steinreiches, des Pflanzen- und Thierreiches. Aber außer den Grundzügen der niederern irdischen Leiblichkeit ist der Keim eines neuen Daseyns in ihn gelegt, das eben so neu und hoch neben allen andern Geschaffenen der Erde hervortritt, als die erste Regung einer Lebenskraft in den Gewächsen über den Massen der todten, starren Gesteine. Dieser dem Wesen des Menschen inwohnende Keim ist der Geist aus Gott. Wie der Keim, der im Samenkorn der Pflanze verschlossen ist, sobald das Wasser ihn zum Leben weckt, sich hinauf und hinaus drängt nach dem Schein der Sonne und nach der ganzen Welt des Lichtes, so treibt den Geist des Menschen ein Verlangen und Sehnen nach dem Naheseyn eines höheren

Etwas, von dessen Natur und Geschlecht er selber ist. Wie der abwärts rollende Stein seine Ruhe nicht eher findet, als auf und an der Masse der Erdveste, von welcher er selber abstammt und genommen ist, so findet auch der Geist des Menschen, wenn der Keim des Verlangens in ihm erwacht ist, kein Genüge noch bleibende Ruhe, als in der Nähe seines geistigen und göttlichen Ursprunges. Und was er sucht, das ist ihm selber entgegen und nahe gekommen durch Wort und That, wie dem Keime, welcher regungslos in dem Pflanzensamen schlief, das Wasser, das als Regen und Thau vom Himmel herabfällt. Und wenn die Triebkraft des geistigen Keimes sich aufmacht, aus dem Dunkel ihrer Tiefe nach oben, da dringt sie hinauf zu der Welt des Lichtes, für welche sie gemacht ist; zu einer Welt des Geistigen und der Geister, deren ewig leuchtende Sonne Gott selber ist.

Die leitende und führende Macht, welche der geistigen Triebkraft der Menschen die Kraft zu ihrem Laufe und ihre Richtung nach einem Leben der Ewigkeit gibt, das ihr verheißen ward, heißt das Gewissen. Dieses ist, so sahen wir vorhin, auf seiner höheren Stufe, von einer gleichartigen Bestimmung für den Menschen, als der Instinkt für das Thier.

Der Instinkt des Thieres hat zu seiner Aufgabe das Wohl und die Erhaltung des Lebens der Einzelwesen, wie der Form ihres Geschlechtes. Er gleicht einer inneren belehrenden Stimme, welche dem Thiere kund machet, was für das Wohlbefinden und Gedeihen seiner Leiblichkeit zuträglich und was für beides nachtheilig und schädlich sey. Ebenso wird der Gott suchende Geist in uns durch die Stimme des Gewissens zu dem hingewiesen oder vor dem gewarnt, was in Gottes Augen gut oder verwerflich, was für das Leben der Ewigkeit förderlich und heilsam oder hinderlich sey.

Im Thierreich erhebt sich der Instinkt zu seinen höchsten und bewundernswerthesten Thaten, da wo das Leben des Einzelwesens seinem Ende nahe kommt. Zu Thaten, welche weit über die Dauer des einzelnen, mütterlichen Lebens hinaus, in eine Zukunft hinüber greifen, welche der Wiedererneuerung der jetzt veraltenden und hinsterbenden bald aber sich wiedererneuernden und verjüngenden Form des Geschlechtes bevorsteht. So erwacht auch das Gewissen im Menschen, da wo sein Leben den Pforten der Ewigkeit näher tritt in seiner vollesten Kraft, wenn anders der Keim seiner geistigen Triebkraft durch das Wasser des Lebens schon angeregt und durchdrungen war. Der Instinkt des Thieres geht nur die Erhaltung des eigenen, sterblichen Lebens an und die Fortpflanzung seines Geschlechtes, das nicht minder als seine Erzeuger für das vergängliche Daseyn der Erde geschaffen ist. Das Gewissen im Menschen, nach seiner ewigen, göttlichen Natur fraget noch nach einem andern Daseyn als das der irdischen Kreaturen ist; sein Hoffen und Erwarten gehet auf ein Leben der Ewigkeit hin, das aus Gott kommt und das dem Pilger und Fremdling der Erde als ein künftiges, sicheres Loos verheißen ist.

Wie das Fallen des Steines von dem Daseyn einer planetarischen Masse zeuget, welche ihn anzieht, wie die Triebkraft des Keimes der Pflanzen, von dem Vorhandenseyn einer Welt des Lichtes, nach welcher sie sich hindurchringet, wie die Handlungen des mütterlichen Thieres zur Vorsorge für ihre Brut von der Gewißheit jenes künftig Erscheinenden, so zeuget das Gewissen in uns von dem Daseyn eines Gottes, der unsere Thaten abwäget und richtet und einer Geisterwelt, nach deren Höhen und Tiefen unser Pilgerweg hinführet.

33. Erwin der Sammler.

Der Winter ging zu Ende, die Strahlen der Sonne brachen schon öfter und heller durch den rußig dichten Nebel, welcher die große Weltstadt in den letztvergangenen Monaten so andauernd verhüllt hatte. War es doch, als ob ein ganzes Volk aus der Stadt und den Vorstädten von London zu einer Ausfahrt über das Weltmeer sich rüsten wollte, so laut und rastlos bewegte sich vom Morgen bis zum Abend das Gedräng des kräftigen Volkes nach der Themse hin, um die Menge der größeren und kleineren Fahrzeuge, deren Reihen in unabsehbarer Weite sich ausdehnten, segelfertig zu machen und mit Waaren für alle Länder und Völker zu beladen.

Ein Mann, seinen Jahren nach im Uebergang zum Greisenalter, an Kräften des Geistes aber wie des Leibes von jugendlicher Munterkeit und Frische, wandelte eilig am Ufer herum, verweilte bei jedem der Schiffe, welches zum Auslaufen in nächster Zeit, hinüber nach dem Festland sich anschickte und für die Ueberfahrt von Passagieren die nöthigen Bequemlichkeiten darbot. Denn Dampfboote gab es in der Zeit, von welcher wir hier reden, noch nicht; die Anwendung der Kräfte des Dampfes war bis dahin

nur zum Betrieb einzelner Maschinen, zunächst beim Bergbau, versucht worden.

Der Mann, welcher, als hätte er große Eile, so rüstig am Ufer des Flusses und auf den Dämmen herumspazierte, schien unter den Seeleuten, vornämlich unter den Capitänen der Schiffe eine ausgebreitete Bekanntschaft zu haben. Selbst viele der Matrosen begrüßten ihn und etliche schüttelten ihm dabei treuherzig die Hand. —

Lebst du auch noch, du alter Toby, so redete er den einen von diesen an.

Ja, Gott sey Dank und euch dazu, Ihr edler Herr, antwortete der Toby. Ohne die Barmherzigkeit und Hülfe, welche Ihr mir seit mehreren Jahren erwiesen habt, hätte man mich schon längst bei den Maulwürfen eingescharrt, ohne mir die ehrliche Bestattung eines Seemannes im Meer zu vergönnen. Und sehet nur: jetzt fühle ich mich wieder so stark auf meinen beiden zerbrochenen Beinen, kann meine zerquetschten Arme wieder so gut bewegen, daß ich den Matrosendienst auf einem Schiff nach dem Cap versehen kann. —

Willkommen bei uns, Herr Erwin, so sprach ein in der Nähe stehender Kapitän. Habt ihr nicht Lust wieder einmal eine Fahrt nach Teneriffa oder an die afrikanische Küste mit zu machen? Ich segle dahin in wenig Tagen ab.

Oder mit mir nach Jamaika und in seine Nachbarschaft, so rief ein Anderer. Ich gedenke dort mehrere Monate zu verweilen und mein Schiff stünde Euch um ein Billiges zu jeder Fahrt an der amerikanischen Küste, weiter nach Süden oder Norden bereit.

Zu dem Gleichen könnte ich mich erbieten, so sprach ein Dritter, wenn ihr etwa, wie vor drei Jahren zu einer Fahrt

nach der norwegischen Küste oder nach Island Lust haben solltet. Ihr kennt aus Erfahrung die Bequemlichkeiten meines Schiffes, das ein so guter Segler ist, wie wenig andere seiner Größe. Und wenn es Euch beliebte, ich wollte mit Euch bis nach Nowaja Semla hinansteuern, denn ich werde die vergnügten Reisen niemals vergessen, die ich schon in Eurer Gesellschaft gemacht habe.

Ich danke Euch Allen, so antwortete Erwin, für Euer freundliches Anerbieten, und bei andrer Gelegenheit hoffe ich Euch zeigen zu können, wie gern ich mit Euch, meine alten Freunde, auf dem Meer herumfahre. Dießmal wird mich aber meine Reise nicht so weit ins Meer hinaus, sondern nur über den Kanal hinüber nach dem Festland führen. Und dort sehe ich schon ein Schiff unter holländischer Flagge, das mir meinem Bedürfniß entsprechend scheint. — Man wünschte sich gegenseitig glückliche Fahrt und gesunde Rückkehr und Erwin setzte seine Forschung nach einer guten Reisegelegenheit weiter fort.

Das ist ein Passagier von der nobelsten Art, sprach der eine Kapitän, dergleichen mir kaum ein anderer vorgekommen ist, freigebig und mildthätig, gleichmüthig und zufrieden bei all den Mißgeschicken, die dem Leben des Seemannes zustoßen können, dabei immer von heiterem guten Humor, und in Fällen der Noth so arbeitsam wie der beste Matrose. Dabei so unterhaltend in seinen Gesprächen, daß ich mich mein Lebtag keines angenehmeren Tischgenossen und Reisegefährten zu erinnern weiß.

Ja, so sprach der andere, und was hat der Mann schon alles gesehen, erfahren und gelesen. So weit nur Englands Schiffe gehen, scheint er gekommen zu seyn; hat als Gefangener bei den Franzosen viel ausgestanden; ist bei einem Schiffbruch

in Lebensgefahr und in die Hände der Bewohner der sandigen, afrikanischen Westküste gerathen, diese verkauften ihn als Sklaven an einen tiefer landeinwärts herumstreifenden Beduinenstamm, mit welchem er in Gegenden kam, dahin schwerlich vor ihm ein anderer Europäer gedrungen ist. Und zu all diesen eigenen persönlichen Erfahrungen und den fremden die er aus mündlichen Berichten und aus Büchern kennt, kommt noch seine ausnehmende Geschicklichkeit, alles das, was er spricht, an den rechten Mann zu bringen. Er redet mit den vornehmsten und gelehrtesten Leuten so, daß diese Respekt vor ihm haben müssen und mit dem geringsten Matrosen so, daß dieser ihm gerne zuhört und sich das Gehörte zu Herzen gehen läßt. Habe ich doch oftmals meine bärtigen Matrosen bei dem, was Herr Erwin zu ihnen sagte, so herzlich weinen sehen, wie die guten Kinder. Und in seiner Gegenwart hat es so leicht keiner gewagt zu fluchen, oder Händel mit den andern anzufangen. Und wo es hin und wieder zu so Etwas kam, durfte Erwin nur ein Wort sprechen und aller Hader und Zank legte sich still, wie ein bissiger Hund, dem sein Herr Ruhe gebietet, unter die Bank.

Was Ihr da sagt, so sprach der dritte Kapitän, dem Alter nach der jüngste von ihnen, das hat wohl kaum ein Anderer so an sich erfahren, als ich es gethan habe. Ehe ich aber davon rede, frage ich, hat mich einer von Euch so gekannt, wie ich noch vor wenig Jahren war, oder habt Ihr von Andern Etwas über meine damalige Aufführung gehört?

Persönlich gekannt, so antworteten die andern, haben wir Euch nicht, aber, um aufrichtig zu seyn, gehört haben wir vor fünf und vor vier Jahren von Euch so Mancherlei,

daß es uns nicht nach Euren näherer Bekanntschaft gelüstete. Auch sind wir damals nie an die Orte und in die Gesellschaften gekommen, in denen Ihr Euch herum zu treiben pflegtet.

Und habt Ihr auch später keine andere Meinung von mir bekommen? Daß dieses sey, läßt mich Euer freundliches Benehemen gegen mich in den letzten zwei Jahren vermuthen. Wohnt doch der Eine von Euch unter meinem Dach, der muß mich genauer kennen.

Allerdings ist dem also, antwortete der erste Kapitän, der älteste unter den Dreien. Ich habe Euren Vater gekannt und dieser war mein Freund. Ihr habt diesen wackern Vater früh verloren und ich wünschte ihm im Stillen Glück, daß er den Kummer nicht mehr erlebt habe, den Ihr ihm durch Eure wüste Aufführung bereitet hättet. Aber in den letzten Jahren, das wird Euch jeder zugestehen, der Euch kennt, seyd Ihr so ganz umgewandelt, daß Euch die früheren Genossen eurer Trinkgelage einen Puritaner, Methodisten und ich weiß nicht wie sonst noch schelten. Man weiß es, daß Ihr aus einem Taugenichts ein arbeitsamer, nüchterner, mäßiger, gottesfürchtiger Mann geworden seyd, welcher demüthig und bescheiden thut, was vor Gott recht ist.

Und wem anders, so sprach der junge Kapitän, verdanke ich diese glückliche Umwandlung und Besserung meines Herzens als, nächst Gott, dem frommen Herrn Erwin. Auf der Reise, die wir mit einander nach der norwegischen Küste und nach Island machten, hat er mich in eine Schule genommen, die eigentlich nicht die seinige, sondern die des Geistes Gottes ist. Ich versuchte es anfangs, als ich ihn in meiner Botmäßigkeit auf dem Schiffe hatte, ihn eben so rücksichtslos und herrisch zu behandeln, wie ich dieß andern

Reisenden gethan, denn ich hielt ihn für einen Mann von unansehnlichem Stande, aber wie ganz anders kam das, als ich gedacht hatte. Es liegt in dem Wesen eines wahrhaft treuen, ernstlichen Christen eine oft verborgene Gewalt und Majestät, welche, wenn sie heraustritt, eben so mächtig auf andere Menschenseelen wirkt, als der Wille des Menschen vor seinem ersten Fall auf die Thierwelt einwirken konnte. Diese Macht ließ Herr Erwin in einem Maaße mich fühlen, daß ich bald bemerkte, daß eigentlich er, nicht Ich der Herr im Schiffe sey. In niederdonnernder Weise demüthigte er mich gleich an einem der ersten Abende unserer Fahrt über mein brutales Benehmen gegen meine Leute. Ein Fall von der Treppe nach einem untern Schiffsraum, den ich in der Trunkenheit gethan, beschädigte mich in lebensgefährlicher Weise. Ich lag, anfangs ohne, dann mit Besinnung einige Wochen zu Bett. Er verließ mich in dieser Zeit niemals, pflegte meiner als Arzt und mildthätiger Freund. Zwar strafte er anfangs mich auch über mein Laster der Trunkenheit, doch nicht in niederdonnernder, sondern in väterlich mitleidiger Weise. Dann kam er meinem Herzen immer näher. Und ich will es kurz sagen, er lehrte mich meinen Gott kennen und sein Wort; er machte mich aus meinen Banden los; rettete meine Seele.

So sprachen die Kapitäne mit einander und hörten mit Vergnügen, daß ihr Freund, dem ihre Lobrede galt, eine Schiffsgelegenheit, die seinen Wünschen zusagte, gefunden habe.

Herr Erwin, der Sammler, ein Beinamen, unter welchem Viele ihn kannten, stammte aus einer vornehmen und reichen Familie. Er war, nach dem Tode seines Vaters, frühe der Besitzer eines ansehnlichen Vermögens geworden,

so daß er frei seiner Neigung zum unabhängigen Stande und zum beschaulich-wissenschaftlichen Leben folgen konnte. Als Freund der Natur hatte er in seiner Jugend den Unterricht des großen Meisters Linné in Schweden genossen, auch in der Arzneikunde sich gute Kenntnisse und Fertigkeiten erworben. Den Sommer pflegte er, als unverheiratheter Mann durch keine Familienbande gehalten, auf Reisen zuzubringen, den Winter aber wenigstens zum Theil in London, wo er mit dem Umgang von wenig vertrauten, an Gesinnung ihm gleichen Freunden zufrieden, nur selten unter die große Welt kam.

Das Haus des einen dieser vertrautesten Freunde, mit dessen Gemahlin Herr Erwin verwandt war, wollte er auch dießmal noch vor seiner Reise besuchen, um sich zu beurlauben und allerhand Aufträge für die Zeit seiner Abwesenheit zu geben. Mit beiden faßte er sich kurz.

Das herrliche Wetter, so sprach er, das mit den ersten Schwalben sich einstellte, hat mich in all meinen Gliedern so unwiderstehlich angeregt, daß es mir ergangen ist wie einem Fische, den man plötzlich aus der Haft eines Waschbeckens hinaus ins frische strömende Wasser setzt. Ich kann mich nicht halten, ich muß aus dem Nebel und Steinkohlendampf der Stadt wieder einmal hinaus in die große, freie Welt Gottes, in die frische Luft des Meeres und der Berge. Schon heute am Morgen bin ich ausgegangen, eine gute Schiffsgelegenheit über den Kanal hinüber zu finden. Ich habe sie gefunden und so Gott will schon übermorgen segle ich ab. Denn was ich zur Reise mitnehmen will, das habe ich bald beisammen; nur mein Diener Nilsen geht mit mir.

Wie aber, so sprach der Freund, wenn ich Euch noch Etwas anvertrauete in Eure treue Hand, das Ihr mir

mitnehmen solltet auf die Reise. Ein Kleinod unsres Hauses und Herzens. Würdet Ihr es wohl unter Eure sichere Obhut aufnehmen und mit ihm thun darum wir Euch bitten?

Wie sollte ich das nicht gerne versprechen und thun, mein lieber Vetter; aber welches Kleinod, welchen Familienschatz Eures reichen Hauses wollt Ihr mir mitgeben?

Das ist, so antwortete der Freund, unser einziger Sohn, der kleine Robert, Euer Taufpathe.

Wie? so fragte Erwin weiter, was soll ich mit Eurem kleinen, lieben Robert machen? Sagtet Ihr doch erst neulich, Ihr stündet im Begriff, den fast 12jährigen Knaben, der im Vorbeigehen gesagt, für dieses Alter noch von sehr zarter leiblicher Gestalt ist, in eine höhere, bessere Schule zu bringen, als die war, welche er bisher besuchte?

Und welche Schule, so antwortete der Freund, könnte höher und besser seyn, als die Schule der großen Welt Gottes, mit all ihren Werken und Thaten, dahin Ihr ihn mit Euch führen könnt. Und zwar nicht nur als hineinführender Geleitsmann, sondern als Lehrer selber?

Was denkt Ihr von mir, mein Freund, sprach Erwin verlegen. Ich selber für mich habe zwar in den Schulen Manches gehört und gelernt, was mich eben ansprach, aber eben so viel auch wieder verlernt als behalten, und im Belehren der Jugend mich niemals versucht. Zudem weiß ich auch aus Eurem Munde, daß Ihr, wie Eure eigene Stellung in der Welt und der Rang Eures Hauses dieß verlangen, Euren Robert für den höheren Staatsdienst heranbilden wollet. Und in der That, bei den großen Gaben seines aufgeweckten Geistes und bei seiner ernsten, schon frühe festen Gemüthsart halte ich den Knaaen auch ganz zu einem solchen hohen Beruf für sein Volk und Vaterland geeignet. Und

bedenket nur selber, was soll ein künftiger Staatsmann bei mir, dem Sammler aller natürlichen und künstlichen Curiositäten, und bei den Seeleuten, Bauern und Hirten der Gebirge lernen, in deren Gesellschaft und Umgang ich ihn führen werde?

Eben dieses, an der Hand eines solchen Führers wie Ihr seyd, ist die hohe Schule, in welche ich meinen Robert bringen möchte. Ihr kennt nicht nur die große Welt der Natur und der Völker, sondern vor Allem Ihn, der diese Welt schuf und in ihr waltet. Ihr wisset und bezeugt es durch Euer ganzes Leben, daß Ihr den Grund und Boden der wahren Weisheit gefunden habt und auf ihm fest stehet. Und für das Licht dieser Weisheit, deren der künftige Staatsmann so sehr bedarf, werdet Ihr, das weiß ich, den Geist meines Sohnes wecken und zubereiten. Darum sollt Ihr ihn mit Euch in die hohe Schule der großen Welt nehmen, welche nicht nach dem Maßstab des menschlichen Urtheiles, sondern durch die Macht und Herrlichkeit ihres Schöpfers und Regenten selber ihre Hoheit und Größe hat.

Aber, so sprach Erwin, was wird Eure Gemahlin dazu sagen, daß Ihr mir den Knaben, der, wie ich schon vorhin sagte, zwar für sein Alter von ungewöhnlicher Kraft des Geistes, zugleich aber leiblich so zart ist, auf eine Reise mitgeben wollet, die ich bei der größten Vorsicht und Sorgfalt von meiner Seite für ihn zu keiner bequemen machen kann. Wie Vieles wird er auf unseren Wegen in den Hütten der Bauern, Alpenhirten und Jäger entbehren müssen, daran er im Elternhause von frühester Kindheit an gewohnt ist, wie manchen mühsamen Schritt und Tritt, in Hitze und Frost wird der gute Knabe, den ich wie mein eigenes Kind liebe, mit mir zu machen haben?

Die Gemahlin des Freundes war indeß hereingetreten ins Zimmer, sie hatte einen Theil des Gespräches der Männer mit angehört. Der Wunsch meines Mannes, daß Ihr unsern Robert mit Euch nehmen möchtet, in die Schule der großen Gotteswelt, ist auch ein angelegentlicher Wunsch meines eigenen Herzens. Und der Knabe, dem ich gestern unsere Absicht mittheilte, ihn Euch zum Begleiter auf die dießmalige Sommerreise mitzugeben, ist so freudig davon bewegt, daß er die Nachricht von Eurer Einwilligung in unsern Plan kaum erwarten kann. Ihr selber, mein lieber Vetter, steht wie wenig andere Menschen im Schirm und Geleite der guten Hand Eures Gottes und Ihr werdet auch unsern Robert mit Euch in dieses sichere Geleite nehmen. Der Knabe, so zart er aussieht, ist rüstiger zu jeder leiblichen Anstrengung als man nach jenem Aussehen erwarten sollte. Ihr werdet ihn unter Gottes Schutz bekräftigter an Leib und Geist wieder mit Euch zurück in die Heimath und in unsere Arme bringen.

34. Eine Schule der großen Welt.

Die Ausrüstung des Knaben zu der Reise, zum Theil schon vorbereitet, war bald vollendet; das Parlament, dessen eifriges, fleißiges Mitglied Erwins Freund war, hatte noch Ferien, so konnten beide Eltern ihrem Liebling und seinem treuen Führer das Geleite geben bis zu dem Hafen von Dover. Die überaus fröhliche, glückselige Stimmung des reiselustigen Knaben, der immer freudige Sinn des Erwin hatten sich den Herzen der beiden Eltern mitgetheilt; sie sahen ihren Robert ohne ein Gefühl des Schmerzens und der Sorge scheiden, auf eine Reise, welche ja für den weltbürgerlichen Sinn und Maßstab eines Engländers nur eine alltägliche und kleine ist.

Die Ueberfahrt an die gegenüberliegende Küste des Festlandes war, von herrlichem Wetter und gutem Winde begünstigt, angenehm und leicht. Robert, der Knabe, obgleich er jetzt zum erstenmal in seinem Leben auf das Meer kam, hatte auch nicht an der leisesten Anwandlung von Seekrankheit zu leiden, er war so fröhlichen Muthes als sonst nur jemals in seinem Leben. Hatte er doch kurz vorher die Prüfung bei seinem Austritt aus den sogenannten niedern Schulen bestanden und noch am Tage vor seiner Abreise

aus London ein belobendes Zeugniß der Lehrer über seinen Fleiß und den Erwerb seiner Kenntnisse erhalten, das für sein jugendliches Selbstgefühl ein gar lieblich und süßtönender Sirenengesang war. Er war vor der glücklich bestandenen Prüfung in anhaltender Arbeit und beständiger Spannung aller Seelenthätigkeiten gewesen; jetzt war dieses vorbei und das Ausruhen davon that wohl.

Erwin, der alte Freund seines elternlichen Hauses, war ihm von frühester Kindheit an ein Freudebringer gewesen, den er unter allen Besuchern, die seine Eltern begrüßten, am liebsten kommen, am ungernsten scheiden sah. Der alte Vetter brachte immer, besonders aber wenn er im Spätherbst von einer Sommerreise zurückkam, irgend eine seltene, dem Sinn des Kleinen ganz besonders ansprechende Gabe mit und wußte dem Knaben vieles zu erzählen, woran dieser sich nicht satt hören konnte. Erwin hatte den Schlüssel zu Roberts Herzen und zu seinem vollen Vertrauen gefunden wie keiner der Lehrer und wie außer den Eltern kein anderer Mensch auf Erden. Alles was der Vetter ihm sagte, das schien dem Knaben so wichtig und werth, daß derselbe, fast schon von seinem zehnten Jahre an, eine Art von Tagebuch hielt, darin er das aufzeichnete was Erwin bei manchen Gelegenheiten ihm mitgetheilt hatte. Und einem ähnlichen Tagebuche, das der damals noch nicht 12jährige Knabe Robert, der nachmalige berühmte Staatsmann, auf seiner ersten Reise mit dem Vetter Erwin führte und das er später, nach seiner Heimkehr vollständiger bearbeitete, entnehmen wir hier einige wenige Stellen. Die Auswahl derselben mag zum Theil als eine zufällige erscheinen, denn sie bindet sich nur beiläufig an die chronologische Anordnung des Tagebuches, konnte sich auch zur Prüfung des allgemeinen

Interesses, das ihre Mittheilung erwecken mag, nicht die nöthige Zeit lassen. Dennoch mag sie hinreichend seyn, um uns die seltsame Gabe des alten Vetter Erwin kennen zu lehren, einen Knaben von Roberts Anlagen und künftiger Bestimmung in die Schule der großen Gotteswelt einzuführen. Obgleich der alte Sammler dabei gar nicht auf das Schulehalten in eigener Person ausging, sondern ohne allen vorbedachten Plan sich selber nur den Eindrücken hingab, welche die tägliche Belehrung eines höheren Schulmeisters, als der Mensch dies ist, auf seinen Geist und sein Gemüth machte, und mit seinem jungen Freunde dieses tägliche Brod des Geistes ebenso freigebig theilte, als das leibliche. —

Auf dem Schiffe, welches unsere beiden Reisenden herüber an die holländische Küste brachte, befanden sich mehrere englische und französische Familien, zum Theil solche von äußerlich hohem Stand und Bildung. Ein Herr aus Paris war unter diesen, welcher viele Reisen zu Wasser und zu Lande gemacht und dabei manche Gefahren und große Mühseligkeiten bestanden hatte. „Unter allen Mitteln sich zu bekräftigen und bei frischem Lebensmuth zu erhalten," so sprach der Herr einst bei einer Abendunterhaltung, „kann ich allen Denen, die eine recht beschwerliche Reise vorhaben, nur dieses einfache empfehlen, welches ich seit Jahren immer bei mir führe. Es sind die, wie man sagt, von dem berühmten Tissot empfohlenen nervenstärkenden Pillen, die man nach seiner Vorschrift in jeder guten Apotheke sich machen lassen kann. Ich nehme an jedem Morgen ein oder etliche Stück davon und fühle mich dann für den ganzen Tag bekräftigt und ganz besonders aufgeheitert. Sehen Sie hier diese meine Lebenspanacee.

Bei diesen Worten ließ der Herr eine Schachtel mit den

gepriesen Pillen im Kreise der Gesellschaft herumgehen. Man betrachtete, beroch, Einige kosteten sogar davon, manche schrieben dazu das Recept sich ab; Erwin allein, ohne sie nur anzusehen, ließ sie vorbeigehen.

Wie kommt es, so fragte ihn Robert, als sie beide wieder in ihrer Kajüte allein waren, daß Ihr das vortreffliche, nervenstärkende Mittel, das der französische Graf empfahl, so gleichgültig und fast verächtlich an Euch vorbeigehen ließet. Hätte ich doch gleich Lust gehabt mir eine Schachtel solcher Pillen zu verschaffen, um mich bei Gelegenheit durch eine oder zwei davon zum Bergsteigen zu bekräftigen oder mich freudig damit zu stimmen.

Sage mir doch, so antwortete Erwin, was würdest du thun, wenn dein Arzt oder dein Vater dir ein Fläschchen treffliche Arznei mitgäben und zugleich die Weisung, daß du, so oft du dich kraftlos fühltest, einige Tropfen davon zu deiner Stärkung dich bedienen mögest, würdest du diese Tropfen in deine Hand gießen und dir den Rock damit waschen, so daß allerdings der Geruch davon deine Lebensgeister ein wenig anregen könnte, oder würdest du nicht lieber die Arznei durch den Mund in den Magen und dadurch in dein lebendes Blut gehen lassen?

Ei, wie sollte ich das anders thun, sagte Robert, ich würde einen kräftigen Wein lieber selber zu mir nehmen, als ihn nur auf den Rock schütten.

Siehe mein Sohn, so fuhr der alte Vetter fort, so ist es mit all solchen leiblichen Stärkungs- und Erheiterungsmitteln, davon ich auf meiner Reise im Orient gar viele habe kennen gelernt und zu der Art auch die Pillen des französischen Herrn gehören. Er hat uns die Wirkungen seines Mittels nur in ihrem scheinbar günstigen Licht gezeigt,

dabei aber alle die Fälle verschwiegen, in denen sie seine Erwartung vollkommen täuschten, wenn sie, wie eine schnell vorübergehende Berauschung der Nase ihn eben so kraftlos und trüb gestimmt zurückließen, als er vorher gewesen war. Es sind Gaben der Natur, deren Kraft wir eben so dankbar anerkennen wollen als jene der heilsamen Pflaster und Flüssigkeiten, mit denen wir unsern krankhaften Gliedern Linderung ihrer Schmerzen schaffen. Würde mir aber ein Universalmittel zum innerlichen Gebrauch empfohlen, welches mit Sicherheit alle äußeren Leiden meiner Natur lindert und gründlich heilt, sollte ich das nicht allen andern in den Apotheken zu findenden künstlichen Arzneimitteln, Pflastern und Salben vorziehen? Und siehe ein solches kenne ich und bediene mich seiner täglich mit bestem Erfolge. Ich führe dasselbe, nicht wie der Franzose in einer Schachtel, sondern hier in diesem Büchlein bei mir. Darin stehen allerhand Sprüche aus Gottes Wort, die von ganz besonderer Kraft sind, die Seele freudig zu stimmen, das Herz zu trösten und für Alles was kommen kann, zu ermuthigen und zu bekräftigen. Denn sie erheben den Geist zu Gott und erhalten ihn in der Nähe des Lebensquelles, daraus uns alles Gute, alles Das kommt, dessen wir bedürfen. Wenn ich deßhalb am Morgen, wie ich es mit dir gemeinsam gethan, meine Morgenandacht gefeiert, dann setze ich mich in der Stille hin, lese und betrachte einen dieser Sprüche und behalte den, so gut ich es vermag den ganzen Tag in meinen Gedanken, und das bekömmt mir besser als all solche Pillen, die der französische Herr uns empfahl. Denn es ist eine Arznei, die nicht meinen Rock beträufelt, sondern die ins Innere, in die Seele selber und aus dieser durch Mark und Gebein meines äußern Wesens geht. —

— Der kleine Robert, so ungern er sich dieses merken ließ, war denn doch zu sehr an die gute reichliche Küche seines Elternhauses gewöhnt, diese konnte er auf dem kleinen Fahrzeuge, darauf sie von Holland aus auf dem Rhein hinauffuhren, nicht haben, und die Entbehrung der alten Gewohnheiten des Essens und anderer Bequemlichkeiten fiel ihm so schwer, daß Erwin, obgleich der Knabe es nicht aussprach, die Klage darüber in seinen Mienen lesen konnte. Eines Tages kamen sie an einer Stelle des Ufers vorüber, an welcher sonst das austretende Wasser des Flusses einen Teich gebildet hatte, der bei der langanhaltenden regenlosen Zeit der vergangenen Monate ganz ausgetrocknet war. Hier stand nichts mehr als dürres abgestorbenes Schilf, an dem keine Spur von Grün zu sehen war.

Wie häßlich, so sprach der Knabe, nimmt sich dieses dürre, strohfarbige Schilf da unten neben dem grünenden Buchenwald aus, der hier auf dem Hügel steht. Genießen doch beide dieselbe warme Frühlingsluft, die Bäume werden dabei grün, das Schilf erstirbt.

Siehe mein Sohn, so sprach Erwin, das Schilf dort ist eben gar zu sehr an die Ueberfülle seines nährenden Wassers gewöhnt, kann ohne die nicht leben, der Baum aber auf dem Hügel begnügt sich mit dem Saft, den seine tiefen Wurzeln nach einem für sie immer hinlänglichen Maaß aus dem Boden ziehen, seine Blätter aus dem Thau des Himmels aufsaugen. Auch für uns Menschen ist es gut, wenn wir frühe lernen uns mit dem bescheidenen Theil der leiblichen Gaben zu begnügen, die uns Gott, wie dem Baum in trockener sowie in nasser Zeit täglich beschert. Der Baum bekommt in all seiner Genügsamkeit ein festes, dauerhaftes Holz und vom Frühling an bis zum Herbst seine Zierde der Blätter.

Das Schilfrohr, in all der Fülle des Wassers, darin es sich vollsaugt, bleibt ein schwankendes Rohr, das der Wind hin und herbewegt. — Der kluge Knabe verstand die Belehrung die sein Mentor ihm geben wollte, und nahm sie zu Herzen. Er ließ jetzt bei Tische nicht mehr so wie vorher, das kräftige Schwarzbrod (Pumpernickel), so wie das Gericht der Roßbohnen und des geräucherten Schweinefleisches mit verbissenem Verdruß an sich vorbeigehen, während er an einem kleinen Stück englischen Schiffszwiebacks aus Weizenmehl nagte, sondern bald ließ er das, was auf den Tisch der dortigen Landleute kam, sich eben so gut schmecken, wie die andern einheimischen Gäste sowie der Vetter Erwin mit ihnen und fühlte sich kräftiger genährt dabei als bei der vornehmen Kost der englischen Hauptstadt.

Einstmals kamen die Reisenden an einer Gegend vorüber, in der man weithin nichts anderes sah als Erlenbäume und Erlengebüsch. Der Anblick stand in großem Contrast mit der Schönheit der herrlichen Wälder von Eichen und Tannen, an denen der frühere Weg vorbeikam. Ei wie träge, so sprach Robert, muß das hiesige Landvolk seyn, und wie nachlässig ihre Regierung, daß man nirgends daran denkt statt dieses traurigen, unwerthen Erlengehölzes Eichen und andere gute Bäume anzupflanzen.

Und zu welchem Zweck, so fragte Erwin, sollte man das thun?

Würde nicht, so antwortete der Knabe, ein Wald von Eichen und Tannen viel größere Vortheile bringen? Wie stattliche, feste Wohnhäuser, Kirchen und Thürme könnte man aus dem Eichenholz und aus den Stämmen und Brettern der Tannen bauen als aus diesem Erlenholz, an welchem nicht einmal ein Eichhorn, geschweige die Schweine,

welche in den Bauernhöfen gezogen werden, eine nährende Frucht finden.

Erwin lächelte und sagte, ei, wie unüberlegt ist dieses richterliche Verdammungsurtheil über die guten Erlen, für einen künftigen Staatsmann. Dieser muß das beachten, was gerade dieser Zeit, dieser Art und Sitte des Volkes, mit welchem er zu thun hat, zuträglich und nützlich ist und ebenso der Landmann das, was für seinen Grund und Boden sich gehört. Eichen und Tannen würden in diesem sumpfigen Landstrich nicht gedeihen; die Erlen aber desto besser. Und wir wollen dabei die Hauptsache nicht vergessen. Du rühmtest vorhin die Eichen und Tannen als das beste Bauholz für Häuser und Kirchen. Ich aber sage dir, daß man hier in dieser Gegend kein hohes Haus, noch weniger einen Thurm oder eine Kirche, deren es doch hier herum viele gibt, aufbauen könnte ohne die Erlen. Das Holz der Erlen wird im Wasser, darinnen das Tannenholz bald verderben müßte, eisenfest und dauerhaft. All diese Kirchen weit umher sind, wie ein großer Theil von Venedig mit seinen Kirchen und Palästen, auf einem sogenannten Rost, d. h. auf die tief ins Wasser hineingetriebenen Stämme und Pfähle von Erlen gegründet und auferbaut. Halte mir deßhalb künftig die unscheinbaren Erlen in Ehren. Sieht auch bei uns Menschen der eigentliche feste Grund, darauf unser Thun und Leben erbaut seyn muß, meist gar unscheinbar aus. Und dennoch wird dieser mit Ehren fortbestehen, wenn der augenfälligere Ueberbau längst, mehr als einmal verändert oder zusammengebrochen ist.

35. Einige besondere Lektionen.

Unter diesem Titel findet sich bei Roberts Tagebuch seiner Reise mit Vetter Erwin ein kleines Separatheft. Es enthält Geschichten, Belehrungen sowie Zurechtweisungen aus dem Munde des alten Vetters, welche seinem jungen Freunde besonders eindrücklich und wichtig mögen vorgekommen seyn. Wir wollen hier nur zwei derselben zur Mittheilung herauswählen.

* * *

In einer Stadt am Rhein besuchte Erwin einen alten Freund, welcher mit ihm die gleiche Neigung zum Reisen und zur Betrachtung der natürlichen Dinge hatte. Die beiden waren sich oft auf ihren Reisen in den verschiedensten Ländern der Erde begegnet, hatten erst vor wenig Jahren mehrere Monate in Capstadt zusammen gelebt und von dort aus die Rückreise nach der Heimath gemeinsam gemacht. Dem Knaben Robert wurde es bei dem Freunde seines Vetters in Kurzem so behaglich wohl zu Muthe, als sey er zu Hause. Es besah sich alle die Seltenheiten und Merkwürdigkeiten, die der Doctor in seinem Zimmer zusammengestellt hatte. Es gab da Lebendes und Todtes, Schönes und Häßliches aus allen Gegenden der Welt.

Unter das Häßlichste von allem Häßlichen gehörten nach Roberts laut gegen den Doctor ausgesprochenem Urtheil die giftigen Schlangen, welche lebend in einem mit starkem Eisendraht vergitterten Kasten in einem Vorzimmer sich fanden. Robert hatte schon manche Menagerien von lebenden Thieren, auch manche Naturaliensammlung, zufällig aber noch keine lebenden giftigen Schlangen gesehen: hier gab es zwei große Klapperschlangen aus Amerika und eine Brillenschlange aus Ostindien. Eines der Thiere stürzte sich blitzesschnell im Zorn gegen das Gitter seines Kastens hin, als der Knabe sich diesem nahete und zufällig an den Käfich stieß.

„Mir könnte doch," so sagte Robert, „indem er etwas bleich vor Schreck einige Schritte zurücktrat, kein andrer Anblick auf Erden solchen Ekel und Abscheu erregen, als der einer zornmüthig giftigen Schlange. Ich begreife nicht wie man solche gräuliche Thiere lebend in seinem Hause haben mag.

Das ist auch nicht ohne Gefahr, sagte der Doctor lächelnd, und wenn ich die lebenden Bestien nicht nöthig hätte, um Versuche an ihnen zu machen, deren ich zur Bestätigung meiner Ansichten über die Wirkung thierischer Gifte bedarf, ich würde sie nimmermehr in meiner Nähe dulden. Denn ich läugne nicht, daß es für mein Gefühl kein gräulich ekelhafteres Thier gibt, als eine giftige Schlange. Wenn man ein Bild der giftigen Empfindlichkeit sehen will, die sich an manchen Menschen zeigt, darf man nur eine solche Schlange betrachten. Da sieht man recht die Natur der Empfindlichkeit, die zu einem Ausbruch des tödtlichen Hasses führt, welcher, wenn er auch im Menschen nicht zur mörderischen That, doch zu mörderisch giftigen Worten oder Gedanken wird. Da sehet nur her. Ich bin doch der tägliche, einzige

Wohlthäter dieser scheußlichen Bestien, von welchem sie Futter und alle Pflege empfangen, und wenn ich nur mit einem Strohhalm sie leise berühre, wie zornwüthig fahren sie nach meinem Finger hin. Wehe mir, wenn mein Finger nicht durch das Gitter vor ihrem Bisse geschützt wäre. Ich würde, wie es so manchen Pflegern der giftigen Schlangen geschehen, in wenig Minuten eine Leiche seyn.

Während ich im vorigen Jahre in Ostindien war, geschahe es, daß zwei zum Christenthum bekehrte Hindus, welche bei der Missionsstation ihre Wohnung hatten, spät am Abend mit einander über eine Wiese gingen. Der eine von beiden streift beim Gehen mit dem Fuße an etwas an, das seinem Gefühl wie eine Schlange vorkommt. Eilig springt er darüber hin und läuft, so schnell er vermag, von dem verdächtigen Orte hinweg; sein Gefährte folgt ihm. Als beide fern genug, wie sie meinten, von der Stelle hinweg gekommen, gehen sie in gemäßigtem Schritt ihres Weges weiter. Aber die Schlange, von ihrer zornwüthigen Empfindlichkeit gereizt, war ihnen unvermerkt im Grase nachgezogen; der Mann thut einen lauten Schrei, er war von ihr gebissen, nach wenig Minuten gab er den Geist auf. Die mordgierige Bestie war an dem Gefährten vorübergekrochen, ohne ihn zu verletzen, ihre Rache suchte nur den, der ihre giftige Empfindlichkeit gereizt hatte. Unter den heidnischen Malayen habe ich mehrere gefunden, die von ähnlichem mordsüchtigen Naturell waren, als jene Brillenschlange. Und möchte es doch nicht unter den Christen auch viele solcher teuflisch empfindlichen Leute geben, welche, wenn auch nicht mit den Zähnen, doch mit der Zunge stechen, oder ihren Gift im Busen herumtragen, bis sie bei Gelegenheit durch Wort oder That es auslassen können. —

Mir fällt es schwer zu begreifen, so sprach Robert, wie sich das mit Gottes Weisheit, Güte und Erbarmen verträgt, daß er solche scheußliche Kreaturen, welche gar keinen augenscheinlichen Nutzen für andere lebende Wesen haben, sondern allen, die in ihre Nähe kommen, nur Tod und Verderben bringen, nicht von der Erde vertilgt, sondern sie leben läßt und sie eben so reichlich als andere Thiere und selbst als seine Menschen mit Nahrung und aller Nothdurft versorgt.

„Ja sogar ihnen Zimmer einräumt, darin ihr kalter Leib einen behäglich wärmenden, labenden Ofen findet," so fügte der Doctor lächelnd hinzu.

„Wie meint Ihr das?" fragte der Knabe.

„Ich erzähle Euch da," antwortete der Doctor, was ich zu meiner Verwunderung bei meinem Aufenthalt im brittischen Guiana mit eigenen Augen gesehen habe. Es lebt auch dort ein merkwürdiger Vogel, die kleine Höhleneule,[1] von deren Verträglichkeit und Geselligkeit man in den grasreichen Ebenen des westlichen Theiles der vereinigten Staaten vielfältige Beweise kennt. Denn sie wohnt da mit dem Prairiehunde, einem Thier vom Murmelthiergeschlecht,[2] zusammen in den Höhlen, welche dieser ihr Hausherr für sich und die Seinigen gegraben hat und Keines von diesen beunruhigt den fremden Miethsmann. Ich aber, als ich einen alten verlassenen Termitenhaufen umgrub, um seinen innern Bau zu betrachten, fand da in einer der Erdhöhlen unter dem Gebäu eine solche kleine Eule mit einer Klapperschlange zusammen, und zwar in sehr traulichem Verhältniß. Denn mir schien es, da ich das Dach des Erd-

[1] Strix cunicularia.
[2] Arctomys Ludoviciana.

loches hinwegnahm, als hätte die Schlange angeschmiegt unter dem Gefieder des wärmenden Vogels gelegen, und erst als dieser aufflog, erhob sie so zornwüthig ihr Haupt, daß ich eilig mich nach meinem geladenen Gewehr zurückzog, dessen Schuß dem Wüthen der Bestie bald ein Ende machte. Und nach der Versicherung der Indianer soll sich öfters in den Erdhöhlen, namentlich unter den Termitenbauen in solcher Weise die friedliche Höhleneule mit der bösen Klapperschlange zusammen gesellt finden, welche bei kühlem Wetter begierig der Wärme nachgeht, und wie es scheint, still an ihren lebendigen Ofen sich anschmiegt, ohne diesen zu beschädigen.

„Aber," so sprach Robert weiter, „wie verträgt sich das mit dem Rath unsers weisen Schöpfers? Sollte dieser die Thaten der mörderisch giftigen Bosheit noch mit Wohlthun lohnen?"

„Laß mich auch noch in Euer Gespräch über die Schlangen ein Wort darein reden," so sprach jetzt der Vetter Erwin. „Erzähltest du mir nicht, mein lieber Robert, daß du einmal im Sommer, auf deinem väterlichen Landgut, ein Schauspiel gesehen habest, welches an deinem Geburtstag dir zur Unterhaltung und Ehre von den Söhnen Eures Pächters und mehreren andern Eurer Leute aufgeführt wurde? Du hättest aber fast eben so viel Aerger und Verdruß an diesem Schauspiel gehabt als Vergnügen, obgleich es das erste gewesen sey, das du sahest, denn in der Stadt seyst du damals noch nie in ein Schauspielhaus gekommen. Was dich so ärgerte, das war die Rolle eines recht durchtriebenen, hämisch boshaften Menschen. Ein Sohn des Gerichtsschreibers habe diese böse Rolle so gut gespielt, daß man hätte meinen können, es sey Alles das

That und Wahrheit was man sahe. Nun sage mir, war das Schauspiel mit Wissen deines Vaters aufgeführt worden, und bekamen die Spieler einen Lohn für ihre Mühe?"

„Ei, das wollte ich meinen, sagte Robert. Habe ich doch selber am Abend nach dem Schauspiel im Auftrag meines Vaters den Leuten eine gute Bewirthung mit Speise und Trank in die Gartenlaube tragen müssen, wo für sie der Tisch gedeckt war, und ihnen, nebst unsrem Dank, ein Geschenk von Geld überreicht, über das sie sehr erfreut waren."

„Und hast du bei dieser Gelegenheit den Spieler der bösen Rolle es fühlen und entgelten lassen, daß er durch das, was er vorstellte, deinen Verdruß erregte?"

„Wie hätte ich doch das thun können," antwortete Robert, „hatte er doch nur vollführt was er thun sollte, und hatte seine Rolle gut gespielt. Aber wie kommt Ihr von unsrem Gespräch über die giftigen Schlangen auf die Bauerncomödie an meinem Geburtstag?"

„Das will ich dir wohl sagen, mein Sohn," sprach Erwin. „Siehe diese ganze sichtbare Welt, in welche wir hineingeboren und gestellt sind, ist für unsern zur Heiligung geschaffenen und berufenen Geist ein Schauspiel, aus welchem derselbe nicht nur Unterhaltung, sondern mannichfache Belehrung über sein eignes Wesen und seine Bestimmung empfangen soll. Du weißt, daß in einem alten, heiligen Buche die Schlange als ein Bild des furchtbar giftigsten, listigsten Feindes unsrer Seele dargestellt ist. Das Wesen von diesem ist Hochmuth, Neid und tödtlicher Haß gegen den von Gott hochbegabten Menschen. Er kann sich aber verbergen und friedlich stellen wie die Klapperschlange, wenn sie bei der arglos unvorsichtigen Höhleneule sich zu

wärmen sucht. Aber es drohet unserem Innern ein anderer, mit jenem äußeren nahe verwandter Feind. Das ist der Hochmuth mit seiner giftigen Reizbarkeit und Empfindlichkeit gegen Alles, was sich ihr entgegenstellt. Und der Abscheu vor diesem innern Feind soll auch das Gefühl des Abscheus und Ekels immer wecken, welches der Anblick der giftigen Schlange uns verursacht." [1]

Der Doctor war während dieses Gespräches hinausgerufen worden, Erwin mit Robert allein. Da schloß der alte Vetter seine Belehrung mit den Worten:

„Glaube du mir, mein Sohn, wir haben Alle den giftigen Saamen des Hochmuthes und der mordlustigen Empfindlichkeit in uns. Ich habe wohl bemerkt wie sehr neulich, als wir oberhalb Cöln mit einer Bürgersfamilie aus England in einem Schiff allein fuhren, deine Empfindlichkeit gereizt war durch den Uebermuth und die Ungezogenheiten des Buben, der jener Familie angehörte. Es ist wahr, mir selber war der Junge im höchsten Grad zuwider. Er war nicht älter, sondern eher jünger als du; sein Vater, ein wohlhabender Schneidermeister, steht doch seinem Stande nach bei der eben eingeführten menschlichen Ordnung weit unter dem Stand deines Vaters, dennoch benahm sich der kleine Bursche nicht nur gegen die deutschen Wirthe, sondern selbst gegen dich, seinen Landsmann, wie ein junger hochstehender Lord gegen seine Bedienten. Ich will hier all seiner rohen Ungezogenheiten bei Tische und andern Gelegenheiten nicht gedenken, sondern will bloß dich, mein lieber, werther Sohn an die Ausbrüche deiner gereizten Empfindlichkeit erinnern, die sich mit dem Wesen eines

[1] Die Geschichte des Entstehens und der Zulassung des Bösen hat übrigens noch eine andere, hier nicht erwähnte Tiefe.

Kindes des Friedens und jungen Christen nicht zusammenreimen ließen. Gabst du nicht noch zuletzt, als sich bei dem Aussteigen aus dem Schiffe der Bube dir, wie gewöhnlich, vordrängen wollte, diesem einen Stoß, der ihn beinahe von dem Bretersteg, den man uns vom Schiff nach dem Ufer gelegt hatte, hinabstürzen konnte in den Strom, wenn ich den brummenden Burschen nicht beim Schopf ergriffen hätte. Sage mir, mein lieber Robert, war das nicht eine Regung jener mordgiftigen Empfindlichkeit, die uns an der Brillen- und Klapperschlange so ekelhaft und abscheulich erscheint? Und nicht bloß ein solcher vorübergehender Eckel und Abscheu vor einem sichtbaren Gleichniß, sondern ein Grausen und Todesschrecken wie einst die Israeliten in der Wüste soll uns ergreifen, wenn wir so, wie diese äußerlich an ihrem Leibe, den Biß der Schlange in unserem Innern, am Herzen fühlen. Aber wir wollen dann nur sogleich unsere Augen zu dem urbildlichen Heilmittel erheben, dessen abbildliches Gleichniß Moses an einer Stange erhöhte, und wir werden durch die Kraft dieses Hinaufsehens genesen. Du, mein liebes Kind, mußt und wirst dieses gewiß auch gern und willig bei jeder, scheinbar auch leichten Verletzung durch die Schlangenzähne thun. Denn auch aus diesen, nach unserm Bedünken leichten, gar nicht todesgefährlichen Verletzungen kann sich ein tiefer, fressender Schaden bilden, welcher sich allmälig zu einem todesgefährlichen, unheilbaren Uebel steigert."

Robert, der kluge Knabe, erröthete tief, als der alte Vetter ihn an eine Aufwallung seiner Empfindlichkeit erinnerte, von welcher er meinte, sie sey von keinem fremden Menschenauge bemerkt worden. Die Thräne in seinen Augen, als er mit dankbarer Wärme Erwin die Hand

drückte, versprach mehr, als Worte dieses vermocht hätten. Und durch die That bezeugte er es, daß sein stummes Versprechen ernst und treu gemeint gewesen sey.

* * *

Bei einer spätern Gelegenheit hatte Erwin, um die Kräfte des Knaben zu schonen, welche durch eine mühselige Tagreise, die man zu Fuß durch Dick und Dünn gemacht hatte, ziemlich erschöpft waren, ein leichtes Fuhrwerk genommen, das sie beide zu dem heutigen Nachtlager führen sollte. Der Postknecht, ein junger kräftiger Bursche, mochte nicht minder als seine bequem in der Chaise sitzenden Passagiere durch ein schweres Tagwerk ermüdet seyn, und als diese sich dem Drang zum Schlummern hingaben, schlief auch er, außen auf dem Bocke sitzend, ein, und die Pferde setzten nach Belieben ihre Schritte fort. Plötzlich wurden alle drei durch einen Stoß, der den Wagen erschütterte und zugleich durch den lauten Zuruf eines Wanderers erweckt, der von einer andern Richtung her den Fahrenden entgegenkam. Sie thaten ihre Augen auf und bemerkten zu ihrem Schrecken, daß der Wagen von der eigentlichen Gebirgsstraße hinweg auf einen Fußsteig oder Holzweg gerathen sey, welcher durch Steine und abgehauene Baumstämme als ein wahrhaft halsbrechender erschien. Der erwachte Postknecht suchte zwar so eilig als möglich sein Versehen wieder gut zu machen; er wollte den Wagen umwenden und wieder auf die Fahrstraße bringen, aber der Versuch gelang schlecht, das Fuhrwerk fiel um und der Lenker desselben lag am Boden.

Dem Knaben mochte dieses ein noch niemals erlebtes Ereigniß seyn, denn der schöne gute Reisewagen, dessen sich seine Eltern zu ihren Landpartien bedienten, machte seinen

Weg sicher und ungehemmt auf der Straße durch Wald und Feld, Berg und Thal. Diese überraschende Neuheit des Falles, zusammen mit dem Schmerz, den ihm das unsanfte Zusammenstoßen seines Kopfes mit einem am Boden liegenden Baumast gemacht hatte, regte unsern jungen Engländer zu einer Aufwallung des Zornes an, welche seinem sonst so gemessenen, sittlich stillen Benehmen ganz fremd war.

„Wie kannst du dir, du fauler, unachtsamer Bursche," so fuhr er den Postknecht mit kräftig lauter Stimme an, „es erlauben zu schlafen, während du auf solchem Wege, wie hier alle im Lande sind, zwei fremde Passagiere fährst. Sollte man dich nicht auspeitschen lassen und in ein Kerkerloch sperren, bei Wasser und Brod? Dein schandbares Vergehen ist um so strafbarer, da es nicht bei dunklem Abend, sondern bei noch ganz hellem Tageslicht geschehen."

Die leidenschaftliche Weise, in welcher der Knabe diese Worte sprach, deren Aussprache und Zusammenfügung den Ausländer verrieth, hatte etwas so Komisches, daß Mancher, wenn er davon Zeuge gewesen wäre, darüber gelacht haben würde. Erwin aber lachte nicht, sondern als er zuerst sich überzeugt hatte, daß Robert, außer einer kleinen Quetschung, keine Beschädigung erlitten, der Postknecht aber das Bein verrenkt oder vielleicht gar gebrochen habe, hieß diesen, als der Wagen mit Hülfe einiger Holzhauer wieder aufgestellt war, sich mit in das Fuhrwerk hineinsetzen, während er es selber mit der Geschicklichkeit eines gelernten Fuhrknechtes aus dem Dickicht hinauszog und dann bis zur Station hinfuhr. Hier ließ er zunächst den Wundarzt rufen, welcher das verletzte Bein so wie andere Beschädigungen untersuchte, die der Postillon bei seinem Sturz von den Wagenrädern erlitten hatte. Der arme Mensch, so erfuhr man jetzt,

hatte seit zwei Tagen und Nächten fast ununterbrochen die Fahrpost zwischen Colmar und Straßburg bedienen müssen, zum Schlaf war ihm wenig Zeit geblieben; da hatte seine Natur, freilich gerade auf dem Seitenweg nach den Vogesen, sehr zur Unzeit ihr Recht verlangt. Der Postmeister selber sah dieses ein und Erwins Fürbitte, durch ein Geschenk an den Herrn (angeblich wegen möglicher Beschädigung des Wagens), fand, zum Besten des Burschen, um so leichter ein günstiges Gehör.

„Der Postknecht ist aus der Gegend von Waldbach," sagte der alte Vetter zu Robert, „einem Dorfe, das zur Gemeinde meines Freundes, des Pfarrer Oberlin im Steinthal gehört. Ich erfuhr dieß von ihm, als ich mit ihm, während du schon fest eingeschlafen warst, ein Gespräch anknüpfte, um ihn, dem ich seine Schläfrigkeit wohl anmerkte, wach zu erhalten. Leider hat aber auch mich die Hitze des heutigen Nachmittags so betäubt, daß ich eingeschlafen bin, und bei dem Postknecht hat sich die Neigung zum Schlaf dieselbe Freiheit genommen wie bei uns. Er hatte sich sehr darüber gefreut, als er erfuhr, daß ich seinen Herrn Pfarrer auch kenne und lieb habe. Deßhalb würde ihm deine zornige Aeußerung über sein Versehen sehr wehe gethan haben. Aber zum Glück hat er diese schwerlich verstanden. Denn obgleich hier im Elsaß geboren, versteht er doch fast nur sein Padoa-Deutsch; das Französische aber, namentlich im Munde eines jungen Engländers, ist für sein Waldbacher Ohr ein wenig bekannter Ton."

„Ich trug dem Burschen einen Gruß von mir und dir an den Papa Oberlin auf. Denn von diesem habe ich Euch, deinen Eltern und dir, so Vieles erzählt, und du hast meine Berichte immer mit so großer Theilnahme angehört, daß ich weiß, du wirst den Pfarrer gern auch grüßen

lassen. Der Postillon wird unsern Gruß bei erster Gelegenheit ausrichten, wird auch zugleich dem Papa von unserem Unfall Bericht geben. Und ich kann mir wohl denken, was der Pfarrer darüber sagen wird. Bei der äußerlichen Geschichte unsers kleinen Unfalles und den Umständen, die denselben begleiteten, wird er sich wenig aufhalten, sondern wird etwa so darüber räsonniren: Siehe, mein lieber ehrlicher Christian, solche leibliche und äußerliche Zurechtweisungen läßt der Herr manchmal über uns kommen, damit sie uns als ein Denkzettel dienen, der uns an ganz andere größere Versäumnisse erinnern soll, als das Versäumniß unserer Fuhrmannspflicht bei heißem schläfrigem Wetter ist. Wir sollen unsern Christenwandel immer und ohne Aufhören bei Lichte führen, und das Licht, dessen wir zur Führung eines solchen rechtschaffnen Christenwandels bedürfen, ist auch immer und ohne Aufhören, bei Tag wie bei Nacht bei uns und umleuchtet uns. Wir aber werden gar oft schläfrig in unserem Wandel, schließen unsere Augen vor ihm zu und stolpern im Dunkeln weiter. Da kann uns denn gar leicht in geistiger Weise etwas Aehnliches wiederfahren, als was Euch neulich, beim Umwerfen eures Wagens im Leiblichen zustieß. Und ein Bruch des innern Friedens mit Gott in einem guten Gewissen ist viel schlimmer als ein Beinbruch. Wir können uns in solchen dunklen unbewachten Augenblicken an Gott und den Brüdern versündigen. An diesen Letzteren etwa durch Ausbrüche eines gehässigen oder überhaupt fleischlichen Zornes, welcher niemals das thut, was vor Gott recht ist. Wir müssen uns deßhalb immer, so wie ein Postillon an die gerade Landstraße, an die Gedanken halten, die uns geraden Weges zu Gott führen. Und das sind die Gedanken eines treuen,

rechtschaffnen Gebetes. Daraus kommt uns dann das unverlöschliche Feuer auf den Altar unsers Herzens, dessen Flamme uns immer in die Augen leuchtet, auch wenn diese auf Augenblicke, ja auf Stunden, nach der Schwäche unserer fleischlichen Natur geschlossen sind. Denn dann heißt es bei uns doch: ich schlafe, aber mein Herz wachet. Oder: von Herzen begehre ich Dein auch des Nachts, dazu mit meinem Geiste wache ich frühe zu dir. Oder: wenn ich erwache bin ich bei dir. Darum, mein lieber Christian, halte dich nur immer, so gut du es kannst, im Gebet an die gute Gesellschaft deines Gottes und Herrn, dann wirst du, wenn auch nicht die Gefahr eines Beinbruches, doch die Gefahr eines Friedensbruches mit Ihm vermeiden." —

Ich meine wohl, der Pfarrer Oberlin, wenn er so mit dem Waldbacher Bauernburschen spräche, würde auch uns nach unsrem Herzen reden. Wir möchten ja auch gern immer, bei Tag wie bei Nacht, im Wachen und Schlafen in der guten Gesellschaft bleiben, die der Pfarrer uns empfiehlt. Dann würde es uns auch nicht begegnen, daß uns der Zorn über das bedauernswürdige Straucheln und Versehen eines christlichen Mitbruders so außer uns selber brächte, wie heute dich, mein lieber Robert, das unsanfte Umwerfen unserer Chaise, durch ein sehr natürliches Versehen des wackern Burschen aus dem Steinthale."

Robert schreibt am Schluß dieser Geschichte, von dem Umwerfen des Wagens auf dem Wege nach den Vogesen hinzu: Was ich da beschrieben, das war und blieb auch für mich ein guter Denkzettel, den ich gern mit mir nehmen will, nicht nur zu solchen Fahrten, wie die nach den Vogesen war, sondern auf den ganzen Weg meines Lebens.

36. Die atmosphärische Luft.

Eines der bedeutungsvollsten Gleichnisse im Buche der sichtbaren Werke kann uns die atmosphärische Luft seyn. Wie ein abgespiegeltes Bild im Wasser erinnert sie uns durch ihr Wesen und Wirken an jenen Geist, der über dem Werden im Wasser schwebte; an den Geist, der als ein Odem aus Gott das Todte mit Leben erfüllt, der dem Gestaltlosen Form und Gestalt giebt, den Lebendigen Bewegung, Geschicklichkeit und Kunst verleihet. Wie eine Mutter das Kind mit ihren Armen umfänget, an ihrer Brust es wärmt, so ernähret und behütet, so umspannt die Luft das ganze Rund der Erde, mit allem was auf diesem bestehet. Durch die Luft und ihre zusammenfassende Decke wird dem Erdkreis das strahlende Feuer der Sonne zugeführt und erhalten; sie selber, die Luft, giebt dem irdischen Elemente die Flamme so wie seine feste Haltung und Gestalt; dem an sich todten Fleische Stimme und Kraft des Bewegens; mit dem Eingehen des Lufthauches erwacht, bei seinem Ausgehen verläßt und erstirbt das thierisch menschliche Leben. Nach dem Sinn der Worte in den vollkommensten Sprachen ist deshalb Leben, Seele und Geist, gleichbedeutend mit Odem und Luft.

Die atmosphärische Luft, in der Gesammtheit ihrer Masse, wirkt zunächst auf die irdischen Dinge als ein belastender Druck, welcher dem Weichen seine festere Haltung giebt, das Flüssige vor der Verflüchtigung und Auflösung in Dämpfe bewahrt. Stünden nicht dem allseitigen Drucke der Luft der Drang der Ausdehnung und der Zug der Schwere in festbestimmtem Ebenmaaß entgegen, dann würde jene in überwältigender Weise auf einen großen Theil unsrer Körperwelt einwirken. Denn in der Ebene am Meer übt die Luft auf jeden Quadratzoll eines Körpers den Druck einer Last, welche mehr denn zwölf Pfund, wie auf jeden Quadratfuß über 1800, auf die Fläche aber eines ausgewachsenen Menschenleibes von 15 bis 16 Quadratfuß Rauminhalt mehr denn siebenundzwanzigtausend Pfund beträgt. Dieser Druck der Luft ist es, welcher das nachgiebig flüssige Element des Wassers in den luftleeren Raum einer Saugpumpe 32 Fuß hoch hineintreibt, während er das vierzehnmal schwerere Quecksilber in der luftleeren Glasröhre nur zu der vierzehnmal geringeren Höhe von 27½ Zoll steigen macht. Er, dieser Druck ist es, der das siedende Wasser unten auf der Ebene der Erdfläche so lange vor dem Verdampfen bewahrt, bis es die nöthige Hitze zum Weichsieden des Fleisches annimmt, während dasselbe oben in der Höhe der Cordilleren, wo die Luft dünner, ihr Druck vermindert ist, schon bei einer Wärme des Sudes verdampft, welche zum Garkochen unserer gewöhnlichen Fleischspeisen nicht hinreicht.

Als der Erfinder der Luftpumpe: Otto von Querrike im Jahr 1654 auf dem Reichstag zu Regensburg, vor den Augen des Kaisers und einer großen Menge des deutschen Volkes die beiden Hälften seiner metallnen Kugel

aneinander fügte, da konnte jeder der Zuschauer sie ohne alle Anstrengung von einander trennen. Als aber durch Auspumpen der Luft aus dem innern Raum der Hohlkugel, dessen Durchmesser eine Elle betrug, herausgezogen und hiedurch so weit als möglich luftleer geworden war, da reichte nicht mehr die vereinte Kraft vieler Männer, sondern kaum die von sechs Pferden hin, die man an jeden der eisernen Rinken der beiden Halbkugeln anspannte, um diese auseinander zu reißen.

Ein Beweis für das ungeheure Maaß des Luftdruckes, der den berechnenden Menschen fast erschrecken könnte. Und dennoch kann dieser bald aus eigner Erfahrung es lernen, daß zwar bei dem Verweilen auf einer mäßigen Höhe des Berglandes das Gefühl des leiblichen Wohlbefindens in ihm sich steigere, daß aber in einer Höhe, bei welcher der allseitige Luftdruck auf seine Körperfläche noch unter dieses zuträgliche Maaß abnimmt, sein Blut in ähnlicher Weise als das siedende Wasser zum leichten Verdampfen so geneigt werde, daß jede kleine Anstrengung beim Gehen ihn fast bis zur Ohnmacht ermattet. Wenige Wanderer auf solchen Höhen können das unbehägliche, schwindelartige Gefühl lange aushalten, das sie in solch luftdünnen Regionen anwandelt, in denen die stärkste Menschenstimme zu einem kaum hörbaren Laute, das Abschießen eines Feuergewehres zu einem nur wenig Schritte weit vernehmbaren Halle wird. Denn die Luft und ihre Beschaffenheit sind es, welche in die Todtenstille der irdischen Körperwelt einen Verkehr durch hörbare Töne hineinbringen.

Es sind aber noch andere Kräfte in der atmosphärischen Luft, als das bloße Gewicht und der Druck ihrer Gesammtmasse. Von diesen belebenden, die Flamme entzündenden,

gestaltenden und bewegenden Kräften hätten wir hier noch mehr zu sagen, als von jenem todten, mechanischen Wirken. Nicht aber der ganzen atmosphärischen Luft wohnt jenes höhere Vermögen bei, sondern nur dem einen Mischungstheil derselben, welcher als Lebensluft benannt ist. Mit Recht führt er diesen Namen, denn alles was uns in unserer irdischen Sichtbarkeit als ein Leben erscheint, das empfängt durch die Lebensluft und die in ihr gebundene elektromagnetische Flamme seine Anregung. Selbst das bloße Eisen für sich allein würde kein anderes Eisen an sich ziehen und wieder abstoßen, wenn es nicht durch seine Verbindung mit einer abgemessenen Gewichtsmenge von Lebensluft zum Magneteisenstein geworden wäre. Das dürre Holz von einer sonst leicht brennbaren Natur, auch wenn wir es durch mechanische Kunst bis zu einem Wärmegrad der Schmelzöfen erhitzten, würde niemals sich wahrhaft entflammen, wäre nicht die Lebensluft da, durch deren Verein mit dem brennbaren Körper die Flamme sich entzündet. Wäre auch der ganze Luftkreis mit dem einen Hauptbestandtheil des Wassers, dem Wasserstoffgas, gefüllt und es fehlte die Lebensluft, dann würde es kein Wasser geben, denn dieses tropfbar flüssige Element entstehet nur aus dem Verein der Lebensluft mit dem Wasserstoffgas. Das gesammte Steinreich unserer Gebirge, mit Ausnahme der Metalle, vor allen der sogenannt edlen, und einiger weniger Körper, z. B. des Diamantes, hat seine Gestalt und sein Wesen nur durch die Verbindung des einen seiner Elemente mit der Lebensluft empfangen. In allen Höhen und Tiefen der irdischen Natur lebt kein Thier, welches ohne das Athmen der Lebensluft bestehen und leben könnte.

Denn auch dadurch, daß sie dem Leben in all seine

verborgensten Wohnstätten nachgeht, bezeugt es die Lebensluft, daß sie zunächst, wie ihr Name es sagt, für die Erhaltung des Lebens da sey. Auch der Fisch, in der untersten Tiefe seines Sees, athmet noch Luft und zwar in größerer Reinheit als das auf der Anhöhe des Ufers wohnende Thier.

In gleicher Weise nämlich als der Schwamm das Wasser, sauget das Wasser selber die atmosphärische Luft ein, und in dem Gewässer, das durch künstliche Vorrichtungen aus Tiefen der Meere von mehreren tausend Fußen geschöpft ist, findet sich noch Luft. Und zwar eine solche von ungleich größerem Gehalt an Lebensluft, als die an der Oberfläche hat. Sonst bleibt überall das Verhältniß der beiden Hauptbestandtheile der Atmosphäre: der Lebensluft und der Stickluft das Gleiche, in der dünneren Luftschicht sowohl der Hochgebirge, als in der Ebene am Meer. Obgleich beide Luftarten ihrem Wesen und Wirken nach so ungleich sind als Fleisch und Geist, nur dem Raume nach zusammengepaart, ohne sich gegenseitig durch einen Uebergang der Natur des einen in die des andern ineinander aufzulösen und ihr Wesen aufzugeben.

Die Lebensluft, auch in dieser Zusammengesellung mit einer Hülle von fremdartiger der eigentlichen Vereinigung widerstrebenden Natur, zeigt sich dennoch geneigt in jeden Verein mit den irdischen Elementen einzugehen, aus welchem eine Regung zum Leben, zur Flamme und zur neuen Gestaltung hervorgehen kann. Denn auch in dieser neuen, im Verein mit den niederen Elementen entstandenen Gestaltung zündet das Feuer der anfänglichen Entflammung noch fort und die Lebensluft in ihrer Unterkleidung mit Kohlenstoff zur Kohlensäure geworden, gibt den Quellen ihre heilsam erfrischende Kraft, erzeuget, im Wechselverkehr mit

noch anderen Elementen den feurigen Wein, wird zu einem Ernährer des Gewächsreiches in all seinen tausendfältigen Arten.

So ist die Lebensluft nach allen Richtungen hin das Bild einer Schöpfermacht, welche das Leben wecket und das Feuer desselben unterhält und nähret. Sie ist ein unversiegbarer Quell des Lebens, der sein Wasser, wie das Herz sein Blut, zwar ohne Aufhören in unzählbar viele großere und kleinere Gefäße eingehen lässet; dennoch aber zu gewissen, nach höheren kosmischen Gesetzen bestimmten Zeiten, wie in den ersten Tagen des Frühlinges, wenn die Luft von vielem, ihr fremdartigem Beigemisch gereinigter ist, in ganz besonders kräftiger Weise den Strom seiner Segnungen über die ganze Welt der Lebenden ergießet.

Wir betrachten diese verschiedenen Seiten des Wesens und Wirkens der atmosphärischen Luft, nach ihrer abbildlichen Bedeutung, etwas näher, zuerst in dem Luftdruck.

37. Die Last der Arbeit und Mühe des täglichen Lebens.

Der Inhalt des nachstehenden Gleichnisses findet in der 24. Parabel (S. 182 bis 190) eine tiefergehende Grundlage, doch lässet das mächtige Bild der Cherubim, deren Werk das Gebet ohne Aufhören ist, Raum genug unter seinen Fittichen, auch noch für andere Bilder, die von gleichartiger Bedeutung sind.

Ich habe schon anderswo der sinnvollen Parabeln erwähnt, welche ein Maler aus einem früheren Jahrhundert in dem alten Rathhaussaal zu Nürnberg in Bildern ausgesprochen hatte. Ein solches Bild fand sich in einem der hohen, innern Fensterbögen an der Wand. Es war eine Pendelschlaguhr mit Gewichten, wie man sie jetzt noch in den Zimmern sieht, und darunter stand der lateinische Reim: ubi onus, ibi sonus (wo Last ist da gibts Klang).

Dergleichen Gewichte an der Uhr unseres Lebens, deren Getriebe im Innern ist, während das Gewicht meist als äußerlich sichtbares erscheint, gibt es gar mancherlei und viele, ebenso wie es bleierne, steinerne, hölzerne an unsern Stubenuhren gibt. Die eine Art derselben können wir

wohl unter dem allgeinen Namen: Arbeit und Mühe zusammenfassen, denn daß der Mensch sein Brod essen soll, im Schweiße des Angesichtes, das ist ein göttliches Gebot. Und wenn das Getriebe im Innern vollständig und in gutem Stande ist, da fehlt es bei der Last auch nicht an dem Ton: an dem guten hellen Klang; dieser Klang ist das Gebet zu Gott um seinen Beistand, seine Bekräftigung und seinen Segen. Wer aber solchen Klang gerne hat und von sich hört, der wird sich auch den Zug der schweren Gewichte gern gefallen lassen.

Zu verwundern ist es übrigens nicht, sondern ganz natürlich und leicht begreiflich, wenn der Mensch, vom Weibe geboren, sich manchmal nach der Befreiung von der Mühe und Arbeit seines leiblichen Lebens sehnt und, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu darbietet, von der Freiheit: der Entbindung von der alltäglichen Bürde Gebrauch machet. Dabei ergeht es jedoch manchmal seiner gesunden Natur, wie starken Leuten, wenn sie aus dem gewohnten Luftdruck ihrer heimathlichen Ebene hinaufkommen in eine Höhe, wo die Luft so gar leicht und dünn ist. Es wird ihnen unheimlich zu Muthe, sie können es da oben, wo der gewohnte Druck der Luft ihnen fehlt, nicht lange aushalten.

Von einem Seifensieder in London erzählt man, daß er in seinen spätern Jahren, als er durch redlichen Fleiß und Gottes Segen zu großem Reichthum gekommen war, daran gedacht habe, sich, wie man zu sagen pflegt, in Ruhestand zu versetzen und sein Leben in der Freiheit von aller Arbeit angenehm zu genießen. Er verkauft deßhalb die Seifensiederei an seinen Gesellen, begibt sich auf ein Landgut, das er sich erworben, und spaziert da ungehemmt von allen Sorgen in seinem Garten und Feldern herum.

Einige Wochen geht das so seinen Gang, dann aber will es nicht mehr gut thun. Es fehlt dem Mann etwas, er weiß selber nicht was. Da schreibt er hinein in die Stadt, an seinen gewesenen Gesellen und bittet diesen gar schön, er möge es ihm doch sagen lassen, wenn er wieder den nächsten großen Sud von Seife und Lichtern vorhabe. Er wollte denn auch gern dazu kommen und mit helfen.

In ihrer einfältigen, gotteskindlichen Weise stellen uns die Altväter mehrere Beispiele vor Augen, denen eine gleiche Lehre zu Grunde liegt. Wenn sie auch Einigen von uns schon bekannt seyn sollten, halten wir sie dennoch einer Wiederholung nicht für unwerth.

Einer der Brüder, so berichten die Einsamen, war sehr klein von Person, und wäre doch gern eben so groß als sein Bruder, ja größer noch als dieser gewesen. Dazu war sein Name Johannes, der gleiche mit dem des hohen Vorläufers Christi auf Erden, von welchem der Herr selber bezeuget hatte, daß derselbe unter allen von Weibern Geborenen der Größeste gewesen sey. Und warum sollte er nicht auch ein Solcher seyn und werden können? Hatte er doch auch schon öfters davon gezeugt, daß Jesus der Christ sey, und wollte das gegen Jeden thun, der ihn darum befragte. Da sprach er eines Tages zu seinem Bruder: „Ich will hinaus gehen in die Wüste, will mich nähren von Heuschrecken und wildem Honig. Da bedarf es der Arbeit und Mühe um das tägliche Brod nicht mehr. Christus wird mich besuchen, wie den Täufer am Jordan, denn ich werde von nun an ein Leben der Engel führen und seyn, so wie die Engel sind.“ —

Der Bruder hatte gegen das „Werden wie die Engel sind“ vor der Hand nichts einzuwenden und sein bisheriger

kleiner Hausgenosse warf alle überflüssigen Kleider von sich, zog ein einfaches härenes Gewand an seinen Leib und eilte hinaus in die von Menschen unbewohnte Wildniß. Wie viel es dort für ihn Heuschrecken und wilden Honig, so wie Beeren und Wurzeln gab, wissen wir nicht. Aber das wissen wir, daß, so sehr er auch fastete und betete, dennoch weder ein Engel, noch weniger aber Christus der Herr bei ihm zu Besuche sich einstellte. Da wurde es ihm, so ganz allein und verlassen von aller menschlichen Zusprache, unheimlich und gleich wie schwindlich zu Muthe. Eine Woche mit großer Mühe hielt er das von aller Arbeit freie vereinsamte Engelleben aus, dann konnte er es nicht mehr ertragen; eines Abends läuft er, als ob Jemand ihn jagte, aus der Wildniß davon, kommt zur Hütte seines Bruders, klopft an der verschlossenen Thüre an und bittet um Einlaß.

„Wer bist du?" fragte ihn der Bruder, „der so spät noch zu mir herein will?"

„Ich bin Johannes, dein Hausgenosse," erwiederte der draußen.

„Das kann nicht wahr seyn," spricht der Bruder. „Aus dem Johannes, welcher mit mir in dieser Hütte wohnte, mit mir betete, arbeitete, aß und schlief, ist ein großer Johannes der Täufer geworden und er führet mit Christo ein seliges Leben der Engel. Dieser kommt nicht mehr zu meiner Hütte."

Der Andere fährt wohl noch ein Weilchen fort zu klopfen, aber der Bruder geht wieder auf sein Lager und hört ihn nicht. Jener muß warten und sich gedulden bis an den Morgen.

Man kann es jetzt vernehmen, daß der Bruder drinnen wach sey, da klopft der Andere ganz bescheiden und leise wieder an.

„Wer ist draußen?“ fragt der Bruder von Neuem. — „Ich bin dein Bruder, der kleine Johannes, ich will gern wieder bei dir wohnen, mit dir beten, arbeiten und das tägliche Brod essen.“

Da öffnet ihm der Bruder die Thüre, nimmt ihn freundlich in seine Arme und aus dem Johannes, klein von Person, ist nachmals noch ein großer Abt geworden.

Ein anderes Beispiel, das die Altväter erzählen, will uns die gleiche Lehre geben.

Zu den Einsamen, die am Berge Sinai wohnten, kam eines Tages ein fremder, hochgelehrter Bruder, während jene so eben gar fleißig mit ihren Handarbeiten beschäftigt waren. „Was thut ihr da?“ fragte er sie. „Ihr wirket Speise die vergänglich ist. Maria aber still sitzend zu den Füßen des Herrn hat das gute Theil erwählet.“ —

„Auch diesen guten Theil, mein Bruder,“ so antwortete der alte Abt der Einsamen, „haben wir durch Gottes Gnade empfangen, und wir theilen dir gern von seinen Gaben mit.“

Der Alte befahl hierauf einem der Jünger, er solle den Fremden in eine vom Geräusch abgesonderte Celle führen und ihm dort ein Buch zu seiner Erbauung geben. Der Fremde setzt sich daselbst und liest mit eifriger Andacht in dem Buche. Als aber die dritte Stunde nach Mittag kommt, und man ihn noch immer nicht zum Essen ruft, da erhebt er seine Augen oft vom Buche und blickt hinaus nach der Gegend des Speisesaales, um zu sehen, ob noch Keiner käme, der ihn zur Tischgesellschaft riefe. Es kam aber Keiner und er selber machte sich auf den Weg zur Celle des Abtes. „Werden,“ so fragte er, „die Brüder noch immer nicht essen?“ — Das ist schon geschehen, antwortete der Abt. — Und

warum hat man mich nicht zur Gesellschaft gerufen? — Du bist ja, antwortete Jener, schon ein geistlicher Mensch, der nicht mehr nach vergänglich leiblicher, sondern nur nach unvergänglich geistlicher Speise verlangt. Diese nun findest du in geistlichen Büchern und Betrachtungen. Wir aber sind von fleischlicher Natur und bedürfen auch der vergänglichen Nahrung.

Der gelehrte Gast nahm sich diese Ermahnung des Alten wohl zu Herzen. Ich habe euch Brüder, so sprach er, belehren wollen aus dem Buchstaben der Schrift, Ihr aber habt mich durch die That und Wahrheit in ihren Sinn geführt. Vergebt mir meinen Hochmuth. — Da nahm ihn der Abt freundlich bei der Hand, führte ihn zu der für ihn zubereiteten Mahlzeit und sprach: Siehe du, lieber Bruder, an unserm Berge gibt es weder Felder noch Aecker. Das Brod, das wir essen und das wir mit unsern Gästen, so wie mit vielen hungernden Söhnen der Wüste theilen, müssen wir durch unserer Hände Arbeit erwerben. Darum muß bei der Maria auch eine Schwester Martha im Hause wohnen, denn mit Maria zugleich ward auch Martha von dem Herrn geliebt und gelobt.

38. Last der irdischen Leiblichkeit.

Diese in mehr oder in minder schmerzlicher Weise müssen wohl alle Menschenseelen empfinden. Bald drückt sie uns im Haupte, bald in der Brust, bald im Unterleib oder in den äußeren Gliedern und wir dürfen froh seyn, wenn sie uns nicht (als Krankheit) auf's Lager wirft. Das äußere Gewicht bleibt dabei nicht immer das gleiche, sondern seine niederziehende Wirkung auf den hinanwärts nach dem heitern Himmelsblau strebenden Geist wächst und wechselt selbst mit der äußeren Witterung und ihren Veränderungen, oder wird von andern geringfügig scheinenden äußeren Einflüssen so verstimmt, wie die Saiten einer Violine, wenn eine fremde, muthwillige Hand sie mit Talg bestrich. Eben entlockte der Strich der Künstlerhand den Saiten noch liebliche Töne, jetzt sind sie verstummt. So wechselt in uns nicht selten die heiterste Seelenstimmung mit einer Trübung und Hemmung, welche, wir wissen nicht wie, aus unserer Leiblichkeit, gleich einem Nebel aufsteigt und das Licht des Geistes überwölkt.

Auch in der atmosphärischen Luft ist jener Theil, den wir als ein Abbild der Seele oder des geistigen Wesens in uns bezeichnen möchten: die Lebensluft gleichwie mit einem

hemmenden Leibe umkleidet oder zusammengesellt: mit dem Stickgas. Sie läßt sich durch unsere Kunst von diesem Uebergewand entkleiden und in ihrer vielkräftigen Besonderheit darstellen. Ungleich leichter noch, als in ihrer Vermengung mit dem Stickgas, geht sie jetzt Verbindungen mit dem ganzen weiten Reiche der Stoffe ein, mit denen sie in nächster chemischer Verwandtschaft stehet. Zu der Gesellschaft von dieser gehören selbst mehrere Elemente unseres Leibes, zunächst aber der Kohlenstoff unseres Blutes. Zwar in diesem würde das Feuer auf dem Heerde des leiblichen Lebens bald verlöschen, wenn die Lebensluft durch ihren Verein mit der Kohle sie nicht unterhielte; wohl aber ist durch die Erfahrung erwiesen, daß ein langanhaltendes Einathmen der reinen Lebensluft der gesunden Erhaltung des Leibes nicht zuträglich seyn würde.

Die Folgen einer solchen gewaltthätigen Entkleidung der Lebensluft von der ihr zugesellten Leiblichkeit der Stickluft könnten noch weiter ins Allgemeine gehen, sobald jene Entkleidung eine allgemeinere, schrankenlosere würde. Es sind nicht die lebendigen, die Luft ein- und ausathmenden Wesen allein, mit welchen die Lebensluft in jenem wohlthätigen Wechselverkehr steht, das durch die Beigesellung der Stickluft in seinem guten, zuträglichen Maße erhalten wird, sondern sie würde in ihrem von ihrer Beigesellung abgeschiedenen (entleibten) Zustand dem Zuge nach einem Reiche der Tiefe (der niederen Elemente, welche von entzündlicher, gährungsfähiger Natur sind) so hingegeben seyn, daß ihre höhere, gesunde Stellung für das organische Leben dadurch gefährdet wäre.

Was wir so eben von den Folgen einer gewaltthätigen Entrückung der Lebensluft und ihrer Umkleidung mit der

Stickluft sagten, das läßt sich auf manche Züge aus der Geschichte unseres eigenen Seelenlebens anwenden. Auch die Seele kann von ihrem irdischen Elementarleib geschieden, ein für sich bestehendes Etwas seyn. In vollkommenem Maaße wird sie dieses am Ende ihres irdischen Lebens im Tode; in annähernder, ungewöhnlicher meist krankhafter Weise kann sie schon während ihres Erdenwandels zu einem gewissen Grade der Entbindung von ihrem Leibe gelangen. Es geschieht dieses in jenen Zuständen, welche man als magnetisches Hellsehen oder als Ekstase, ja als Verzückung bezeichnet hat. Zu solchen Zuständen wird die menschliche Natur ganz besonders auch durch jene sogenannten Abtödtungen des Leibes geneigt gemacht, welche eine Folge sind leiblicher Leiden, so wie der Entziehung der Nahrung, des Schlafes und anderer alltäglichen Bekräftigungsmittel. In ihrer kindlich einfachen Weise sprechen sich über den Werth und die Bedeutung solcher (zuweilen scheinbar hoher) Zustände die Lehren der Altväter aus. In ihrem einsamen Leben, in ihrem äußern, leiblichen Mangel haben diese freilich ein Werk der Abtödtung des Fleisches geübt, das Wenige zur Nachahmung reizen mag. Und das was man magnetisches Hellsehen, Ekstase, Verzückung, auch wohl himmlisches Gesicht nennen könnte, ist ihnen aus Erfahrung wohl bekannt gewesen. Aber sie hielten keineswegs etwas Besonderes darauf, sondern erkannten in ihm eine Gefahr für die Seele, ähnlich jener leiblichen, in welche die Anfälle von Schwindel einen Menschen bringen, der an einem gähen Abhang der Felsen oder am Rand eines Abgrundes hingeht. Am meisten erkannten sie solche geistige Lebensgefahr in jenen Gesichten und wunderbaren Offenbarungen, welche die bethörte Menge als göttliche zu preisen pflegt. Gegen solche

Heimsuchungen pflegten sie die Waffe der Demuth mit größestem Ernst zu gebrauchen, und diese trieb wie ein gesunder frischer Wind die bösen Dünste aller solcher gespenstigen Trugbilder von ihnen hinweg.

Einem Einsamen in seiner Zelle, so erzählen die Berichte der Altväter, der schon öfter durch solche innere Gesichte beunruhigt worden war, ohne sich durch sie in seinem Werk des Gebetes und der Arbeit stören zu lassen, ja ohne nur auf sie zu achten, sey einst der Herrscher im Reiche der Finsterniß selber erschienen. Derselbe trat in glänzender Gestalt vor ihn hin und sprach: „Wie? willst du deine Augen noch immer vor mir verschließen? Ich bin Christus der Herr selber, der zu dir kommt." Der Alte aber sprach: „Ich verlange Christum den Herrn hier in diesem Leben nicht zu sehen; denn ich bin keiner von den Reinen, welche das Angesicht Gottes schauen. Dereinst aber, wenn Er sein Werk an mir zu Stande gebracht hat, werde ich Ihn sehen wie er ist." — Bei diesen Worten verschwand die Täuschung der Lüge wie ein Nebelgebilde.

Einem andern Bruder, so sagen jene Berichte, sey ein Geist der Finsterniß, verstellt in die Gestalt eines Engels des Lichtes erschienen. Siehe mich an, sprach der Lügengeist, ich bin der Engel Gabriel, zu dir gesandt. — Siehe wohl zu, sprach der Alte, daß du nicht zu einem andern gesandt seyst als zu mir. Denn ich bin kein Solcher, zu dem die Engel in sichtbarer Gestalt kommen, sondern ein armer Sünder, der an der gewissen Zuversicht dessen, das er hoffet und nicht siehet, sich gern genügen lässet.

Während in solchen Fällen, nach der gesunden Lehre jener Alten, die Gefahren der Seele durch die Kraft der Demuth abgewendet wurden, bezeugten dagegen andere Bei-

spiele, daß ebenso wie die Demuth aus all solchen Gefahren der Lüge hinausführt, der Hochmuth in dieselben sich hineinstürze. „Eure Augen werden sich zum Erkennen aufthun; Ihr werdet seyn wie Gott," so lauteten die Worte der ersten Lüge, die der Mensch vernahm und durch welche er sich täuschen ließ. Die gleiche Verführung zum Hochmuth blieb unserer Natur immer zur Seite und ihr Weg ging zum Tode. Einige der Einsamen unterlagen derselben, denn es schmeichelte ihrem Hochmuth, mit der Welt der Geister: der Engel, ja mit Gott selber in sinnlich wahrnehmbaren Verkehr zu treten. Da gab sich der Eine von ihnen dem Blendwerk der Lüge, welches er für eine göttliche Aussprache hielt, so hin, daß er seinen eigenen Vater mit dem Beile erschlug, ein Anderer tödtete seinen Sohn. —

Wir halten uns nicht an die Form solcher Berichte jener Alten, sondern an die Lehre, welche darin liegt. — In welche Rasereien des hochmüthigen Fürwitzes sind in unsern Tagen jene Schwarmgeister gerathen, welche einen Verkehr, wie sie sagen, mit der Geisterwelt, ja mit der Gottheit selber durch ein kindisches Gaukelwerk ihrer Psychographen und ähnlicher Dinge zu erzwingen suchen. Der eitle Wahn von der hohen Bildung des Geistes unserer Zeit möge von tiefer Beschämung ergriffen werden, wenn er unter den Genossen seines jetzt lebenden Geschlechtes solche Stimmen eines Tollhauses vernimmt, dessen weites Gebäu über den Raum zweier Welttheile sich ausdehnt. Jeder gesunde, natürliche Sinn wird die unwürdige Tonart der Lüge in dem Gerede solcher Irrgeister, angeblich über hohe und göttliche Dinge, erkennen und mit Grauen sich davon hinweg wenden.

So wollen wir uns gern, wie jener oben erwähnte Altvater,

an der gewissen Zuversicht dessen, das man hoffet und nicht siehet, genügen lassen. Wir haben Mosen und die Propheten: wir haben das Wort der Offenbarung, das der Geist der Wahrheit uns als ein sicheres Licht auf unserm Wege gab. Nicht durch Verzückungen und innere Gesichte, in denen die Seele zuweilen durch krankhafte Anregungen ihrer Leiblichkeit enthoben wird, am allerwenigsten aber durch psychographische Blendwerke einer Lüge, die aus der Finsterniß aufsteigt, wollen wir uns verführen lassen.

„Es ist nicht gut," so hat der Schöpfer bei einer andern Gelegenheit gesagt, „daß der Mensch allein sey." Wir aber, nach dem armen Maaß unserer Erkenntnisse, möchten sagen, es wäre nicht gut, wenn die Menschenseele, von der Last ihres irdischen Leibes ledig, schon hienieden ohne ein neues, ihr nöthiges Gewand, dem Zug ihrer Verwandtschaften zu einem Reiche der psychischen Dinge folgen könnte. Die Hand des Führers durch das dunkle Thal des Todes soll uns die Pforten aufthun und in das Reich der jenseitigen Welt geleiten. Der freche Fürwitz, der, ohne diesen Führer zu erwarten und seine Hand zu fassen, hineindringen will, wird statt des natürlichen Todes einen andern „König der Schrecken" finden, in dessen Hände wir nicht gerathen wollen.

Der Leib soll dem in ihm wohnenden Geiste ein Zuchtmeister seyn und bleiben, er selber aber zugleich durch ein Werk des Geistes an ihm zu einem Tempel Gottes werden.

39. Ein Ausgeben und Einnehmen der Lebensluft.

Das wache Leben, mit all seinen Bewegungen und Mühen, würde nicht lange in seinem gesunden Fortgang bestehen können, wenn der wohlthätige Schlaf es nicht abwechselnd in seine Arme nähme und ihm seine Augen schlöße. Darum, so schön und freudenreich auch der Tag war, sehen wir dennoch sein munteres Licht gerne dem Dunkel der Nacht weichen, wenn das Verlangen nach Ruhe sich in uns regt. Was das Wachen unserem Leibe an Kräften nahm, das gibt der Schlaf ihm wieder; was der gesunde Schlaf ihm brachte, das wird durch die Mühe und Arbeit des Wachens verzehrt.

Ein großes, durch die Reiche unsrer irdischen Sichtbarkeit hindurchgehendes Beispiel solcher gegenseitiger Erstattung des Mangels, das in dem Einen ist, durch die Fülle welche das Andere hat, liegt uns in dem Verhältniß des Pflanzenreiches zum Thierreich, so wie umgekehrt des Thierreiches zum Pflanzenreich vor Augen. Schon im Allgemeinen kann man sagen: die Erhaltung des lebenden Thierreiches beruhet auf dem Vorhandenseyn des Pflanzenreiches, so wie umgekehrt

dieses seinen kräftigen Fortbestand durch das Thierreich empfängt. Denn die vollkommeneren Thiere nehmen ihre Nahrung entweder unmittelbar aus den Pflanzen oder mittelbar aus solchen Thieren, die sich von Pflanzen nähren, und auch die minder vollkommenen im feuchten Erdreich und im Gewässer vorhandenen empfangen ihre Speise aus Elementen von vegetabilischen Wesen. Nach der andern Seite hin sind es die Stoffe, die aus dem Thierreich kommen, welche den Pflanzen ihr gesundes Wachsthum und Gedeihen geben.

Im Besondern zeigt sich uns dieses gegenseitig und hülfreich sich ergänzende Verhältniß zwischen Thieren und Pflanzen in Beziehung auf das Ausgeben und Einnehmen der Lebensluft. Die grünende Pflanze haucht unter dem Einfluß des Lichtes die reine Lebenluft aus, deren das athmende Thier zu seinem Fortbestehen bedarf, so wie umgekehrt die kohlensaure Luft, welche das ausathmende Thier von sich gibt, ein Nahrungsmittel der Pflanze ist.

Der wohlthätige sich ergänzende Gegensatz zwischen Pflanzen- und Thierreich kann uns ein Gleichniß seyn, das nach seinem Maaße auch auf unser eigenes Thun und Wesen ein belehrendes Licht fallen läßt.

Das Wort der Wahrheit redet von einem verborgenen Menschen des Herzens in uns: einem sanften und stillen Geiste, welcher köstlich geachtet ist vor Gott. Es zeuget von einem Stilleseyn der Seele vor Gott, ihrem Helfer, und der große Seher des noch fernzukünftigen neuen Bundes ermahnet uns zum Bleiben in dieser Stille. „Denn,“ so spricht er, „durch Stilleseyn und Hoffen werdet Ihr stark seyn.“ Diese schweigende, ruhende Hingabe der Seele in die Gnade, in das Erbarmen ihres Gottes ist es, aus deren Quell die Stillen im Lande den Trost ihres Lebens und

Kraft empfangen, zum Siege über alle Hemmungen und feindlichen Mächte der Welt.

Wir dürfen wohl diesen stillen Geist in uns, welcher ohne sich in eigner Kraft zu bewegen, die Strahlen des Lichtes von oben in sich aufnimmt, und diese Segnungen des innern Friedens und der Freude an Gott über unser Wesen ausgießt, mit den Stillen, Schweigenden im Reiche der irdischen Sichtbarkeit: den Lilien auf dem Felde und dem gesammten Gewächsreich vergleichen, die selbst thätig bewegende, im Dienst des eigenen Willens stehende Kraft des Geistes mit dem Thierreich.

Die lauten Stimmen des Thierreichs würden bald verstummen; das Singen und Springen, das muntere Geschäftigseyn und Kämpfen desselben bald zur Ruhe sich legen, wäre ihm nicht das Pflanzenreich zur Seite gegeben, als ein lebender Quell im stillen Thale, der sein immer frisches Wasser von obenher aus dem vom Berge hinabdringenden Thau und Regen des Himmels empfängt.

40. Die lauteste Stimme der irdischen Natur.

Wir sprachen vorhin (S. 279) von der Eigenschaft der atmosphärischen Luft, den Schall und alle Töne für unser Ohr hörbar zu machen. Wenn wir eine Uhr von lautem Schlage ihrer Glöckchen hineinstellen in den luftleeren (möglichst luftdünnen) Raum einer Luftpumpe, dann setzt zwar ihr inneres Getriebe in der Feder, der Kette, der Räder seine Bewegungen noch eben so rasch und kräftig fort, als dieß außen in der gemeinen atmosphärischen Luft geschah. Wir sehen auch durch das helle Glas der Luftpumpenglocke, daß die Zeiger am Zifferblatt noch in gleicher Zeit fortrücken. Wenn sie aber jetzt zu einem oder dem andern der Theilungspunkte der Stunde gekommen sind, da sehen wir zwar die Hämmer der Uhr sich erheben und auf ihre Glöckchen aufschlagen, aber unser Ohr vernimmt davon keinen Laut.

Das Umgekehrte findet statt, wenn der tönende Körper und das aufmerkende Ohr in einem Raum sich befinden, dessen eingeschlossene Luft durch unsere Kunst über das gewöhnliche Maaß zusammengedrückt und verdichtet worden ist. Hier wird selbst der gewöhnliche Ton der Menschenstimme zu einem donnernden Laut.

So wie die Luft eine Trägerin der Stimmen und Töne ist, so zeigt sie sich auch als eine erzeugende und ausgebärende Mutter derselben. Der Donner in den Wolken ist die erste mächtige, gewaltige Stimme, welche mit ihrem im Engthal des Gebirges weithin fortrollenden Wiederhall das Schweigen auf der Feste der Erde unterbricht. Daß aber die Luft auch zur Erzeugung noch ganz anderer Laute geeignet sey als die des Donners sind, dies bezeugen jene elektrischen Anregungen derselben, welche, wie die Luftmusik auf Ceylon (die sogenannte Teufelsstimme) am meisten bei stiller Nacht das Volk in Verwunderung und Schrecken setzen.

Daß die eingeathmete und ausgestoßene Luft es sey, welche den Thieren ihre Stimme und Töne, dem Menschen die Macht zum lauten Sprechen seiner Worte verleihet, ist eine uns Allen naheliegende Erfahrung.

In all diesen Zügen kann uns die atmosphärische Luft ein Gleichniß seyn von jenem Geiste aus Gott, der in dem Geist des Menschen die Gabe der Sprache weckt und diese zu ihrer Vollendung führt. Die ältesten Sprachen der geistig gebildeteren Völker bezeugen es durch ihre Werke, daß eine Weihe der Begeisterung über ihnen waltete und dieselben durchdrang. Auch die Entwicklungsgeschichte der neueren Sprachen lehrt es uns, daß jeder Aufschwung zur Veredelung, zur höheren Kraft und Schönheit der Sprache durch Stimmführer und Meister derselben herbeigeführt wurde, welche die Weihe der göttlichen oder der wahrhaft dichterischen Begeisterung in ungewöhnlicherem Maaße vor Andern empfangen hatten.

41. Die Blüthen- und Erntezeiten des Geistes.

Der hohe Seher des Endes der Reiche der Welt und des Anfanges eines ewigen Königreiches: Daniel, hatte sich erhoben von seinem Morgengebet. Schauend in die weite Ferne des Landes und schweigend stand er an dem geöffneten Fenster der Sommerlaube seines Hauses zu Susan. Es war nicht der Strom mit den Gärten der Palmen und der edlen Gewürze, es waren nicht die Herrlichkeiten einer paradiesisch schönen Natur, in deren Mitte die Herrscher der Perser und Meder ihren Lustsitz: die Burg der Lilien [1] gebettet hatten, was den Geist des Sehers zu jenem selig träumenden Entzücken erhob, das in seinen Blicken und Zügen des Angesichtes sich aussprach. Denn er bemerkte kaum das was sichtbar ihm vor Augen lag, sondern er schaute im Geist nach einer Stätte hinüber, welche nicht eine bald auf- bald wieder untergehende Sonne, sondern die Herrlichkeit Gottes, die ohne Wandel und Wechsel ist, ihren Glanz und ihre Kräfte des Lebens ergießt.

Im Inneren des Sehers tönten noch jene Worte nach, welche der Geist aus Gott im Gebet ihm eingehaucht hatte,

[1] Der Name Susan bedeutet Lilie.

sie wurden bei ihm laut in dem Gesang eines Liedes nach der Tonweise des Tempels zu Jerusalem:

„Der Herr ist groß zu Zion und hoch über alle Völker. Man danke deinem großen und wunderbarlichen Namen, der da heilig ist. Im Reich dieses Königes hat man das Recht lieb.“ — —

Der treue Diener des Sehers, Heman, der Sohn Baruchs, war leise in den Saal eingetreten, er nahete, ehrfurchtsvoll grüßend, dem fürstlichen Seher.

Heman, so fragte ihn Daniel, welche Stimme und Worte des Zornes waren es, die ich heute beim ersten Grauen des Morgens, als ich das Fenster aufthat, aus deinem Munde vernahm? Ich erkannte deine Stimme, obgleich ich sie sonst immer nur in sanftem, niemals noch in solch heftigem Ton vernommen. Und wer war der Andere, welcher durch sanften und bescheidenen Widerspruch dich so entflammte?

Es war Magalath der Jüngling, dein liebster und bester Schüler unter den jungen Magiern und Sternsehern, die du öfters in Babylon um dich versammelst, um ihnen das Verständniß aufzuthun für jene höhere Weisheit, die du aus den Lehren unseres Gesetzes und der Propheten gewonnen hast. Du weißt es, mein Fürst, daß dieser Jüngling die Worte, die du sprachst, immer tief zu Herzen genommen hat, und mit dem Inhalt der Bücher Mosis und der Propheten vertraut ist.

Aber wodurch, so fragte Daniel, regte der Jüngling deinen Zorn auf?

Ich muß mich in Scham vor dir beugen, o Herr! und dir bekennen, daß mein Eifer nicht gerecht war. Magalath hatte einen Theil der Nacht in kindlich vertraulichem Gespräch mit mir verbracht, da kam seine Rede auf Israels jetzigen armseligen, schmachvollen Zustand. Darüber entbrannte mein Zorn. Ich schüttete meinen Grimm über

Magalath aus, welcher mir in diesem Augenblick, wie die meisten seines Volks, als der Feind und Verächter Israels erschien. Meine harten Worte betrübten ihn bis zu Thränen, und er bat mich, ich möge ihn zu dir führen, damit du ihn trösten oder zurechtweisen mögest.

Du hast nicht für die Ehre deines Gottes und seines Tempels geeifert, o Heman, sondern für einen Ruhm, für eine äußerliche Ehre deines Volkes, welches still unter Gottes Gericht sich beugen sollte. Doch lasse den Jüngling zu mir kommen.

Magalath nahte mit seiner nach der Sitte des Landes anbetenden Begrüßung dem Fürsten. Was führte dich hieher nach dem Schlosse Susan, fragte Daniel ihn freundlich.

Darius der König, so antwortete der Jüngling, hat uns rufen lassen. Einige der Sternkundigen aus Babel, unter ihnen auch ich, sollten genau nach dem Stand der Gestirne es erforschen, ob nicht unsere frühere Angabe, nach welcher der Frühlingsanfang schon gekommen ist, eine irrige sey, weil die Blüthen der Dattelpalme noch kaum sich aufgethan und die Feigenbäume die Zierde ihrer frischen Blätter erst seit Kurzem gewonnen haben. Wir aber haben ihm gesagt, die Zeit des Frühlingsanfanges sey allerdings vorüber, aber das Kommen und Gehen der Frühlingsblüthe ist nicht an die Zeiten des Sonnenlaufes gebunden, sondern stehet unter einem andern Gesetz, welches ein Maaß der Zeiten und Stunden hat, von denen die Sternkunde nichts weiß.

Und was führt dich zu mir, Magalath, so fragte der Fürst.

Ein unverständig von mir herbeigeführter Streit mit Heman, deinem Diener, so antwortete der Jüngling, dessen Ausgang mich tief betrübt hat, weil ich fürchte, meine Worte werden in dir, meinem Herrn, dasselbe Mißfallen erwecken, als in Heman. Darum suche ich dein Angesicht,

damit du mir Vergebung und vielleicht Belehrung zugleich über meine Zweifel gewähren mögest. Du weißt es, o Herr, wie dankbar mein Gemüth es erkennt, daß du aus ferner Heimath zu uns nach Babel kamest, wo du nicht bloß ein Retter des Lebens für mich und mein ganzes Geschlecht, sondern unser Fürst und Vater geworden bist. Auch kennst du mein Herz, welches aufrichtig in Israels Gott den Gott über alle Götter verehrt, und an euern heiligen Büchern seine Lust hat. Dennoch als ich neulich in einem dieser Bücher von der künftigen Herrlichkeit Israels las, und daneben das betrachtete, was aus diesem erwählten Volke vor unsern Augen geworden ist, ergriff mich ein Zweifel an der Möglichkeit einer Erfüllung jener prophetischen Vorausverkündigung. Sind nicht die Helden und Männer aus Judäa und Samaria zu Weibern geworden, deren Arm ferner mit keinem Feinde den Kampf bestehen konnte, und sind nicht sie selber, die vorhin ein Schrecken der Feinde waren, jetzt in Schrecken gerathen, selbst vor den Kameeltreibern und Hirten, welche, nur mit Stecken bewaffnet, unsere Kriegsheere begleiten. Sind sie nicht ein verachteter Name unter den Völkern, unter die man sie zerstreut hat, ein Name, welcher bald so verlöschen wird, daß ihre eigenen Kinder im dritten oder vierten Geschlecht ihn nicht mehr kennen werden, sondern fragen, wie die Fremden thun: wohin ist das Volk der Juden gekommen, welches, wie man berichtet, sein Gott mit wunderbarer Hand aus Aegypten führte? —

Dies Alles liegt klar vor unsern Augen, und dennoch wollte Heman, mit welchem ich in Israels heiligen Büchern las, mich überreden, es seyen wahre Verheißungen für eine gewisse Zukunft des zerstörten Jerusalems und seines

zerstreuten Volkes, wenn die Seher und geweihten Sänger uns verkünden: Die Fürsten aus Aegypten werden kommen, Morgenland wird seine Hände ausstrecken zu Jehovah. — Die Könige am Meer und in den Inseln werden Geschenke bringen; alle Könige werden Ihn anbeten, alle Heiden Ihm dienen. — Sollte ich da nicht zweifelnd fragen dürfen: welche Gewalt der Waffen oder welches Gebot eines allgewaltigen Herrschers über alle andere Könige und ihre Länder wird die Völker nöthigen, daß sie kommen und anbeten vor Jerusalems zerrissenem Tempel und ihre Gaben hinlegen unter die nur von Füchsen und Eulen bewohnten Steinhaufen des vormaligen Jerusalems?

Laß mich, so antwortete Daniel in ruhiger Würde dem Jüngling, deinen Fragen zuerst andere Fragen entgegenstellen. Du nanntest vorhin mich einen Retter des Lebens, einen Vater und Meister für dich und das ganze Geschlecht der Magier und Weisen des Landes. Denn schon war der Befehl von Nebukadnezar ausgegangen, daß alle Weisen und Sternseher zu Babel getödtet würden, weil keiner das Traumbild des mächtigsten Königes errathen noch weniger aber auslegen konnte, als ich, weil mein Gott mir beides ins Herz gab. Hiedurch ward dein Geschlecht vom Tode errettet. Aber obgleich dieses durch mich geschah, frage ich dich dennoch, bin ich wohl aus eigenem Antrieb zu euch nach Babylon gekommen, um euch zu retten?

Gewiß nicht, so antwortete Magalath, sondern du kamest, wie mein Vater mir erzählte, als ein blühender Knabe oder Jüngling weinend und wehklagend zu den Thoren von Babel herein, weil Nebukadnezar mit seiner Heeresmacht dein Volk und seinen König besiegt hatte und als Gefangene hieherführte.

Nebukadnezar also, so fragte Daniel weiter, war es, der mich zu eurem Heil hieherführte? —

Ohne dies selbst zu wissen und zu wollen brachte er dich dennoch zu unserem Heil hieher.

Ich aber sage dir, es war ein anderer unendlich Mächtigerer als euer König, der diesen zum siegreichen Kampfe gegen das abtrünnige Judäa aufrief. Der große Seher, dessen Buch der Weissagungen du kennst und ehrest: Jeremias, der Sohn Hilkias des Priesters, hat es lange vorher, ehe denn es geschehen, verkündigt, was der Herr unser Gott zu unserem abgefallenen Volke sprach: „Ich will ausschicken und kommen lassen alle Völker gegen Mitternacht, auch meinen Knecht, den König Nebukadnezar in Babel, und will sie bringen über dies Land und die darinnen wohnen und über die Völker umher, und will sie verstören." — „Nun aber," so weissagt der Geist durch den Seher zu einer andern Zeit, „habe ich alle diese Lande gegeben in die Hand meines Knechts Nebukadnezar, des Königs zu Babel. — Und es sollen alle Völker dienen ihm und seinem Sohne und seines Sohnes Sohne, bis die Zeit seines Reiches voll sey." Dies sagte unser Prophet lange vorher, ehe es erfüllt ward.

Er unser Gott hat uns vielfältig und oft durch sein Wort aus dem Munde der Propheten das künftige Schicksal der Reiche und Völker, so wie ihrer Könige vorausverkündigen lassen, und wie er es versprochen, so ist es geschehen, denn nur sein Wort ist Wahrheit. Israel ist sein erwähltes Volk. Zu ihm sagt Er: Ich will unter euch wandeln, so sollt ihr mein Volk seyn und Ich will euer Gott seyn. Unserem Volk ist eine große Verheißung gegeben, deren Erfüllung in ihrer Kraft bleiben wird, so lange die Sonne und der Mond währen, von Kind zu Kindeskind.

Darum auch in seinem jetzigen niedergeschmetterten Zustand hat Israel dennoch Gott zum Trost, denn es vertraut der Wahrheit seines Wortes.

Du, o Magalath, erzähltest uns vorhin von dem Bericht, welchen ihr Sternkundigen aus Babel dem Könige Darius gabt, als er eure Angabe von dem Frühlingsanfang aus der Stellung der Gestirne in Zweifel setzte. „Das Kommen und Gehen der Frühlingslüfte," so sagtet ihr dem Könige, „ist nicht an die Zeiten des Sonnenlaufes gebunden, sondern stehet unter einem andern Gesetz, welches ein Maaß der Zeiten und Stunden hat, von dem die Sternkunde nichts weiß." —

Wenn der Windhauch aus Süden über die Lande kommt, dann öffnen sich alle Blüthen der Palmen in den Hainen am Wasser, so wie auf den Höhen, zugleich mit den einsam stehenden in der Wüste. So soll es auch an Israel geschehen, wenn jene Tage ihm kommen, von denen der Geist spricht: ja alle Heiden will ich bewegen, da soll dann kommen aller Heiden Trost. — Denn sie Alle, die Völker, werden dann als Ein Volk versammelt werden zu Jehovah, Israels Gott.

Dem Aufgang der Sonne eines neuen Tages gehet das immer heller werdende Dämmern des Lichtes voraus. So nahet auch uns die Erfüllung unsers Hoffens, wenn das Licht Seines Wortes wieder klar in unser Auge fällt, das durch ein Dunkel der Nächte getrübt war. Denn nur der Wandel in diesem Lichte ist ein sicherer; die Werke in ihm gethan werden bleiben, die Zeugnisse aus seinem Geiste sind gewiß und wahrhaftig. Die Verläugnung aber des Lichtes, welches hell am Himmel stehet, ist ein Kunstwerk des Geistes der Lüge.

42. Die Kunstschöpfung des Dunkels oder die Skotographie.

Die Photographie, von welcher wir oben sprachen, ist und bleibt für immer eine sehr achtenswerthe Kunst. Es giebt aber daneben eine andere Kunst des Zeichnens von Bildern, die zwar nicht mit der Darstellung der feststehenden Schöpfungen Gottes, sondern mit Vorstellungen sich beschäftigt, welche bei dunkler Nacht aus der Luft und dem leeren lichtlosen Raum gegriffen sind, weßhalb sie auch die Kunst des Dunkelzeichnens, oder der „Skotographie" genannt werden könnte. Dieser schulgelehrt scheinende griechische Name lautet zwar dem der Photographie oder Lichtzeichnung sehr ähnlich, wenn man aber auf den Rang der Ahnen und das Alter der Abkunft achten will, dann geht die Skotographie ihrer Reimverwandtin, der Photographie, weit voraus. Auch rühmt sich die Skotographie einer Macht ihrer Darstellungen, welche eben so hoch steht über dem niedern engen Kreise der sichtbaren Gegenwart, auf welchen die Photographie mit all ihren Leistungen beschränkt ist, als der Galgen über dem Drehrade des fleißigen Seilers, der unten am Fuße des Hügels das Tagwerk seiner Hände treibt. Nun, allerdings, der Seiler fertigt seine Bindfäden

und Seile aus den handfesten Fäden des Hanfes oder anderer Pflanzen von ähnlicher Dauerhaftigkeit ihrer Gefässe; der Skotograph aber beschmutzt seine Hände nicht mit solchen Dingen, sondern die Fäden, die er zu seinen Werken gebraucht, und diese Werke selber sind reine Hirngespinnste, deren Material man nicht auf den Feldern zu bauen oder weit herbei zu holen nöthig hat, denn sie liegen vorräthig in uns selber.

Der Photograph hat vor sich die schöne, sichtbare Welt der Schöpfungen Gottes, und nimmt dankbar das Licht, ein sichtbares Gleichniß dieser Schöpfermacht, zu Hülfe für die Förderung und Vollendung seines Werkes: der Fertiger der Hirngespinnste in seinem dunklen Kasten bedarf aber keines solchen Lichtes, das ihm von oben und außen herkommt, sondern dieses würde die Arbeit seines Spinnens im Dunkeln nur stören, deßhalb schließt er sich dabei vor der Tageshelle, die von oben herkommt, sorgfältig ab.

Das Licht, gegen dessen Strahlen die Kunst der Skotographie mit entschiedenem Widerwillen und großer Sorgfalt sich abschließt, ist zunächst jenes, aus welchem der Geist die Kräfte der Ewigkeit und das Leben aus Gott empfängt. Denn wie überhaupt das Fleisch gegen den Geist, so stehet auch das, was dem Geist in uns sein Leben und seine Kräfte giebt, mit dem Wesen und Leben des fleischlichen Menschen in entschiedenem Widerspruch. Vor allem ist dieses der Glaube an einen lebendigen Gott, der nicht nur uns und alle Dinge geschaffen hat, sondern der seinen Menschen noch fortwährend als ein Erhalter und liebender Vater nahe ist. Diesen Glauben prediget uns nicht nur das Buch der Offenbarung, sondern auch das Buch der sichtbaren Werke, betrachtet in dem natürlichen Lichte unsers

menschlichen Verstandes, führt uns zu demselben hin. Und hier ist es, wo sich die Natur des Fleisches, welche die Finsterniß mehr liebt denn das Licht, in ihrer ganzen widerstrebenden Kraft zeigt. Hier wird jenem natürlichen Führer durch manches Dunkel: dem Verstande, der sonst so vieles gilt, das Recht und die Sicherheit seines Urtheils abgesprochen; man schlägt das eigne Auge mit der Faust, damit es sich bedecke vor dem alltäglichen Lichte, an welchem alle Kreaturen sich erfreuen.

Wir wollen hier nur ein uns zunächst liegendes Beispiel von dieser Lichtscheu des fleischlichen Sinnes hervorheben.

Die Ansicht, daß alle lebendige Wesen aus einem Samen hervorgehen, der von Wesen ihrer Art kommt, war auch von den redlichsten, gründlichst prüfenden Forschern allgemein als wahr erkannt worden; man hatte die Behauptung, daß sich ein vollkommen organisches Wesen aus einem Gemisch oder einer Gährung der niedern irdischen Elemente herausbilden und entwickeln könne, längst aufgegeben. Die Skotographie aber, verblendet durch ihren Widerwillen gegen den Glauben an einen lebendigen Gott und Schöpfer, aus welchem alles Seyn und Leben kommt, der den Menschen zu seinem Ebenbild erschuf, seinen Geist als Lebensodem ihm einhauchte, ließ den Menschen und alle Thiere aus einem Urschlamm und seinen eigenthümlichen Concrementen hervorgehen.

Die Geschichte aller Völker, so weit wir sie kennen, lehrt uns, daß der Mensch schon in der ältesten Zeit seines Geschlechtes die Züge des göttlichen Ebenbildes an sich getragen habe. Er gab dieselben durch den in ihm wohnenden Geist kund, der ihn zum Ahnen und Erkennen eines Göttlichen und einer Welt fähig machte, die von höherer

Art und Ordnung ist, als die sichtbar geschaffene. Die ältesten Sagen der Völker reden und zeugen von einem Verkehr des Menschen mit diesem Göttlichen; die Geschichte der Wissenschaften und Künste erfüllt uns mit einer Achtung vor dem höheren und höchsten Alterthum, welche der natürliche Verstand und das redliche Forschen in der Geschichte zu keiner Zeit von sich gewiesen und verläugnet haben. Freilich läßt uns ein Blick auf den geistigen Zustand der Völker, deren Urväter wir bewundern, meist ein ganz anderes Bild sehen als jenes, das uns, wenn auch nur noch in einzelnen Resten und Trümmern, aus ihrer frühesten Vergangenheit vor Augen steht. Wie die Tempelgebäude in Oberägypten an künstlicher Herrlichkeit den Hüttenbau der jetzigen Bewohner des Landes weit überragen, so die geistige Bildung und Erkenntniß der Urväter die rohe Unwissenheit und Stumpfheit der jetzigen Völker in Afrika.

Daß dieser Zustand der Versunkenheit und der Verwilderung keineswegs der ursprüngliche gewesen, sondern ein später eingetretener sey, welcher, wenn nicht eine höhere Macht des Geistes ihm hülfreich und neubelebend entgegenwirkt, noch in beständigem Zunehmen stehe, das bezeugt uns bei vielen Völkern die Beobachtung weniger Jahrhunderte. Selbst unter den geistig armseligsten, unwissendsten Stämmen der Hottentotten und Kaffern, welche keine Götter anbeten, fanden neuere Reisende noch Spuren der Erkenntniß eines Göttlichen, das sie als „ein Oberes" benannten. Ein Name, der nur noch im Munde etwa einer alten Mutter oder eines Greises war, während das jetzt lebende jüngere Geschlecht ihn kaum noch kannte oder aussprach.

All diesen Erfahrungen der geschichtlichen Forschungen widerspricht der Widerwille gegen das Licht der Offenbarung.

Denn dieses Licht läßt uns in dem von Gott geschaffenen, anfänglichen Menschen ein Geschlecht sehen, das als Kind im Hause des Vaters unter der Obhut und vor den Augen seines Gottes lebt, dessen Stimme und Ansprache es vernimmt und versteht. Diesem aber entgegen hat man den thierischen Zustand, in welchen der seinem fleischlichen Gelüste überlassene Mensch versinken kann und muß, wenn keine göttlich geistige Anregung ihn rettet, als den ursprünglichen unseres Geschlechts gepriesen. Die armseligen Völker Australiens, an denen die Affenähnlichkeit am augenfälligsten ist, stehen dem Urzustand des Menschen am nächsten, denn der anfängliche Mensch war eine Art des Affengeschlechtes, das vielleicht noch in einigen Urwäldern der wärmeren Erdstriche hauset.

In solcher und tausenderlei anderer Weise äußert sich die Scheu vor dem Lichte der ewigen Wahrheit, das von oben, aus Gott kommt, und in allen ihren Formen möchte sie sich als Weisheit der Welt, als Philosophie geltend machen.

43. Kunstgerecht begründete Rechnungen, welche dennoch die Probe nicht bestehen.

Es gibt Irrthümer, welche von dem Geist der Finsterniß und der Lüge ausgehen, der von Anfang an als ein Feind der Wahrheit, die aus Gott ist, sich erwiesen hat, und welcher fortwährend in den Seelen der Menschen die gleiche Feindschaft gegen die Wahrheit und die gleiche Neigung zur Lüge zu entzünden sucht. Zu dieser Art der feindseligen Irrthümer gehören jene, von denen wir einige in der vorstehenden Parabel beschrieben haben. Dagegen gibt es auch gar viele und mancherlei Irrthümer, welche in den Wissenschaften, in den Ansichten und Meinungen der großen Menge ausgesprochen und für wahr gehalten werden: Irrthümer von harmloserer Art, durch welche die Ruhe eines guten Gewissens zu Gott nicht gestört wird. Denn sie entstehen meist aus wirklichen Erfahrungen der äußeren Sinne und selbst des inneren Lebens, auf welche unsre Vernunft und mit ihr der scharfberechnende Verstand Schlüsse bauen, die sich bei weiter fortgesetztem Forschen nicht probehaltig erweisen.

Wir wählen auch hier aus der unzählbaren Menge ihrer Art nur einige Beispiele, jedoch solche, die aus dem

Bereich der angeblich sichersten Wissenschaften: der mathematischen genommen sind.

Daß vor Zeiten auf unserer Erde eine ungleich größere Wärme geherrscht haben müsse, als in jetziger Zeit, beweisen die Reste der Gewächse und der großen Landthiere, welche in den Schichten der jüngeren Gebirge und in dem Schuttland der Landgewässer gefunden werden. Selbst in Sibirien und andern der jetzigen kältesten Länder der Erde hat man Stämme und Früchte solcher Bäume, Knochen solcher Thiere gegraben, deren Arten jetzt nur in den Tropenländern vorkommen. Hieran reiheten sich Beobachtungen an, welche noch in unserer Zeit für eine Wärme des Erdinnern zu zeugen schienen, die bei zunehmender Tiefe sich gleichmäßig steigern solle, so daß in einer Tiefe von etwa 8000 bis 9000 Fuß das Wasser sich in beständiger Siedhitze befinden würde, ebenso wie (bei uns) in der gleichen Höhe der Gebirge in beständiger Frostkälte. Man berechnete sogar hieraus, daß schon in einer Tiefe von 1½ Meilen die Hitze so groß seyn müsse, daß in ihr das Zinn, in 50 Meilen Tiefe aber so groß, daß daselbst das Eisen schmelzen würde; in der Mitte des Planetenkörpers müsse dieselbe 192,000 Graden des Reaumur'schen Thermometers gleichkommen.

Aus diesem allem schloß man, daß unser Planet wie alle andern Weltkörper unseres Sonnensystemes aus einem feuerflüssigen Zustand hervorgegangen sey, welcher ihn nach Büffons Berechnung 3000 Jahre in der Hitze des Rothglühens, andere 3000 Jahre in der des Dunkelglühens erhielt. Mehrere Jahrtausende sey jetzt die Hitze des Erdkörpers so groß gewesen, daß sie das Wasser immer in Dampfform erhielt; 20,000 Jahre vergingen bis dahin, wo Pflanzen und Thiere auf unserem Planeten sich erzeugen

konnten. Die Wärme der Erdoberfläche sey fortan in beständiger Abnahme gewesen, und nach einer Reihe von Jahrtausenden, deren Zahl Büffon berechnete, werde dieselbe so abgenommen haben, daß statt der früheren Hitze eine eisige Kälte einträte, welche alles Gedeihen und Leben der Pflanzen und Thiere auf der Erde unmöglich machen würde.

Allen diesen auf Vermuthungen beruhenden Ansichten setzen die weiter geführten Beobachtungen Gründe entgegen, durch welche die Berechnungen sehr zweifelhaft werden. Der Scharfsinn der Astronomen und Physiker hat gefunden, daß wenigstens seit vier Jahrtausenden, über welche die Beobachtungen der ältesten Zeiten hinübergehen, die mittlere Temperatur der Erdoberfläche unverändert geblieben sey. Die neuere Geologie weist sogar nach, daß vor dem Anfang des jetzigen Zustandes der Erdoberfläche (vor der Mosaischen Schöpfungsgeschichte) eine Wendung der klimatischen Verhältnisse stattgefunden habe, bei welcher an die Stelle der früheren Wärme eine Erkältung eingetreten war, in deren langem dunklem Winter alles Gedeihen der vollkommenen Gewächse, alles Leben der höhern organischen Thierwelt ein Ende nehmen mußte. Für die Zwischenzeit eines solchen langen neblich kalten Winters zeugen namentlich jene massenhaft mächtigen Felsblöcke, welche von den höchsten Gipfeln der Urgebirge herstammend, auf vielen der tiefer gelegenen Hügel und Berge, so wie in den weiten Ebenen der Küstengegenden herumgestreut liegen. Denn diese konnten auf keine andere Weise so unversehrt über das Niveau der Seen und Zwischenmeere herübergetragen werden, als auf jene, in welchen sie noch jetzt von den Schollen des zerbrechenden Eises aus Finnland und Schweden herübergeführt werden an die Küste der russischen Ostsee-

provinzen. Und von dieser Zwischenzeit eines Stillstandes des irdischen Naturlebens, von dem Dagewesenseyn eines allgemeinen Winters, dergleichen die Geschichte der Völker keinen kennt, zeugen andere Spuren einer vormaligen Eiswüste, deren Gletscher die Engthäler der Alpengebirge bis hoch an ihren Wänden hinan erfüllten, während jetzt ihre Tiefe mit Wäldern, Wiesen und Feldern reich überkleidet ist. [1]

Im Kleinen kann uns jeder langanhaltende Winter, in welchem der Himmel von Wolken und Nebeln verdunkelt war, ein Abbild jenes aus allgemeinen Ursachen hervorgehenden Erdwinters seyn, so wie jeder milde, sonnige Frühling ein Erinnerungszeichen an jenen schönsten, herrlichsten Frühling der Erde, in welchem eine neue Schöpfung mit ihrem Gipfel, dem Menschen, über den Gräbern der früheren lebenden irdischen Natur, durch Gottes allmächtiges Wort hervorging.

Wie die eben erwähnten neueren Forschungen die Annahme von einer Gluthwärme zur Seite gewiesen haben, welche die Erde von unten herauf bis zu ihrer Oberfläche durchdringen sollte, so hat jene Annahme noch von einer andern Seite her eine Einsprache erlitten, welche sich kaum durch Gegengründe entkräften läßt. Alle neueren Forschungen über das Wesen des Erdmagnetismus führen zu der alten Erklärung dieser großartigen Erscheinung zurück, daß der innerste Kern der Erde von der Natur des magnetischen Eisensteins seyn müsse, dessen specifische Schwere mit jener der Gesammtmasse der Erde in naher Uebereinstimmung stehet. Das Eisen aber verliert durch jeden höheren Grad

[1] Ein gründlich tiefer, geistreicher Forscher: Agassiz hat diesen vorher im Dunkeln stehenden Theil der Geschichte unseres Planeten zuerst ins Licht gesetzt.

der Erhitzung seine magnetische Kraft; am meisten würde ihm dieses in einer solchen Gluthwärme geschehen, darinnen jedes uns bekannte Metall zerschmelzen müßte (nach S. 313).[1]

Auch dagegen, daß die Steigerung der Wärme von der Zunahme der senkrechten Tiefe allein abhänge, läßt sich viel erinnern. Mehr noch als die zunehmende Tiefe scheint die Verschiedenheit der Gebirgsmassen Einfluß auf jene Steigerung zu haben, durch welche die Bohrversuche oder bergmännischen Arbeiten hinabdringen. Und auch solche Beobachtungen dürfen hier nicht übersehen werden wie die von Boussingault sind, aus denen sich eine ähnliche Wärmezunahme erkennen ließ, als jene in den senkrecht zur Tiefe gehenden Schächten, bei dem Eindringen in eine wagrechte (söhliche) Gallerie des erzreichen Berges von Mermeto in Neugranada.

Der redliche, wahrheitsliebende Freund der Wissenschaften sieht alle solche auf treumeinende Forschungen gegründete Ansichten emporkommen und durch andere weitergehende Beobachtungen verdrängt werden, ohne an dem Werth und der Bedeutung solcher Bemühungen des Menschengeistes sich irre machen zu lassen. Ein anderes Gefühl aber ergreift uns bei der Betrachtung solcher kluger Fabeln, dergleichen die ist, welche Büffon in seiner Theorie des Entstehens der Erde und unseres Planetensystems aufstellte. Wo kam doch der Komet her? welcher am Anfang der Dinge mit der feurigen, geschmolzenen Masse der Sonne im leeren Weltraum allein vorhanden war: in einem Weltraum, den die Sonne, wir wissen nicht in welcher Dauer der Aeonen, zwecklos beschien.

[1] Dieser wohlbegründete Einwurf gegen die Annahme eines Centralfeuers der Erde ist namentlich von zwei im Gebiete der Astronomie und Physik hochstehenden Männern: Weber und Lamont aufgestellt worden.

Und woher kam dem Kometen die Macht einer so dichten Masse, durch deren Anstoß an die geschmolzene Sonne er die Feuerfunken und Schlacken hinausschleuderte in den leeren Raum, aus denen dann, gehalten durch die anziehende Kraft der Sonne in bestimmten Bahnen, die Erde und die andern Planeten wurden? Die gründliche Forschung der neueren Zeit weiß weder von dem geschmolzenen Zustand der Sonne, noch von einer compakten Körpermasse der Kometen etwas. (M. vergl. oben S. 198 und S. 210.)

Der Komet, so erzählt die Fabel, der so unsanft an den mächtigen, feurigen Einsiedler im Weltraum: die Sonne anstieß, stürmte in der Richtung von West nach Ost an diese heran. Er traf sie in der Gegend ihres Aequators, daher kam es, daß alle Planeten von West nach Ost ihre Bahnen um die Sonne beschreiben und in derselben Richtung auch um ihre Axe sich bewegen.

Woher, so kann man da fragen, kam diesen Welten die Anordnung ihrer Entfernungen und Bahnen, denen nur ein Gedanke des schaffenden Geistes ihren harmonischen Einklang geben konnte, nicht aber der blinde Zufall eines Stoßes, der wir wissen nicht woher und wohin? seinen Lauf nahm.

Es ist ein einzelnes armseliges Beispiel von der Erfindung einer „klugen" Fabel, das wir hier hervorhoben. Dennoch kann uns dasselbe über die Geschichte des Entstehens solcher Träumereien einige Belehrung geben, die ja auch uns selber in mancherlei Formen und Arten beschleichen können, wenn wir uns nicht wach erhalten. Klug kann man sie nennen, wenn sie so wie die von Büffon ersonnene gleich dem Staub und Sand, welchen die Wolken und der Wind auf einen festen Boden absetzen, an eine als wahr erkannte Thatsache sich anschließen. Eine solche Thatsache

war die allgemeine übereinstimmende Bewegung der Planeten von West nach Ost auf ihren Bahnen wie um ihre Axe. Auch die Bemerkung, daß die Planeten von größester Masse weiter von der Sonne hinausgeworfen wurden, als die von kleinerer Masse, schien für die Wahrheit der Dichtung zu sprechen, obgleich die nachmalige Entdeckung der Asteroidenschaaren nur zu der Erfindung eines späteren, neueren Abenteuers hätte führen müssen. Das was jedoch den denkenden Geist und seinem Gefühl für Wahrheit von der Zustimmung zu solchen Fabeln zurückschrecken muß, das ist jener Grundton, der sich, mit größerer oder geringerer Deutlichkeit, aus ihnen allen vernehmen läßt. Es ist der Grundton des Widerspruchs und der Lüge, gegenüber der Würde und Einfalt der Wahrheit. Die Büffon'sche Theorie stellt uns statt eines Gottes und Schöpfers, statt eines Planes der ewigen Weisheit einen Stoß auf den Altar des Tempels. Leichter begreiflich war es noch, daß Israel am Fuße des Horeb vor dem Bild des gegossenen Kalbes tanzte, als daß ein Geschlecht der hochgebildeten, vom Glauben entfremdeten Neuzeit vor einem Geschwätze mit Bewunderung sich beugte, das statt des lebendigen Gottes ein Schattenbild, nicht der stoßenden Hörner eines Stieres, in denen doch anerkannte Wirklichkeit ist, ein Unding erdichtete, das niemals zum Wesen kommen konnte noch kann. Das sind Wolken ohne Wasser, aus deren wandelbarer Form eine träumende Einbildung sich Gestalten der kämpfenden Helden und der Götter macht.

Und, wie wir schon vorhin sagten, dies ist nur ein einziges Beispiel von jenen unzähligen vielen, zum Theil sehr klüglich ersonnenen Fabeln, an denen die gebildete wie die ungebildete Welt sich belustiget. Das Gewebe solcher Fabeln hat alle Gebiete der Wissenschaft, vor allem jenes

der sogenannten Philosophie (als Weisheit der Welt) und der thatsächlichen Berichte über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dicht umsponnen.

Der Mensch, der Pilgrim der Erde, hat sich aus seinem eigentlichen Vaterland verirrt und die Sprache desselben verlernt. Diese Sprache war die der einfältigen Wahrheit. In der Fremde aber, dahin er gerathen, ist das nicht die Mundart des Landes, sondern da redet man die Sprache der Täuschung und Lüge. Die große Menge auf den Gassen der Welt wird von dem Anblick des wirklichen, vor Augen lebenden Elendes der armen Hütten nicht gerührt, durch die stillen Thaten der ächten Tugend nicht erhoben, sondern durch die Schattenbilder einer Noth- oder (bürgerlichen) Tugend mit denen eine durch das Dorf ziehende Comödiantentruppe sie spät am Abend unterhält. Das ist die Sprache des eitlen, kraftlosen Effectes: ein Geschrei der nächtlichen Eulen. Aber weithin durch das Dunkel vernimmt ein ernstes aufmerkendes Ohr die Stimme eines Wächters auf der Zinne, dessen Worte einfältig, treu und wahrhaftig sind.

44. Die Muttersprache des Geistes.

Der Altvater Arsenius war aus seiner Hütte getreten, um einen Korb aus Palmengeflechten, den er so eben vollendet hatte, zum Trocknen an die Luft zu stellen. Da nahete sich ihm ein Fremder, dessen Gewand wie seine äußerliche Haltung und Geberde es bald verriethen, daß er nicht vom Stande der einsam wohnenden Brüder, sondern der reicheren Leute aus der Stadt sey.

Du schwacher Alter, so sprach der Fremde, arbeitest noch immer so fleißig mit deinen Händen. Sage mir doch, wie viel verdienst du wohl täglich mit deinem Korbflechten?

Ich verdiene in Allem nichts, antwortete Arsenius, und habe mir noch niemals etwas selber verdient noch erworben.

Aber wovon hast du denn gelebt, womit dich ernähret? —

Ich diene einem guten, reichen Herrn, der hat mich aus lauter Gnaden erhalten und ohne nach meinem Verdienst zu fragen täglich reichlich versorgt mit allem, was mir Noth that, in der Spanne der Zeit, die ich auf Erden gelebt habe.

Eine Spanne der Zeit nennst du dein Lebensalter?

Diese Spanne scheint mir aber, deinem Aussehen nach, keine geringe und kurze zu seyn. Von welchem Alter bist du o Greis?

Von einem mehr denn hundertjährigen, antwortete Arsen. [1]

Und in dieser ganzen Zeit, so fragte der Fremde, hat dich dein Herr, ohne darauf zu sehen ob du ihm etwas verdientest, so gütig erhalten? Warest du vielleicht als ein Sklave in seinem Hause geboren? —

Ich war dieses, antwortete Arsen; war ein Kind elend und von kraftlosen Gliedern. Aber alsbald nach meiner Geburt hat mein Herr mich frei gemacht und ein neu bekräftigtes Leben in mir ausgegossen durch ein Heilbad, das zu seinem Reiche gehört.

Du nennst mir, sagte der Fremde, Etwas, das auch mich zu euch hiehergezogen hat. Denn die Aerzte in Alexandria haben mich in euer Gebirge zu einem Heilbad gesendet, dessen Kraft, wie sie sagen, meine leiblichen Schmerzen lindern, ja ganz hinwegnehmen wird.

Der Alte war, während der Fremde dieses noch sprach, in seine Hütte gegangen und brachte jetzt aus dieser einen Korb voll köstlicher, auserlesener Früchte hervor, den er vor seinen Gast hinstellte.

Woher kommen dir, so fragte der Fremde, hier in der Wüste, auf deren Sandflächen und Felsen man nirgends einen Garten, sondern nur vereinzelte Palmbäume sieht, solche Früchte, dergleichen ich kaum in Alexandria, der berühmten Gartenstadt, bessere genossen und gesehen habe?

Mein Herr, so sprach der Alte, sendet mir sie, zum

[1] Nach dem Bericht des Alterthumes endigte dieser Altvater erst im 120. Jahre sein vielbewegtes Leben.

Theil weither durch die Brüder, und ich koste zuweilen in dankbarer Liebe solche Gaben. Die meisten derselben aber behalte ich für die Gäste.

Wenn dein Herr so reich und gut ist, wie kann er dich doch lassen hier in dieser elenden Hütte wohnen, ohne dir eine andere zu geben? Denn in der That unter all den Hütten, welche ich in dieser Gegend gesehen, fand ich keine so armselige als die deine. Und ihr Inneres kommt dem Aeußeren gleich, denn sie gleicht, wie ich vorhin bemerkte, als du die Thüre aufthatst, einer engen sumpfigen Höhle, erfüllt von dem üblen Geruch des fauligen Wassers, darin du die Blätter und Blattstiele einweichtest, aus denen du deine Körbe machst. Freilich sind meine Sinnen verwöhnter als die deinen, denn ich bewohne von meiner Jugend an in der schönen großen Stadt Alexandria ein stattlich reiches Haus. Darum wirst du mir vergeben, wenn ich sage, daß ich in deine Wohnung kaum eintreten, niemals aber eine Stunde darin verweilen möchte.

Auch ich, so sprach der Greis, bin zwar gebürtig aus einer noch größeren, herrlicheren Stadt denn Alexandria ist, habe da gewohnt bis zu der Mitte meines Lebens, in hochgebauten Häusern und Palästen, deren Säle ein Duft von kostbarem Rauchwerk erfüllte. Dennoch achte ich die Herrlichkeiten meiner früheren Wohnungen wie nichts gegen die Vergnügungen meiner armen Hütte, in deren stillen, engen Raum mich mein Herr, welcher höher und größer ist denn Alexandrias Fürsten, nicht nur auf eine Stunde, sondern auf gar viele Stunden, ja auf ganze Tage und Nächte besucht und mich vergnügt mit dem vertraulichen Gespräch seines Mundes. Auch weiß ich wohl, daß er für mich schon jetzt einen Bau bereitet hat, welcher herrlicher ist als alle

Werke, mit denen die Baukunst eines Hadrian die Städte des Römerreiches verziert hat. Darin werde ich bald mit Lust wohnen.

Du redest zu mir, sprach der Fremde, in mancherlei Räthseln. Doch schon aus deinen Reden habe ich erkannt, daß du ein Anderer warest und bist, als deine armselige Kleidung und Wohnung es vermuthen ließen. Auch kannst du nicht hier in dieser Wüste geboren und erwachsen seyn. Darum sage mir wo ist deine Heimath und was war dort dein Stand, als du in Paläste voll duftenden Rauchwerkes kamest und in ihnen wohntest?

Ich bin, so antwortete Arsen, geboren und erzogen in Rom der großen Stadt. Einst war ich ein Meister in den Künsten und Wissenschaften des großen Heidenthums, dann ein armer Schüler der von der Welt nicht erkannten Weisheit der Kleinen; wurde ein hochgeehrter Lehrer zweier Knaben, welche durch Geburt und Stand zur Herrschaft der Völker und Länder bestimmt waren, und bin nun ein Mitschüler der armen Knechte, welche zum Theil noch spät das Buch der verborgenen Weisheit lesen lernen und verstehen wollen.

Nun wohl, so sprach der Fremde, ich weiß jetzt wer du bist. Du kannst kein anderer seyn als Arsenius, der hochberühmte Alte, dessen Viele von meinen wohlunterrichteten Freunden in Alexandria als eines schon längst Verstorbenen, Andere als eines Mannes erwähnten, welcher, man wisse nicht wo? noch in der Verborgenheit lebe. Du bist derselbe, der schon als Jüngling in dem hochgebildeten Rom als eine Säule der Weisheit Griechenlands und Roms bewundert war, der dann in der Stille des kirchlichen Lebens dem Lehramt der Gemeinde sich weihete, bis der große Kaiser Theodosius ihn als den Lehrer seiner beiden Prinzen in

seinen vertraulichen Umgang und in seinen Palast hervorzog. Gratian aber, der erstgeborene Prinz trachtete dir nach dem Leben, denn du hattest das Selbstgefühl des künftigen Herrschers empört und erbittert durch eine Züchtigung, die er nach einem schweren Vergehen wohl verdient hatte. Damals rettetest du dich von der Todesgefahr durch die Flucht. Dein Freund Theodosius ließ vergeblich dich suchen, man konnte dich nirgends auffinden. Gratian aber, dein gewesener Todfeind, als er den Thron bestiegen, erfuhr deinen Aufenthalt und wollte sein feindseliges Thun gegen dich gern wieder gut machen. Er bat dich in einem Briefe um Vergebung, schenkte dir die reichen Einkünfte vom Zoll in ganz Aegyptenland zum beliebigen Austheilen, im Sinne deines frommen Gemüthes, du aber wünschtest ihm Gottes Gnade, nahmst jedoch sein Geschenk nicht an. Denn, so ließest du ihm sagen, ein Ausgeschiedener aus der Welt hat zur Vertheilung so vielen Geldes an die Bedürftigen, die in der großen Welt sind, weder Verstand noch Geschick. Und so lebst du, so viel ich urtheilen kann seit einem halben Jahrhundert hier in einem verborgenen Winkel der Erde, darin dich ebenso, wie einst der Kaiser Theodosius durch all seine Boten, die Kunde der heutigen Welt weder zu suchen noch zu finden vermag.

Du hast, so sprach der Alte, in kurzen Worten die Wechsel meines äußeren Lebens beschrieben, so weit diese die Menschen kannten und erfuhren. Das Werk unseres innern Lebens wird aber von einem andern Auge gehütet und bewacht als das menschliche und von einer anderen Hand gefördert als die unsrige ist.

Während die Beiden sprachen, waren einige der Einsamen gekommen, welche den Alten baten, mit ihnen in ihre Ver-

sammlung zu gehen. Es sind, so sprachen sie, Brüder aus Rom und aus Mailand gekommen, deren Verlangen es ist, dich unsern Vater zu sehen und deinen Segen zu empfangen. Wir aber wollten mit ihrem Besuch die Stille deiner Hütte nicht stören. Zu diesem möchten auch die Brüder alle, die hier im Thale wohnen, den Bericht vernehmen, den die Gemeinden zu Rom und in ganz Italien, so wie in Gallien, den Brüdern in Syrien und Aegypten senden; über die Drangsale, welche sie alle durch die feindlichen Heere der Barbaren erleiden; damit auch wir die Stimme unseres Gebetes zugleich mit der Stimme jener bedrängten Brüder erheben könnten.

Der Fremde begleitete den Altvater, auf seinem Wege zur Versammlung der Einsamen, am Quell, im Schatten der Felsen. Erst jetzt, so sprach er, während sie beide gingen, zu Arsen, erkenne ich in dir noch einen Anderen, als den vormaligen Meister des großen Wissens und den Lehrer künftiger Cäsaren. Ich wußte es, daß hier alle diese Hunderte der Einsamen aus den verschiedensten Ländern sich versammelt haben um einen Meister, der sie lehrt und in Liebe zusammenhält. Sie nannten mir aber ihren geistlichen Vater mit dem Namen Neophytos. Nun aber bemerke ich, daß Arsen dieser Vater Neophytos ist.

Allerdings, so sprach Arsen, lasse ich mich gern von meinen Brüdern so nennen. Denn des Arsenius Wesen, wie dies in der großen Welt war, ist in mir erstorben und ein Neues fängt an in mir aufzukeimen, hier in der verborgenen Stille.

Die Beiden traten in den Kreis der versammelten Brüder ein und keiner fragte den fremden Gast, wie kamst du zu uns? sondern Alle sahen und hörten nur den Vater Arsen

und den Bericht der abgesendeten Boten aus den westlichen Ländern. Was diese erzählten, das weckte Sorgen und Trauer; Arsen führte die nach Trost dürstenden zu dem Quell des lebendigen Wassers, aus welchem Hoffnung, Tröstungen und freudiges Leben der Ewigkeit kommen. Ein anderer Geist als der des Menschen redete aus ihm, und dieser Geist sprach das feurige Gebet, das aus dem Munde des Alten, so wie aus den Herzen aller versammelten Brüder aufstieg, zu dem Throne der Ewigkeit.

Der Fremde begleitete den Altvater noch zu seiner Hütte, wo Arsenius mit allem, was seine Hand für den Gast bei den benachbarten Brüdern bereit fand, ihn bewirthete.

„Welche ganz besondere, die Seele hinnehmende Kraft war in deinem und in eurem gemeinsamen Gebet, o Vater,“ so sprach der Fremde zu Arsen. „Man hat in den Schulen der Weisen zu Alexandria, welche die Lehren des Christenthums mit denen der Platonischen Philosophie vereinen — denn zu dieser bekenne ich mich — auch zu der Gottheit gebetet, und ich habe die erhabensten, schönsten Gebete dieser Art gehört; aber ich gestehe es dir, keines von allen hat jemals mich so bewegt, als das Gebet in eurer heutigen Versammlung.“

Es ist, so sprach Arsen, ein Unterschied zwischen den Wolken, die vom entzündeten Rauchwerk aufsteigen, und jenen aus denen der Thau und der befruchtende Regen niederfallen.

Wie meinst du das? fragte der Fremde.

Beachte du es selbst, antwortete Arsen. Das Rauchwerk wird durch die Mühe und das Forschen des Menschen aus vielen entfernten Ländern zusammengeführt und durch große Kunst bereitet. Darum ist dasselbe ein kostbares Ding, dessen

Duft unsern Nasen wohlgefällt. Bald aber verweht der Wind den reizenden Duft und sein Gewölk ist, im Gemisch mit anderer Luft, wir wissen nicht wohin? gerathen. Ein anderes als das Wesen des Rauchwerkes ist das des Thaues. Wenn in den heißesten Stunden des Tages das Land und all seine Gewächse nach Erfrischung schmachten, da steigt, von den Menschenaugen ungesehen, ein Dampf auf, der sich hinauf in die kühlen Höhen des Himmels flüchtet. Dieser Dampf aber, dessen Aufsteigen ein Verborgenes war, senket sich, wenn seine Stunde kommt, als ein erquickender, sichtbarer und fühlbarer Thau oder Regen auf die Erde nieder. Diesem gleich ist das kindlich gläubige Gebet, das aus der Gluth eines geängsteten Herzens kommt. Es wird nicht, wie der Dampf des Rauchwerks vom Winde verweht, sondern es findet ungehemmt seinen Weg hinauf zu Gott und kehrt in der Gnadenfülle der Erhörung und Gewährung, von oben nach unten zu den betenden Seelen zurück.

Der Fremde besuchte jetzt öfters die Versammlung der Brüder, erbat sich auch zuweilen von Arsenius die Erlaubniß, einige Worte nach Beendigung der gemeinsamen Andacht zu sprechen. Er pflegte dann wohl eine Anrede an die Versammelten zu halten, ähnlich jenen, die man gewöhnlich in den Schulen jener Weltweisen zu Alexandria vernahm, welche sich denkende (denkgläubige) Christen nannten. Denn sie kannten nicht den wahrhaften Christum, Gottes Sohn, für uns am Kreuze gestorben, den uns die Schrift verkündet, sondern hielten sich an einen von ihnen selber erdachten Christus; sie nannten sich der Schrift Meister, weil sie ohne Aufhören, nach ihrem Gutdünken, an den Worten derselben herummeisterten und ihren eigenen Geist zum Richter erhuben über den Geist aus Gott. Wenn aber nach des Vater

Arsenius Entfernung der junge Meister aus Alexandria mit einer Anrede aus solcher Gesinnung hervortrat und seinen Mund zu Sprüchen der sogenannt christlichen Schulweisheit aufthat, da eilten die älteren Brüder meist dem Altvater nach, in ihre Hütten. Viele jedoch der Jüngeren hörten Anfangs den vor ihren Ohren neuen Lehren zu, bald aber blieben von diesen Vielen nur Wenige, und auch diese warteten in Kurzem das Ende der gelehrten Reden nicht mehr ab.

Dennoch ließ sich der gelehrte Fremdling aus Alexandria in seinem Eifer, Andere, so wie er meinte, eines Bessern zu belehren, nicht irre machen; er suchte die Brüder, vor Allen die jüngeren, in ihren Hütten, bei der Arbeit ihrer Hände auf; er erzählte, er las ihnen aus seinen Büchern. Aber statt des zustimmenden Beifalles, den er erwartete, schwiegen die Einen, die Andern aber sprachen: wir verstehen nicht, was du sagest.

Da kam eines Tages der gelehrte Mann zu Arsenius. Ich habe, so sprach er, es selber gehört, wie du, treuer Vater und Lehrer der Gemeinde der Einsamen betetest, daß Gott den Brüdern und selbst dir eröffnete Augen und erleuchtetes Verständniß des Geistes geben möge; darum fürchte ich nicht dich zu beleidigen, wenn ich dir offen sage, was an deinen Jüngern mich betrübt. Auch ich habe seither mich oft bemüht, ihnen die Augen zu öffnen für die Weisheit, welche den Verstand erleuchtet. Ihr Einsamen hier in der Wüste lebt von jenen geistigen Gärten, darin die Weisheit der alten und neuen Zeiten ihre Blüthen und Früchte trägt, abgeschieden, ich aber wollte euch gern mit diesen, euch versagten Früchten erquicken. Ich habe deßhalb deinen Jüngern von den Schätzen meines Wissens, die ich mühsam gesammelt, nach meinem Urtheil, das Beste in münd-

licher Rede sowie aus den Büchern mitgetheilt, die ich mit mir hiehernahm. Aber ich fand bei ihnen nur taube Ohren. Wir verstehen, so sprachen sie, nicht was du sagst. Aber habe ich denn nicht mit ihnen auf griechisch geredet, was selbst die Muttersprache der Meisten und auch den Andern nicht unbekannt ist, sollten denn nicht ihre Worte: „wir verstehen dich nicht," für mich ein kränkender Spott seyn?

Allerdings, so sprach Arsen, sind die Brüder von einfältigem Verständniß und einfältigem Herzen. Aber laß mich wissen, aus welchen Büchern lasest du ihnen und welche Lehren der Weisheit hast du ihnen verkündigt?

Der Fremde nannte vor Allem Bücher der vielgepriesensten Weisen des griechischen Alterthums und die beliebtesten der damaligen Zeit. „Sage selbst," so fragte er, „konnte ich den Griechen etwas zu ihren Ohren bringen, das klarer und leichter zum Verständniß und so wohllautend in ihrer Muttersprache gesagt wäre, als diese Lehren der tiefsinnigsten, hochgeweiheten Weisen und Meister der Sprache ihres Volkes?"

Du nanntest vorhin, so sprach Arsenius, die griechische Mundart eine Muttersprache der meisten unserer Brüder. Und allerdings ist sie die, in welcher die Mütter und Väter mit den noch unmündigen Kindern redeten, welche die vernommenen Laute auf ihre Zunge und Lippen nahmen. Aber die Väter und Mütter der verschiedenen Menschen sind, wie die Töne ihrer Stimme und ihrer Sprache, verschieden; Gott aber, welcher durch das Einhauchen seines lebendigen Odems dem Menschen ein Bewegen seines Geistes: die Sprache gab, ist nur Einer: ein Vater und waltender Herr aller Geister. Wie dem unmündigen Kinde seine Sprache aus der öfteren Anrede seines sterblichen Vaters kam, so ist die Menschensprache von ihrem Ursprung an

eine Gabe des Geistes aus Gott. Der fleischliche Sinn unseres gefallenen Geschlechtes hat diese Gabe verunreinigt, sie ist nicht mehr das geblieben, was sie anfänglich war: ein Sprechen mit Gott und aus Gott, ein Reden des Kindes von seinem Vater, so wie zu diesem. Sie ist vielfältig herabgesunken zu dem Gleichniß eines geschwätzigen halblauten Selbstgespräches eines Thoren, welcher, verlassen von dem Licht des vernünftigen Erkennens, einsam auf den Gassen der Welt dahintaumelt. Aber noch immer spricht der Geist aus Gott, der dem Menschen die Sprache gab zu unserem Geiste. Wir haben ein geoffenbartes Wort, dessen Botschaft an alle Menschen gerichtet ist. In ihm wohnt noch die ganze Fülle der Kräfte der Ewigkeit; jene Allmacht des schaffenden Wortes, welche Licht und Leben aus dem Dunkel des Todes hervorrief. Da ist die Weisheit von Anfang, Wahrheit ohne Wanken, Freudigkeit und Trost in Noth und Tod. Der Geist in uns vernimmt jenes geoffenbarte Wort und erwacht zum neuen Leben; er hört wie ein träumendes Kind die Stimme des Vaters, die ihn rufet. Denn das ist eine Ansprache, welche der Geist aller Menschen, der Griechen wie der Römer, der Aegypter wie der Skythen versteht: es ist die wahre Muttersprache des Geistes. Rede du in dieser zu dem Geist der Brüder, und sie werden was du sagest verstehen und mit Freuden es aufnehmen. Und auch du, der mit uns die gleiche Verheißung empfangen hat, lies und höre was jenes in der Schrift geoffenbarte Wort in seiner göttlichen Einfalt und Würde zu dir redet. Da findet dein verlangender Geist was er suchet: Weisheit und untrüglich sichere Wahrheit, und jenen Frieden, den die Welt uns nicht geben kann.

45. Das Siegel der Beglaubigung.

Die Stadt war in Trauer. G. M., der alte treue Lehrer, groß im Erkennen und Wissen, mächtig an jenem Geiste, der das menschliche Wissen erleuchtet und verklärt, war am Sterben. Tausende hatten sonst in andächtiger Stille die Worte der Ermahnung und des Trostes gehört, die der Lehrer zu ihnen sprach. Jetzt war sein beredter Mund verstummt, denn er selber merkte in ehrfurchtsvollem Schweigen nur auf das was der Geist in seinem Innern sprach. Doch reichte er gern den besuchenden Freunden die Hand und sprach zu ihnen Worte des heitern innern Friedens.

Eines Tages besuchte ihn ein jüngerer Amtsbruder. Wie licht und hell, so sprach dieser zu dem Kranken, muß vor Ihrem Blick das dunkle Thal des Todes erscheinen. Ihr tiefforschender Geist hat die Schatten zerstreut, welche für die meisten andern Augen auf der Bahn durch die Gräber liegen. Wer konnte jemals besser, gründlicher und überzeugender als Sie alle jene Zweifel verscheuchen, welche der fleischliche Sinn gegen das Daseyn einer Seele in uns und die Fortdauer derselben nach dem Tode erhoben hat. Ich, als Ihr gewesener Schüler, kann es bezeugen, mit

welcher siegreichen Kraft Sie das ganze Heer jener Zweifel schlugen und vernichteten, wenn Sie demselben entgegentraten mit dem gesunden Urtheil des Verstandes, mit den Erfahrungen der Seelenkunde, den Aussprüchen der tieferen Denker und Weisen aller Zeiten, und den Aeußerungen eines innern Vorgefühles der Menschennatur, auch bei den rohesten Völkern. Wußten Sie doch selbst die Naturkunde als eine Zeugin für die Wahrheit der Unsterblichkeitslehre herbeizurufen, und jeder von Ihren Zuhörern, in welchem ein Sinn für solche Wahrheit sich regte, nahm die Beweise, die Sie uns für die Fortdauer der Seele gaben, als eine Urkunde mit sich, an deren Worte er sich gläubig halten konnte.

Und dennoch, so sprach der sterbende Greis, fehlte jener Urkunde, wenn sie nur so beschaffen war, wie Sie dieselbe beschreiben, das Siegel der Beglaubigung, das ihr erst ihren Werth geben mußte.

Wie meinen Sie das? so fragte der Andere.

Mein Freund! so sprach der alte Lehrer, für mich hätten alle die Beweisgründe für die Unsterblichkeit meiner Seele auch nicht die mindeste beruhigende Sicherheit, wenn nicht Er, welcher selbst die Wahrheit ist und das Leben; Er mein Erbarmer, mein Vater und mein Gott mir ein ewiges Leben zugesagt und mir verheißen hätte, daß ich da seyn solle wo Er ist. Sein Wort allein ist mir das Siegel der Beglaubigung, an das ich mich in meinem Sterben halte.

* * *

So konnte ein G. M. sprechen. — Ein anderer berühmter, tiefgelehrter Theologe erzählte einst: „Ich hatte in meiner

Jugend auch nicht im Entferntesten daran gedacht, daß ein Zweifel an dem Daseyn Gottes vorhanden seyn oder aufkommen könne. Da hörte ich als Student von einem unserer scharfsinnigsten Lehrer die Beweise für das Daseyn eines Gottes, und seine Widerlegungen der Lehren des Materialismus und Atheismus. Und die Zweifel, welche der Mann bekämpfte, entzündeten in mir einen Herd der ähnlichen Zweifel. Mir war auf einige Zeit hin mein Glauben an einen lebendigen Gott gestört, ja fast ganz genommen, bis mir nach manchem Kampf der erkennende Sinn für die Thaten dieses Gottes durch Sein Wort wieder geöffnet wurde: vor allem für die größte dieser Thaten, die Menschwerdung und Erlösung des Menschen.

Das Bemühen, die Zweifel an der Wahrheit der göttlichen Offenbarung, welche die fleischlich menschliche Vernunft erhoben hat, durch Gründe zu widerlegen, welche eben diese Vernunft sich erfand, wird immer ein vergebliches seyn und bleiben. Ja ein gefährliches dazu, weil eine solche Ausgeburt des fleischlichen Sinnes gar leicht in uns einen Samen zurückläßt, aus welchem eine große Brut von Seinesgleichen hervorwächst. Sehr verschieden aber an Wesen und Wirksamkeit sind die Gedankenbildungen, die aus jenem unreinen Element der Tiefe hervorkeimen von denen, die nur auf dem festen, sichern Grund der Wahrheit gedeihen. Denn so wie das Rohr der Sümpfe im Vergleich zur Eiche, die hoch auf dem festen Grund der Berge wächst, stehen die Erfindungen der grübelnden fleischlichen Vernunft da, gegenüber dem festen prophetischen Wort, welches als ein Licht uns scheinet im Dunkel des Pilgerweges, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgehet in unsern Herzen.

In dem Geist des Menschen wohnt ein Sinn für dieses

ewige göttliche Licht. Dieser Sinn kann nur geweckt werden durch den kräftigen Strahl jenes obern Lichtes selber, der aus dem geoffenbarten Worte und aus der Predigt seiner treuen Sendboten hervorbricht. Die ersten Verkündiger der heilsamen Gnade Gottes, welche in Christo allen Menschen erschienen war, konnten im vollsten Sinne von sich aussagen: das was wir gehöret haben, was wir gesehen mit unsern Augen, was unsre Hände betastet haben, das verkündigen wir euch. Dieses höchste Maß der eigenen Erfahrung war es auch, welche ihrem Zeugniß vom Wort des Lebens jene höchste Fülle der Kräfte gab, durch welche das neue Leben aus Gott in den Völkern der Erde so weithin und mächtig sich entzündete. Wenn auch nicht in solcher hoher Macht wie jene ersten Verkündiger, kann dennoch auch in unsern Tagen jeder treue Zeuge der ewigen Wahrheit das Wort auf sich anwenden: wir reden von dem was wir wissen und verkündigen das was wir selber mit unsern Augen gesehen, was wir in und an uns selber erfahren haben. Denn die großen Thaten Gottes durch das Wort vom Leben geschehen noch täglich vor unsern Augen; die Macht dieses Wortes wirket noch ohne Aufhören unter uns fort. Und nur ein anregendes Wort des Lehrers, das aus solch fester Ueberzeugung von der Wahrheit dessen hervorging, was er verkündet, weckt in den Hörern die gleiche Ueberzeugung. Das Schattenspiel der vernünftigen Zweifel und ihre vernünftigen Widerlegungen treibe hinaus aus dem Tempel des Herrn; laß die Sonne selber hereinscheinen und alle Schatten werden sich zerstreuen.